Germ. sp.
127
ek

Frankfurter Sagenbuch.

Frankfurter Sagenbuch.

Sagen und sagenhafte Geschichten

aus

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

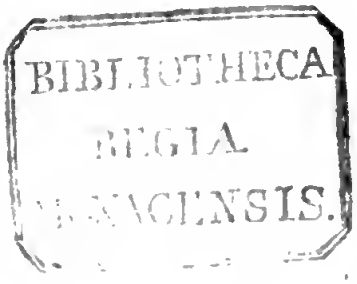
von

Karl Enslin.

Die angebornen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an!
Schiller.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1856.

20 = 4.



Eine Stadt von Meſſen ſehr berühmt
Da man allerley Wahren bekümbt
Die hat den Namen insgemein
Von fahren der Franken über Mayn.

(Lersner's Chronik.)

So freundlich an des Maines ſchönem Strande,
So groß in deines Alterthumes Glanz,
Im guten, lieben deutſchen Vaterlande
Hoch ſtrahlſt du in der Städte edlem Kranz;
Die Freiheit ſchirmet deines Handels Blüthe,
Der Handel hält des Reichthums alten Bau,
Die Religion, die Sittlichkeit, die Güte,
Sie wohnen noch in Frankfurts fleiß'gem Gau;
Und ringsherum, ein Schooskind der Natur,
Begrenzt die freie Stadt die freie Flur.

A. Kirchner.

Der Vaterſtadt

gewidmet.

„Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreu'n;
So kann ich auch nur ſagen: Nimm es hin!"

Göthe (Taſſo).

Inhalt.

	Seite
Frankfurts Gründung	1
Fastradens Ring	6
Kaiser Karls Rechtsspruch	7
Der verteufelte Königssohn	9
Kaiser Ludwigs Erscheinung	12
Kaiser Konrad trägt das Kreuz	13
Der Hainer Hof	14
Brunhilde und Hildegard	15
Der Frohnhof	18
Der Schelm von Bergen	19
Heirathszwang	22
Doppelt gebannt	24
Kaiser Rudolphs Wahl	24
Glauburg	26
Die zwei Glauburger	28
Rundhütchen	30
Der Hahn auf der Brücke	33
Der Reuner in der Wetterfahne	35
Geißelfahrt und Judenschlacht	39
Günther von Schwarzburg	47
Die goldene Bulle	54
Die Kronberger Schlacht	58

Seite

Der Mönch auf dem Gutleuthof 62
Der Messerschmiede Wappen 63
Die burgere von Franckinford ꝛc. 65
Der Bachtanz 67
Der Lump 71
Der Erbsenhandel 72
Der fromme Adel 76
Doktor Faust in Frankfurt 78
Der Rattenpfennig 80
Die Thurmkrone 82
Luther in Frankfurt 84
Wunderliche Zumuthung 86
Fünf Volkslieder 88
Frankfurter Apophthegmata 110
Das Fettmilchplätzchen 115
Der Schwedenschuß 119
Die polnische Mutter 119
Der bucklige Geiger 120
Die Abschaffung der Folter 122
Der kluge Richter 126
Die Pest zu Frankfurt 128
Das Einhorn 130
Ausführliche Beschreibung ꝛc. 131
Juden- und Christenschwänke:
1. Die Bartschuld 136
2. Der getäuschte Roßtäuscher 137
3. Theures Salz 138
4. Lehrgeld 138
5. Die Weinfässer 139
6. Die drei Ringe 140
7. Josua's Ochsenritt 141
8. Doktor Esel 142
Erstes Buch Mosis und Psalmen 143
Des Spritzenmeisters Tod 144
Die Nachricht 145
Wahrhafftigkeit der Weibs-Leuth 147
Der Hochzeitsgast 148

Seite

Cüſtine's Leibwache 149
Cüſtine's Prophezeihung 150
Die letzte Kaiſerniſche 151
Der letzte Krönungsbeutel 155
Die Krönungsnacht 157
Der Türkenſchuß 160
Zwei Kirchweihſchüſſe 164
Die drei Leyern 167
Der Irrlichtertanz 176
Hinter der ſchlimmen Mauer 179
Narziß 198
Senckenberg und Pfefferkorn 199
Doktor Ritter 206
Ahasverus in Frankfurt 210
Der ſilberne Eſel 214
Das Mädchen an der Brücke 216
Der Kutſchenkauf 217
1813 219
Die Söhne der Wittwe 222
Der Erfinder des Aepfelweins 224
Vier Niederräder Traditionen:
1. Der Kapuziner 224
2. Die Bockreiter 225
3. Der Kettenbär 226
4. Das „Bihrnſtrenzen" 227
Altkönig und Pfingſtweide 228
Die luſtigen Geſellen 232
Das lutheriſche Meßbüblein 234

Anhang.

	Seite
Die Frankenfurt	257
Heil Frankfurt!	259
Der freien Stadt Frankfurt	262
Das Cruzifix auf der Mainbrücke	264
Parallellinien	267
Mainwanderung	269
Auf dem Feldberg	271
Aus Ruinen	273

* * *

Anmerkung.

Vorreden lieſt man nicht gern — mit Nachreden gibt man ſich lieber ab; und mit einem „Bücherhauf, den Würme nagen, Staub bedeckt", wollt' ich die Hausthür auch nicht verbarrikadiren. Deßhalb ſchafft' ich der „Urväter Hausrath" hinten hin und machte aus der Vorrede mir gleich ſelbſt eine Nachrede. Wer demnach Freund iſt von übler Nachrede oder ſonſtigem überflüſſigem Gered' und Geräth, wird gebeten, ſich gefälligſt in das Hinterzimmer zu bemühen: dort iſt dergleichen zu finden.

K. E.

Frankfurter

Sagen und Geschichten.

Die Stadt Franckfurth am Mayn lobſam
Iſt weit berühmt durch Europam
Nicht nur wegen der Meß zumahl
Sondern durch vieler Kayſer Wahl.

Die Stadt genannt der Francken-Fahrt
Iſt eine Tochter der Götter zart
Wird recht die kleine Welt genannt
Weil alles dahin wird geſandt
Was Gott der gantzen Welt nur gibt
Was da nicht iſt, das findt man nicht.

(L. Chr.)

Frankfurt's Gründung.

1.

Karolus Magnus, der Kaiſer des großen Frankenreiches, führte viele und lange Kriege mit den heidniſchen Sachſen, die er mit aller Gewalt zum Chriſtenthum bekehren wollte.

Aber die Sachſen wehrten ſich tapfer um ihren Glauben und ihre Freiheit und ſchlugen gar manchmal das Heer ihres gewaltigen Feindes.

So mußt' er denn auch einmal, nachdem ihm viele ſeiner Helden von Sachſenhänden erſchlagen worden, mit dem Reſt ſeines Heeres fliehen in Nacht und Nebel.

Und ſie kamen an den Fluß, der da Main genennet wird, hätten gern drüber gemocht, konnten aber nicht; denn er war tief.

Die Sachſen aber waren hinter ihnen; und ſo war die Noth groß und guter Rath theuer.

Da betete der Kaiſer und that ein Gelübde: wenn ihn Gott glücklich hinüber geleite, wolle er drüben eine Stadt gründen, die zur Ehre des Herrn erblühen ſolle.

Da zertheilte ſich der Nebel, und die Franken ſahen eine weiße Hirſchkuh mit ihren Jungen durch das Waſſer gehen bis an das jenſeitige Ufer.

Und ſie folgten ihr nach durch die Furt und erreichten glücklich das Land.

Die Sachſen aber konnten im Nebel die Furt nicht mehr finden.

Da redete der Kaiser seine Krieger folgendermaßen an:

„Es ist mir lieber, den Vorwurf von den Völkern zu hören, ich sei geflohen, als daß sie sagen, ich sei gefallen; denn so lang ich lebe, lebt auch der Rächer meiner Ehre! Die göttliche Barmherzigkeit aber sei gepriesen! Und diese Stätte hier sei fernerhin der Franken Furt genannt; dort drüben aber sollen die Sachsen hausen!" —

Und bis auf den heutigen Tag nennt man die Stadt am Main: Frankfurt und Sachsenhausen. Und auf der Sachsenhäuser Brücke, nicht sehr weit von der Stelle, an der die Furt war (am Fahrthor), steht das Denkmal des großen Karl, des Gründers der Mainstadt.

Diese Sage ist nacherzählt der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg (geb. 976, gest. 1018) und ist die einzige über die Gründung Frankfurts, die, wenn auch nicht im Volk entsprungen, doch ins Volk gedrungen, jedoch wohl erst in neuerer Zeit durch Buch und Schule.

Da nun aber, wohl mit veranlaßt durch diese Sage, unter dem Volke noch häufig die Meinung auftaucht, Karl der Große sei der wirkliche erste Erbauer Frankfurts gewesen, so ist zu berichtigen, daß der Ursprung Frankfurts in viel frühere Jahrhunderte fällt, und daß Karl der Große es nur aus seinem sagenhaften Dunkel hervorhob, indem er im Jahre 794 eine große Kirchenversammlung daselbst hielt, von welcher sich die erste bekannte Urkunde datirt, worin Frankfurt genannt wird; demnach muß auch schon damals (794) Frankfurt ein sehr bedeutender Ort gewesen sein.

Im Jahr 790 kam Karl der Große auf einer Mainreise zu Schiff an der Frankenfurt vorüber und mochte wohl damals den ersten Entschluß gefaßt haben, in dieser schönen, milden Wald-

gegend (dem Dreieichenhain) ein Jagdſchloß zu erbauen — an der Stelle der jetzigen Leonhardskirche.

Im Jahr 794 war die untere Maingegend der Sammelplatz der fränkiſchen Krieger, die gegen die Sachſen zogen. Um in der Nähe ſeines Heeres bleiben zu können, ließ Karl jene Kirchenverſammlung in dem Palaſt und Flecken Franconofurd halten.

In der Nähe der Königshöfe zwang Karl die beſiegten Sachſen, ſich anzubauen. Daher: Sachſenhauſen. —

Jene Kirchenverſammlung, durch die Frankfurt zuerſt im fränkiſchen Reiche bekannt und berühmt ward, war gegen das zweite Concilium zu Nicäa in Kleinaſien gerichtet, das die griechiſche Kaiſerin Irene 787 hielt, die ſpäter, um ſich auf ihrem Throne zu befeſtigen, den Entſchluß faßte, Karl den Großen zu heirathen. Ihr Nachfolger jedoch, Kaiſer Nicephorus, verbannte ſie auf die Inſel Lesbos im ägäiſchen Meere, wo ſie 803 in einem Kloſter ſtarb.

Auf jenem Concil zu Nicäa wurde der Bilderdienſt, die Verehrung der Heiligenbilder durch Küſſen, Kniebeugung, Räuchern und Lichteranzünden, zum Kirchengeſetz erhoben, ſowie auch das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet.

Auf der Synode zu Frankfurt aber wurde die Bilderverehrung ſtrenge verboten; ferner wurde die Ketzerei zweier ſpaniſchen Biſchöfe, Felix und Elipandus, verdammt, die in Chriſtus nicht den wirklichen Sohn Gottes, ſondern nur einen angenommenen, einen Adoptivſohn, erkennen wollten; *) ferner wurde die Entrichtung

*) Karl ſchrieb an Elipandus, den Biſchof von Toledo: „Wähnt nicht, durch Klügeln eures Menſchenverſtandes die göttlichen Geheimniſſe zu durchdringen, ſondern ehret lieber im Glauben, was des Menſchen Gebrechlichkeit durch verwegenes Grübeln nicht zu finden vermag.“

des geſetzlichen Neunten und Zehenten, die Abgabe an die Geiſtlichkeit, eingeſchärft u. ſ. w.

Unter den weltlichen Angelegenheiten war diejenige die wichtigſte, die den Herzog Thaſſilo von Baiern betraf. Er bat um Verzeihung wegen ſeines Treubruchs gegen den Kaiſer, verzichtete auf ſeine Beſitzthümer und empfahl ſich und ſeine Kinder der Gnade Karls, der ihm auch verzieh, ihn aber in ein Kloſter verbannte.

Und andere Dinge mehr.

2.

Etwas verwandt mit jener Sage, aber viel geringfügiger als ſie, iſt nachfolgende ziemlich wortgetreu überſetzte, aus einer alten ſächſiſchen Chronik:

„Cronecken der ſaſſen. — Duſſe Kronecke von keyſeren vnde anderen Furſten vnd ſteden der ſaſſen mit oren wapen hefft geprent Peter ſchoffer von gernßheim. In der eddelen ſtat Mencz die eyn anefangk is der prentey. In deme iare na criſti gebort duſent vierhundert LXXXXII oppe den Seſten dach des Merczen."

(Chronik der Sachſen. — Dieſe Chronik von Kaiſern und andern Fürſten und Städten mit ihren Wappen hat gedruckt Peter Schöffer von Gernsheim in der edeln Stadt Mainz, die ein Anfang iſt der Buchdruckerei; in dem Jahre nach Chriſti Geburt 1492 auf den ſechſten Tag des März.)

„Sunte hulpen barch."*)

(Sankt Hülfs-Berg.)

König Karl zog mit einem Heere gegen die Sachſen. Und die Sachſen hatten auch ein großes Heer, zogen König Karl mit

*) Unter der Ueberſchrift ein Holzſchnitt: ein hoher, kahler Berg, darauf ein großes Kreuz.

Macht entgegen und wurden ihm so stark, daß er auf einen hohen Berg floh, der nun der heilige Hülfs-Berg heißt. Er führte allezeit ein Kreuz mit sich, wenn er in den Streit zog; und da er auf diesen Berg floh, setzte er das Kreuz nieder und rief die Hülfe Gottes an, welche ihm auch zu Theil ward. Und er ließ das Kreuz auf dem Berge. Darnach ward eine Kapelle dort gebaut, genannt St. Hülfs-Berg.

Derweilen König Karl auf dem Berge war, floh sein Volk über das Wasser, das da heißt der Main. Da kehrten die Sachsen wieder und riefen: Franke fort, Franke fort! Dann bauten sie dort eine Feste und hießen sie Sachsenhausen, in der Meinung, daß die Sachsen da hausen wollten.

Also half Gott dem König, daß er wieder zu seinem Volke kam. Er zog wieder gegen die Sachsen und verjagte sie von der kleinen Festung, die sie gebaut und Sachsenhausen geheißen hatten, und baute auf der andern Seite des Wassers, wo die Sachsen gestanden und gerufen: Franke fort, Franke fort! auch eine Feste, und nannte sie, den Sachsen zum Spott, nach den Worten, die sie gerufen: Frankfort.

Also daß nun davon geworden ist eine große Kaufstadt, und heißt noch bis zum heutigen Tage Frankfurt; und das Andere auf der andern Seite des Wassers heißt auch noch Sachsenhausen. Und es sind zwei Städte, geschieden durch das Wasser des Mains.

3.

Ueber den Ursprung oder die Gründung Frankfurts gibt es noch andere sogenannte Sagen, die sich aber allzuweit in nebelhafte, altersgraue Vorzeit verlieren, sich an nichts Geschehenes oder Vorhandenes anlehnen, jeder historischen Unterlage entbehren und nur als ganz willkürliche Erdichtungen der Chronikenschreiber anzusehen sind.

So ſoll Frankfurt früher Helenopolis (von Helena, der Mutter Kaiſer Konſtantins des Großen), Teutoburgum (Teutſchburg), Artaunum (vom Taunusgebirg) geheißen haben und ſein Urſprung wird bis zum König Priamus von Troja und bis zu Vater Noah hinaufgeleitet.

Faſtradens Ring.

Karl der Große hatte nicht weniger als fünf Gemahlinnen — natürlich hinter einander. Die ſchlimmſte ſcheint die vierte geweſen zu ſein, Faſtrada, des Grafen Rudolph von Thüringen Tochter — und doch ſcheint es auch wieder, als wenn Karl gerade dieſe am meiſten geliebt habe, wie nachfolgende Sage bezeugt.

Im Auguſt 794 ſtarb Faſtrada in Frankfurt am Main. Karl war untröſtlich und nicht von dem Sterbebette wegzubringen, ſo viel ihm ſeine Freunde auch zuredeten. Er wollte gar nicht glauben, daß Faſtrade geſtorben ſei, ſondern dachte, daß ſie nur ſchlafe.

Daran war ein Ring ſchuld — ein Zauberring.

Im Traume ſah dies der Erzbiſchof von Mainz; um den Kaiſer von der Leiche zu entfernen, nahm er heimlich den Ring aus Faſtradens Haar, und um ihn recht ſicher zu verwahren, hing er ihn ſich ſelbſt um.

Sobald der Ring fort, war auch die Liebe Karls zu Faſtrada erloſchen, und er wunderte ſich nun, wie ſein Herz ſo lang an einer kalten Leiche hatte hängen können.

Er ließ ſie nun im Kloſter des heiligen Alban zu Mainz mit allen Ehren begraben. *)

Aber jetzt kommts noch wunderlicher. Denn der Ring hatte ſeine Zauberkraft nicht verloren in der Nähe des frommen Seelen-

---

*) Ihre Grabſchrift befindet ſich gegenwärtig noch im Dom zu Mainz.

hirten. Karl entbrannte nun für den Biſchof in heißeſter Liebesgluth, ſo daß es dieſem angſt und bange wurde und er nach Aachen entfloh, wo er den Ring von ſich warf und zwar in einen tiefen Teich.

Von dem Zauber des Rings jedoch angezogen, kam Karl auch nach Aachen und auch an jenen Teich. Und ſogleich baute er dorten einen herrlichen Palaſt.

Bis zu ſeinem Tode ſoll er Stunden und Tage lang an jenem Teiche geweilt und mit heißer Liebesgluth hineingeſehen haben, bis daraus Faſtradens lichtumfloßnes Bild emporgetaucht.

Kaiſer Karls Rechtsſpruch.

„Ich fodr' Euch auf beim Rechte,
Wovon Ihr ein verdienter Pfeiler ſeid,
Kommt nun zum Spruch!"
Shakspeare (Shylock).

Ein Kaufmann borgt von einem Juden tauſend Gulden unter der Bedingung, daß, wenn er nicht am beſtimmten Tag die Schuld zurückzahlen würde, der Jude ihm ein Pfund Fleiſch aus ſeinem Leibe, beliebig wo, herausſchneiden dürfe. Der Kaufmann geht die Bedingung ein, die Rückzahlungsfriſt wird beſtimmt, und vor Zeugen wird der Vertrag gerichtlich zu Papier genommen.

Der Kaufmann verreiſt nun außer Landes, um ſein Glück zu verſuchen, kehrt mit großem Gewinn wieder zurück, trifft aber den Juden nicht daheim und verſäumt ſo die Friſt der Rückzahlung ſeiner Schuld. Als er nun ſpäter den Juden trifft und ihm ſein Geld geben will, will es dieſer nicht nehmen, weil das Ziel verſtrichen ſei. Der Kaufmann bietet ihm mehr und immer mehr; der Jude aber hält feſt an dem ſchriftlichen Vertrag, weil die

rechtzeitige Frist versäumt sei, seinem Schuldner ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu schneiden. Dem Kaufmann gefällt dieser Handel natürlich gar nicht, und er bringt es endlich dahin, daß Beide zu dem Kaiser Karl dem Großen reiten, damit dieser den Zwist entscheide.

Unterwegs aber schläft der Kaufmann auf dem Pferde ein und reitet ein Kind todt, das ihm unvorsichtig in den Weg gelaufen. Der Vater des Kindes beschuldigt ihn nun des Mordes und folgt den beiden Reisenden an den Hof des Kaisers, um dort sein Recht geltend zu machen.

Angelangt im Kaiserschloß, begegnet dem Kaufmann noch ein neues unverschuldetes Unglück. Sitzend am offenen Fenster, ist er abermals eingeschlafen, stürzt hinunter und fällt auf einen alten Ritter, der unten sitzt und der durch den Fall getödtet wird. Und der Sohn des Ritters, Rache verlangend, tritt nun als dritter Kläger gegen den vom Unglück verfolgten Kaufmann auf.

Drei Rechtshändel sind also zu entscheiden, und bei jedem handelt es sich um ein Menschenleben.

Die drei Kläger erscheinen nun mit dem Beklagten vor dem Throne Kaiser Karls.

Zu dem Juden, der nach schriftlichem Vertrage sein Pfund Menschenfleisch will, spricht der Kaiser: „Deine Klage ist gerecht! Halten wir uns genau an euern Vertrag! Ein Pfund Fleisch! Nicht mehr und nicht weniger! Auch nichts Anderes, als pures Fleisch! Bring' Messer und Wage! Mag der Kaufmann sich entblößen! Aber das sag' ich dir, Jude, sofern auch nur ein Tröpflein Blut fließt, so ist dein Leben verloren; denn nur von Fleisch ist in deinem Schein die Rede! Und sofern du auch nur ein Deutchen mehr oder weniger herausschneidest, so ist es abermals um deinen Kopf geschehen; denn genau von einem Pfund ist in

deinem Schein die Rede! Nun alſo: wacker darauf los geſchnitten!“ —

Aber der Jude, als er ſolchen Spruch hört, ſteht gern von ſeinem Recht ab und macht weiter keinen Anſpruch auf ſein Pfund Fleiſch. —

Nun ſpricht der Kaiſer zu dem Vater, deſſen Kind der Kaufmann willenlos todtgeritten: „Der Verluſt deines Kindes muß dir erſetzt werden! Nimm den Kaufmann mit dir nach Hauſe zu deinem Weib und laß ihn ſo lange deren ehelich Gemahl ſein, bis dir erſetzt iſt, um was er dich gebracht!“ —

Aber auch dieſer Kläger thut gern nach ſolchem Spruch auf ſein Recht Verzicht und verlangt weiter keinen Erſatz für ſein Kind. —

Nun kommt der Sohn des alten Ritters, welch letzteren der Kaufmann todtgefallen. Der Kaiſer ſpricht: „Gleiches werde durch Gleiches geſühnt! Dein Vater ward erſchlagen durch den Fall dieſes Mannes — gut — ſo gehe du nun an dasſelbe Fenſter, an dem der Kaufmann ſaß; dieſer aber ſoll unten an denſelben Platz ſich ſetzen, wo dein Vater ſich befand: — darauf magſt du den Beklagten dann ebenfalls zu Tode fallen!“ —

Aber auch der dritte Kläger, der daneben zu fallen fürchtete, gab das Recht an ſeine Klage auf.

Und ſo waren die drei ſchwierigen Rechtshändel zu Gunſten und zur Zufriedenheit des unglücklichen Kaufmanns entſchieden, der dankend die Weisheit des großen Kaiſers pries.

Der verteufelte Königsſohn.

Nach Karls des Großen Tode gingen die Karolinger mit dem großen Frankenreich um, als wär's ein Gemüsgärtlein. Da wurden die Beete getheilt, dann wieder vereinigt, dann wieder getheilt und nochmals getheilt und abermals getheilt — ſo daß vor

lauter Theilen Keiner mehr recht wußte, wem dies Stücklein Krautland gehöre und wem jenes Ecklein Rüben.

Und dabei ewiger Zwiſt zwiſchen Vätern und Söhnen und Brüdern und Enkeln, ſo daß man wirklich glauben möchte, der Teufel ſei hier mit im Spiel und ſäe überall Zwietrachtsſamen und Unkraut.

Aber er war auch dabei.

König Ludwig, der Deutſche benannt, wollte einmal wieder Ordnung herſtellen und zeigen, wer Herr im Hauſe ſei. Deßhalb beſchied er ſeine gegen ihn aufrühreriſchen Söhne Ludwig und Karl nach Frankfurt am Main; denn hierher war er gekommen, um in ſeinem Palaſt das Weihnachtsfeſt zu feiern. Hier ſollten ſie bereuen und Buße thun und ſich wieder mit ihrem Vater ausſöhnen.

Und ſie kamen auch; aber der Teufel kam mit.

Wie ſie nun ſo manches herbe Wort über ihren Ungehorſam vernehmen mußten, ſo war's dem Karl doch faſt leid, daß er gekommen war. Das merkte nun aber der Teufel und verwandelte ſich ſchnell in einen Engel des Lichts, trat zu Karl hin und ſagte ihm ins Ohr: „Sei ruhig, Männlein und bleib'! Du kriegſt doch Alles! Dein Vater will's freilich den Andern geben; aber das wäre ja eine Beleidigung gegen die Majeſtät des Herrn Himmels und der Erden!" —

Aber dem Karl ſtieg dieſe Nachricht alſo zu Gehirn daß er raſend wurde und beſeſſen in die nächſte Kirche rannte. Der Teufel jedoch ließ nicht ab, folgte ihm und ſagte: „Aber ſo ſtelle dich doch nicht ſo ungeberdig bei ſolch himmliſcher Kunde! Was wütheſt du denn und fürchteſt dich und fliehſt mich! Dürft' ich dir denn an dieſe heilige Stätte folgen, wenn ich ein hölliſcher und nicht ein himmliſcher Geſandter wäre, der dir die Zukunft enthüllt!" —

Und um ſeine ſchlimme Sendung ganz zu vollenden, gab der Böſe dem bethörten Königsſohn ſogar das Abendmahl mit eigner Hand; mit dem Genuß der Hoſtie fuhr er aber vollends in ihn hinein; und ſo hatte alſo wirklich jetzt Karl den Teufel im Leibe.

Da kamen ſein Vater und die Großen des Reichs, Biſchöfe und andere Leute, um den verlorenen Sohn zu ſuchen.

Der aber brüllte und ſchäumte in teufliſcher Wuth, ſchlug um ſich, verwünſchte die ganze Welt und drohte Alles zu zerreißen.

Sechs Männer konnten ihn kaum halten; er riß Wehrgehenk, Schwert, Gürtel und Kleider vom Leibe und ſchleuderte es zu Boden. Der Teufel aber ſchüttelte ihn immer heftiger.

Da trat der Erzbiſchof hinzu und las eine Meſſe — lateiniſch. Karl aber kam nicht zur Beſinnung, ſondern ſchrie immerfort: „Weh'! Weh'!“ —

Und ſein Vater Ludwig ſprach: „Siehſt du nun, mein Sohn, mit wem du dich verbunden haſt, boshafte Anſchläge gegen mich zu ſchmieden! Siehſt du, daß Alles an den Tag kommt! Bekenne dein Verbrechen, ſo will ich dir verzeihen, und Gott wird dir auch vergeben!“ —

Da rüttelte ſich Karl noch einmal mächtig; denn wie der Teufel den Namen Gottes — deutſch — gehört hatte, fuhr er aus; und Karl bekannte nun ſeinen Ungehorſam gegen ſeinen Vater. —

Später nannte er die Kirche, in der dies geſchah, dem Erlöſer zu Ehren, Salvatorskirche *), weil er darin vom Teufel erlöſt wurde.

---

*) Spätere Bartholomäuskirche — der Dom.

Ob nun aber der Teufel in ihm geſteckt, oder ob er nur dieſen Teufelsſtreich ausgeübt, um ſeinen Vater zum Mitleid zu bewegen, darüber ſind die Gelehrten nicht einig.

Schlecht ging es ihm aber auch nachher noch, dieſem Karl dem Dicken; denn als er wirklich Alleinherr des Reichs geworden war, ſetzten ihn die Großen wieder ab, und von treuloſen Dienern ſoll er bald darauf erwürgt worden ſein.

Doch nach dieſer Zeit iſt in dem Gemüsgärtlein auch noch viel Unkraut in die Höhe geſchoſſen.

Kaiſer Ludwigs Erſcheinung.

Ludwig der Jüngere war einer von den drei Söhnen des Kaiſers Ludwig des Deutſchen und ſpielte auch gern mit Reichstheilen und Vaterkrieg.

Nach ſeines Vaters Tode war er einmal zu Frankfurt am Main, um mit ſeinen Getreuen wieder einmal über Krieg und Frieden zu berathen.

Es war im Februar, in der Faſtenzeit: ob er gefaſtet, ſteht nicht geſchrieben; aber gebetet hatt' er einmal nicht, als er ſich Abends ſchlafen legte.

Da erſchien ihm des Nachts ſein Vater in großer Pein und ſprach in lateiniſcher Sprache — denn damals redeten auch die Geiſter lateiniſch — zu ſeinem Sohne:

„Ich beſchwöre dich bei unſerm Herrn Jeſus Chriſtus und der heiligen Dreifaltigkeit, daß du mich aus dieſer Qual, die ich leide, erlöſeſt, damit ich endlich das ewige Leben erlange!“ — .

Ludwig der Jüngere, der gar nicht vermuthet hätte, daß ſein Vater in's Fegfeuer und nicht ſogleich in den Himmel gekommen ſei, erſchrack und gedachte ſeiner eigenen Sünden.

Und um doch auch einmal ſeinem Vater zu gehorſamen, ließ er alle Klöſter ſeines Reichs auffordern zum Gebet für die gequälte Seele ſeines Vaters.

Ob's darauf im Fegfeuer und im deutſchen Reich beſſer geworden ſei, vermeldet die Chronik nicht.

Kaiſer Konrad trägt das Kreuz *).

Im Jahr 1142 hielt Kaiſer Konrad III. einen Reichstag zu Frankfurt am Main.

Auch Bernhard von Clairvaux, der begeiſterte Kreuzzugsprediger, hatte ſich eingefunden.

In der Stiftskirche war aber ein ſolches Volksgedränge um den heiligen Mann, daß er ſich des zudringlichen Haufens kaum erwehren konnte.

Da half der Kaiſer ſelbſt aus der Noth. Kurz entſchloſſen, warf er ſeinen Mantel weg, faßte mit ſtarkem Arme den heiligen Bernhard und trug ihn ſchwebend aus der Kirche.

Das Volk wich natürlich zurück, machte eine Gaſſe und ließ den kaiſerlichen Laſtträger hindurchſchreiten.

Der heilige Bernhard lächelte ſchelmiſch über dieſes Kreuzzüglein in Frankfurt. Als aber dem Kaiſer ſein Kreuz zu ſchwer ward, nahm er es von den Schultern herunter. Kaum fühlte jedoch Bernhard feſten Boden unter ſeinen Füßen, ſo ſagte er: „Nun aber auch nach Paläſtina!“ —

---

*) Dieſe Begebenheit wird auch ins Jahr 1147 nach Speyer verſetzt.

Das ſchien dem Kaiſer weniger zuzuſagen, ſintemal das heilige Land etwas weit abliegt vom deutſchen Reiche. Er bat ſich deßhalb Bedenkzeit aus. Erſt nach einigen Jahren ließ er ſich dazu bewegen, als die Beiden wieder zuſammentrafen in Speyer.

Aber der große Kreuzzug lief nicht ſo gut ab, als der kleine in Frankfurt.

Der Hainer Hof.

Bernhard von Clairvaux konnte nicht nur predigen, ſondern auch Wunder thun. Er konnte nicht nur Geſunde krank, ſondern auch Kranke geſund machen.

Als er in Frankfurt am Main ſeine Kreuzpredigt hielt, wurden die Siechen und Gebrechlichen aus der ganzen Gegend zu ihm gebracht; und es ſoll da Mancher kurirt worden ſein, wenn auch nur von ſeiner Einbildung.

So ward auch ein Greis hergebracht von edlem Geſchlecht; er hatte die Gicht; die ſollte ihm der Wunderthäter abnehmen.

Bernhard reichte ihm die Hand und im Augenblick war die Gicht verſchwunden.

Da rief ein anweſender Prieſter: „Nimm dein Bett und gehe heim!“ —

Das that Jener, und alles Volk ſtaunte.

Auch noch einen Taubſtummen und ein lahmes Weib heilte der heilige Bernhard.

An dem Orte nun, wo dies Alles geſchah, erbauten die Mönche des Kloſters Haina im Heſſenlande eine Kapelle zum ewigen Andenken.

Noch jetzt führt der Hof in der Nähe der Domkirche den Namen Hainerhof; Wunder aber sollen dort nicht mehr geschehen.

Brunhilde und Hildegard.

1.

Der höchste Berg des Taunusgebirgs ist der große Feldberg. Sein Gipfel ist 6 Stunden von Frankfurt am Main entfernt und 2721 Fuß über der Meeresfläche. Auf der nordöstlichen Seite seiner kahlen, fast nur mit kümmerlichem Haidekraut bewachsenen flachen Kuppe erhebt sich ein zerklüfteter Quarzfels, welcher 12—14 Fuß hoch ist und 80 Fuß im Umfange hat. Er heißt Brunhildenstein (auch Teufelskanzel) und wurde in früheren Zeiten auch wohl Agrippinentempel und Venusstein genannt.

Brunhilde (nicht zu verwechseln mit der Brunhilde des Nibelungenliedes, der Feindin Chriemhildens) war die Gemahlin Siegberts, Königs von Austrasien, eine schöne, kluge und kühne, aber auch grausame, herrschsüchtige, furchtbare Frau, die, des Mordes von zehn Personen aus dem königlichen Hause beschuldigt, in ihrem 80. Jahr eines gräßlichen Todes starb. Sie wurde drei Tage lang gefoltert, dann auf ein Kameel gebunden und dem Heere zur Schau im Lager herumgeführt, endlich noch an den Schweif eines wilden Rosses gebunden und zu Tode geschleift. Geschehen im Jahre 613.

Diese Dame nun, der man auch schon die Gründung Frankfurts zugeschrieben, soll oft den Gipfel des Feldbergs bestiegen und

manche Nacht dort oben auf dem Felſen zugebracht haben um im Strahl der aufgehenden Sonne ihr weites, ſchönes Reich zu überſchauen. Auch ſoll ſie auf den Feldberg geflüchtet ſein, um in den umliegenden Gauen ſich nach Hülfe umzuſchauen, ſoll ſich auch ein Schloß dort gebaut haben, das ſie ihr Bette nannte, und ſoll endlich auch unter jenem Fels begraben liegen.

Gott ſchenk' ihr die ewige Ruhe. —

Die Stellen aber, die ihr zu Sitz und Bett gedient haben, zeigt man in jenem Felſenklumpen noch und nennt dieſen deßhalb auch den Bettſtein, das Bette der Brunehilde (lectulus Brunehildis).

2.

Zur Zeit, als Bernhard von Clairvaux in Frankfurt Kreuzzugpredigten hielt und Wunder that, geſchahen auch auf dem Feldberg Wunder.

Denn da war die Aebtiſſin des Kloſters Rupertsberg bei Bingen an der Nahe, die heilige Hildegard — dieſe pilgerte zu jener Zeit auf den Feldberg, um dort oben, alſo dem Himmel etwas näher, Schutz und Segen zu erflehen für das heilige Werk des heiligen Bernhard. Knieend auf hartem Steine, dem Brunhildenfelſen, rang ſie die Hände vom Morgen zum Abend in glühendem Gebete — bis ſie ermattet auf den Stein niederſank.

Aber, o Wunder, der Stein wurde zu weichem, ſchwellendem Lager, als wären es Eiderdunen, auf denen die begeiſterte, nun aber vom Gebet ermüdete Seherin entſchlummerte.

Und als ſie ſich ſchlafgeſtärkt wieder erhob, bewahrte die Stelle des Steins, da ihr heiliges Haupt geruht hatte, in deutlichen Zeichen den Abdruck des Hauptes — wie noch jetzt jeder fromme Feldbergswaller ſelbſt ſehen kann.

3.

Noch ein kleiner Briefwechsel.

Gottfried, der Probst des Frankfurter Stifts schrieb an die heilige Hildegard:

„Ich habe sehnlichst gewünscht, dich persönlich zu sehen, bin aber durch mehrfache Geschäfte daran verhindert worden, weßhalb ich dich schriftlich begrüße. Ich wünsche nicht, daß dir mein Name unbekannt bleibe, da ich bei Tag und bei Nacht nach meinem Vermögen zu Gott für dich bete. Von deiner Güte erbitt' ich, daß du meiner, als eines Sünders vor der Gnade göttlicher Herrlichkeit gedenkest und wünsche dir so lange zu leben, als man im Himmel Heute sagt."

Die heilige Hildegard antwortete ihm, was sie in einer Vision gehört und gesehen, und fuhr dann fort:

„Siehe daher von deiner Jugend an zu, o Mann, der du die Kenntniß des Guten und Bösen hast, was deine Gesinnung und deine Werke vor Gott sind, daß dich sein Zorn nicht tödte, und deine Seele, wenn sie sich vom Körper trennt, sage: Wehe mir, wohin wend' ich mich, wohin geh' ich, was wird mein Leben sein, und welche Werke folgen mir nach? ob die nämlich, welche du aus irdischem Treiben vollbracht. Hüte dich, daß du nicht erzitterst, wenn die Himmelsbürger dir zurufen: Siehe zu, wie groß Gott ist. Möchtest du leben in Ewigkeit!" —

Die heilige Hildegard starb 1180 im 82. Jahr ihres Lebens.

Der Frohnhof.

Nicht weit von Frankfurt am Main liegt der Badeort Soden, der früher zu Frankfurt am Main gehörte und deſſen Namen von Salzſieden herſtammt.

Dort iſt ein Hügel, welcher das Nadelkiſſen heißt, und auf dem vor alten Zeiten ein Kloſter geſtanden hat.

In dieſem Kloſter lebte einſt eine heilige Frau, die nicht nur beten, ſondern auch waſchen konnte.

Ihre Waſche aber hing ſie nicht, gleich andern Waſchweibern auf ein Seil zum Trocknen, ſondern in die Luft, in die pure, leere Luft.

Die Sodener Luft aber iſt ſehr gut und ſehr geſund, nicht nur für Bruſtleidende, ſondern auch für Weißzeug, das an zu großer Näſſe leidet.

Und die Luft heilte auch allemal die Bleichſucht der heiligen Frau und trocknete ihre Waſche.

Wenn die Sodener dies ſahen, dann kamen ſie heraus vor die Hausthüren und konnten ſich nicht ſatt ſehen an dem blauen Wunder.

Auch ſolls ein Vorzeichen von ſchönem Wetter geweſen ſein.

Endlich aber mußte wohl die heilige Frau Nichts mehr zu waſchen und zu bleichen haben oder war gar ſelbſt verblichen; denn lange ſahen die Sodener Nichts mehr in der Luft ſchweben, als blauen Dunſt und düſtre Wolken.

Die Kloſtermauern aber fingen an, wackelig zu werden und einzuſtürzen.

Da hieß es denn, die weiße Frau ſei erlöſt, ohne daß man wußte, wer das Erlöſungswerk vollbracht.

Die Bauern wollten nun das Kloſter vollſtändig abreißen und

ein neues an die Stelle bauen. Aber so oft sie auch begannen, Alles fiel immer wieder ein.

Da ward ihnen der Befehl, die verwünschten Steine unentgeldlich nach Frankfurt zu fahren; dort mußten sie davon den Frohnhof bauen, der heute noch unvergessen ist und von dem die Frohnhofstraße den Namen hat.

Der Schelm von Bergen.

1.

Friedrich der Rothbart, glorreichen Andenkens, hatte, als er zum deutschen Kaiser erwählt war, in seinem Palast zu Frankfurt am Main eine Mummerei oder einen Maskenball veranstaltet, wozu Jeder freien Zutritt hatte, und wo denn auch Vornehm und Gering sich lustirten am Tanz und Scherz.

Eine der eifrigsten Tänzerinnen war die neue Kaiserin, Barbarossa's Gemahlin.

Zu ihr tritt nun eine stattliche Maske und ladet sie zum Tanze ein. Die Kaiserin schlägt's nicht ab; denn schon lange hatte sie in jenem Vermummten den besten und gewandtesten Tänzer des ganzen Abends beobachtet.

Und mehr als einmal hatten sich die Beiden im Saale herumgeschwungen, gefielen sich gegenseitig recht gut — und warum auch das nicht: waren es doch beide menschliche Gestalten, wenn auch verlarvte.

Da kam endlich die Stunde der Entlarvung heran. Alle mußten ihre Maske abnehmen, auch der Lieblingstänzer der Kaiserin.

Aber welche Entrüstung und welcher Schrecken, ja, welches Entsetzen erfüllt den Saal; Alle weichen schaudernd vor dem entlarvten Tänzer zurück; denn kein ehrsamer Ritter oder Graf wars, sondern der — Schinder, der weit von Frankfurt, im Orte Bergen hausen mußte, weil man damals dachte, das sei ein ehrloses Gewerbe, und ehrbare Menschenkinder würden durch seine Nähe auch ehrlos.*)

Da machte der Kaiser ein gar strenges Gesicht und wollte den kecken Tänzer sogleich um einen Kopf kürzer machen lassen; die holde Kaiserin jedoch bat um Gnade, wohl in sich merkend, daß ihr ja doch von der Ehrlosigkeit Nichts anhaften geblieben sei; und der entlarvte Schinder faßte sich ein Herz und sagte zum Kaiser: „Kehrt's um, Herr Kaiser, so kanns auch gut gesühnt werden! Anstatt, daß die Kaiserin durch meine Berührung ehrlos geworden sei, sagt lieber: ich sei durch ihre Berührung ehrlich und ehrbar geworden! Besser doch scheint's so!" —

Da mußte der Kaiser herzlich lachen und er sagte: „Du Schelm von Bergen! Für einen Schinder hast du wahrlich zu viel Verstand! Knie' nieder! Du sollst zufrieden sein mit dem, was du dir ertanzt hast!" —

Der Schinder kniete nieder — ward vom Kaiser zum Ritter geschlagen — und stand als ehrlicher Mann wieder auf.

Sein Name hieß hinfüro: Schelm von Bergen, der sich auf seine Nachkommen vererbte; das Geschlecht der Schelmen von Bergen starb aus im Jahre 1844.

Die östliche Spitze des Waldes bei Bergen führt noch den Namen: „Schelmen-Ecke".

---

*) Eine andere Lesart läßt ihn nur den Sohn des Schinders sein. — Noch im Jahre 1604 „wird ein Bettelvogt verabschiedet, weil er mit des Scharfrichters Knechten gezecht hatte."

2.

Noch zwei andere Sagen gibt es über den Urſprung dieſes alten Geſchlechts.

In dem Forſte von Dreieichenhain hatte ſich Friedrich von ſeinem Jagdgefolge verloren und irrte allein herum in dem Dickicht.

Müd' und durſtig traf er endlich auf einen Karrenführer, dem er ſeine Noth klagte. Der Karrenführer gab ihm zu trinken, ließ ihn auf ſein Wägelchen ſich ſetzen, und bald kamen ſie in dieſem Aufzug zurück zu den kaiſerlichen Jägern.

Aber wie wichen dieſe bei dem Anblick zurück, nicht aus Ehrfurcht vor der Majeſtät, ſondern aus unheimlichen Schauer vor deren Führer, in dem ſie ſogleich den Abdecker oder Schinder, damals auch wohl Schelm*) genannt, erkannten, und der in dem Orte Bergen, jenſeits des Mains, wohnte.

„Der Schelm von Bergen!" riefen Alle beſtürzt.

Der Kaiſer aber ließ ſich nicht irre machen, ſchlug ihn zum Ritter und adelte ihn und ſeine Nachkommen; und dem Geſchlechte verblieb der Name: Schelm von Bergen.

3.

Dritte Schelmenſage.

Kaiſer Barbaroſſa hatte in Gelnhauſen eben den Bau der Burg beenden laſſen, deren Ruinen noch daſelbſt zu ſehen ſind.

---

*) Mit dem Worte Schelm benannte man vor alten Zeiten einen Leichnam (das Aas); ſpäter belegte man mit dieſem Namen jeden Menſchen, der ſich durch eine ſchlechte, ruchloſe That verabſcheuungswürdig gemacht hatte und wie ein in Verweſung übergehender Leichnam geflohen ward; (der Schalk, Schurke, Gauner; der Verſchlagene, Pfiffige ꝛc.).

Ermüdet legte er ſich am erſten Abend in ſeinem neuen Schloſſe zur Ruhe, und froh über das gelungene Werk ſagte er: „Wer es auch ſein mag, der morgen früh zuerſt den Schloßhof betritt — er ſei geadelt!“ —

Die Nacht verging, der Morgen kam und mit ihm der Schinder — er war es, der zuerſt im Schloßhof erſchien.

„Sieh' da! — rief der Kaiſer — der Schelm von Bergen! Aber es ſei!“ —

Und der neugeadelte Ritter, der Schelm von Bergen, bekam zum Andenken an ſein früheres Handwerk ins Wappenſchild: zwei rothe Rippen in ſilbernem Felde, und als Helmzierde einen rothen, feuerſpeienden Drachen.

Heirathszwang.

Eine ganz andere Civilehe, als heutzutage, war im Mittelalter in Frankfurt und andern Wetterauiſchen Städten*) bräuchlich.

Wenn ein Dienſtmann des Königs eine Jungfrau ſah, die ihm gefiel, ſo wandte er ſich nicht allenfalls an ſie ſelbſt, um zu erfahren, ob er auch *ihr* gefalle — auch nicht an ihre Eltern, ob dieſe mit ſeiner Wahl einverſtanden ſeien; ſondern er wandte ſich an ſeinen Herrn, den König und erbat ſich von dieſem jene Jungfrau zum Weibe. Und der König wird wohl ſelten dieſer Bitte entgegen geweſen ſein.

Darauf erſchien vor dem Hauſe der Jungfrau ein Marſchall als Freiwerber im Namen des Königs und that ſein Begehren in Reimen kund.

---

*) Wetzlar, Friedberg, Gelnhauſen.

„Höret zu, ihr Herren überall,
Was gebeut der Herr und Marſchall;
Was er gebeut und das muß ſein:
Hier ruf' ich aus — — mit — — *)
Heute zur Ehen,
Morgen zum Lehen,
Ueber ein Jahr
Zu einem Paar!"

Und damit war die Ehe ſo gut, wie geſchloſſen, die Braut und ihre Eltern mochten wollen oder nicht.

Die Abſchaffung dieſes barbariſchen Gebrauchs iſt dem Muthe eines Frankfurters zu danken, dem Schöffen Johannes von Goldſtein.

Deſſen ſchöne Tochter erblickte ein Höfling des Königs Heinrich (Sohn Kaiſer Friedrichs II.) und verliebte ſich ſterblich und unſterblich — entweder in ſie ſelbſt oder in das Geld ihres reichen Vaters. Aber er merkte bald, daß er auf dem Weg der Liebe ſein Ziel nicht erreiche und betrat deßhalb den Weg der Gewalt: er begehrte vom König jenes Fräulein von Goldſtein zur Ehe. Deſſen Vater jedoch kam auch zum König und klagte dieſem ſein Leid. Und der König hatte Einſehen genug, des Vaters verſtändige „Motive" zu billigen und zu verfügen, daß aus gedachter Heirath Nichts werde.

Sodann ſtellte er aber auch gänzlich jenen ſchlimmen Brauch ab durch eine Verbriefung — obgleich er ſich eine Hinterthür offen behielt, nämlich das Recht der Fürbitte.

So geſchehen zu Nürnberg im Jahre des Heils 1232.

„Es ſcheinet ob ſeye von dieſem Gebrauch das noch heut zu Tag gewöhnliche Lehen außruffen der Kinder auff den erſten Tag

*) Namen der Verlobten.

May in einem grünen Wäglein, damit sie von Hauß zu Hauß herum fahren und oben gedachte Wort, wiewohl was unteutsch und gebrochen, mit hellem Halse ruffen, über geblieben." (Lersner, Chronik, 1706).

Doppelt gebannt.

Kaiser Friedrich II., der mächtige Hohenstaufe, will seinen Sohn Konrad in Frankfurt a. M. zum römischen Könige wählen lassen. Die Fürsten aber setzten sich ihm entgegen, weil er im Bann sei. Darauf erwidert er, man müsse die Geistlichkeit und das Kirchengut vermindern. Die Fürsten widersprechen ihm und beziehen sich auf den König Salomon. Friedrich entgegnete: Moses, Christus und Mahomed hätten die Welt betrogen. Durch Landgraf Heinrich von Thüringen werden diese Reden dem Pabste berichtet. Und der Papst thut darauf den Kaiser wiederholt in den Bann.

Kaiser Rudolphs Wahl.

„Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins, *)

*) Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolphs Kaiserkrönung nicht ausübte. Schiller.

König Ottokar von Böhmen, selbst nach der deutschen Kaiserkrone strebend, betheiligte sich weder bei der Wahl, noch bei der Krönung Rudolphs und verweigerte diesem die Huldigung, worauf der Krieg zwischen beiden losbrach.

Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne ſich ſtellt,
Umſtanden geſchäftig den Herrſcher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben."

Dies war am 24. Okt. 1273. Am 29. Sept. deſſelben Jahres war Rudolph in Frankfurt am Main gewählt worden.

Die Fürſten nämlich ſuchten zwar nach langem verderblichem Streit, nach der kaiſerloſen, der ſchrecklichen Zeit ein Oberhaupt, jedoch kein zu mächtiges.

Da wußte Werner von Falkenſtein, der Erzbiſchof von Mainz, die Wahl auf den rechten Mann zu lenken, auf den Grafen Rudolph von Habsburg, der ihm vor Zeiten einmal ſicheres Geleit gegeben hatte auf einer Reiſe nach Italien. In dankbarer Erinnerung daran, ſchlug nun Werner den Grafen Rudolph den verſammelten Fürſten als deutſchen König vor.

Er ſei ein weiſer, kräftiger, großmüthiger Mann und einem reichen und mächtigen vorzuziehen.

Der Herzog von Baiern, der ſeine Gemahlin wegen unrechtem Verdacht des Ehebruchs hatte hinrichten laſſen, fragte den anweſenden Burggrafen von Nürnberg, den Neffen Rudolphs: „Wie kann ich mich gegen den neuen Kaiſer ſichern? Hat er nicht eine Tochter, die er mir zur Ehe gebe?" —

Jener erwiderte: „Rudolph hat ſechs tugendſame Fräulein! Und ich verbürge mich dafür, daß er dir eine ſeiner Töchter geben wird!" —

Da ſtimmte der Herzog dem Erzbiſchof von Mainz bei.

Als dieſes der Herzog von Sachſen und der Markgraf von Brandenburg, die noch unbeweibt waren, hörten, ließen ſie ſich dieſelbe Bürgſchaft geben, ſtimmten darauf ebenfalls dem Vorſchlag Werners bei — und ſo wurde Rudolph einmüthig erwählt.

Nun lag der Graf gerade vor Baſel in Fehde mit dem dorti-

gen Bischof. Friedrich von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg und Neffe Rudolphs, war beordert, ihm die Kunde seiner Wahl zu überbringen.

Der Gesandte redete den Grafen also an: „Die Kurfürsten lassen Euch anzeigen, so Ihr solchen Herren Eure Töchter wollet vermählen, so wollen sie Euch zum römischen Kaiser erwählen!" —

Der Graf antwortete: „Ich will Alles thun, was den Kurfürsten gefällig!" —

Und so konnten die Kurfürsten, der Kaiser und die Kaisertöchter getrost nach Aachen reisen zum Krönungsfeste, um dort des Priesters Lied zu hören *), das ihnen sechs gekrönte Bräutigame prophezeihte, was auch glorreich in Erfüllung ging **).

Und Rudolph war der rechte Mann, den die Zeit und das Reich gebrauchten; denn er ward, würdig des Namens, der „Wiederhersteller des Reichs." Deßhalb sang und jubelte das Volk, daß die Straßen ertönten von Freudenliedern:

„Des römischen Kaisers Adler
Liegt in des Löwen ***) Nest!" —

Glauburg.

Wer sagt mir an, wo Glauburg liegt? — Nun, dies war ehedem ein Schloß in der Wetterau und war bewohnt von Rittern, die sich aus dem Stegreif ernährten, will heißen: vom Raub. Kaiser Rudolph jedoch hatte es „gemünzt" auf die Wetterauischen Raubritter; denn in dieser gottgesegneten Gegend gab's viele

*) S. die Schiller'sche Ballade.

**) Die sechs Kaisertöchter, von denen die zwei ersten noch bei Rudolphs Aufenthalt in Aachen vermählt wurden, hießen: Mechtild, Agnes, Hedwig, Katharina, Gutta, Clementia.

***) Wappen des Grafen Rudolph.

Raubſchlöſſer: Hochlindheim, Einſiedel, Glauburg und unzählig mehr. Und ſomit kündigte er ihnen den Krieg an und ließ ſie alleſammt zerſtören.

Leicht ging dies aber nicht, ſondern ſchwer, namentlich bei der Glauburg, die nach langwieriger Belagerung doch erſt durch eine abſonderliche Liſt eingenommen wurde.

Und dies ging alſo zu.

Da die kaiſerlichen Kriegsleute ſahen, daß ſie mit Gewalt Nichts ausrichteten, ſo ſammelten ſie eine großmächtige Anzahl Krebſe, befeſtigten Wachskerzchen auf deren Rücken zündeten ſie an und ließen die beängſtigten Thiere auf der einen Seite der Burgmauer hinaufkriechen.

Die Burgbewohner ſammelten ſich nun alle auf dieſer Seite, um die nächtlich daherfackelnden Feinde abzuhalten; während deß ſtiegen aber die zweibeinigen Belagerer auf der andern Seite die Mauer hinan, und die Burg war ſomit erobert.

Aber des Glauburgers Hausfrau legte ſich auf's Bitten; und es ward ihr bewilligt, mit ihren Kindern und mit Allem, was ſie auf dem Rücken tragen könne, frei abzuziehen von der Burg.

Da nahm ſie ihren kranken ſchwachen Mann auf den Rücken und ihre Söhne und Töchter an die Hand und wollte alſo ziehen.

Das aber wollten die feindlichen Krieger nicht gelten laſſen; das ſei gegen den Vertrag; der Mann dürfe nicht mit.

Da wanderte die Frau Glauburgerin nach Frankfurt am Main, geradewegs zum Kaiſer. Und der hatte ein Herz und wußte ſolche Treue zu ſchätzen. Er gewährte der Familie Schutz und Zuflucht in der Stadt.

Das war die treue Ehefrau von der Glauburg. Von der ſtammt die altadelige Familie von Glauburg her, die einige Jahrhunderte in Frankfurt blühte, ſich in aller Weiſe um die Stadt verdient gemacht hat, und deren Name noch im Munde des Volks lebt.

Die zwei Glauburger.

Alljährlich am Kirchweihfeste zu Stockheim*) fanden sich zwei unbekannte Herren ein, sehr stattlich gekleidet, aber doch etwas absonderlich. Sie tanzten viel und gut, waren ausnehmend lustig, scherzten mit den Mädchen und bekamen deßhalb nicht leicht einen Korb — hätten damit auch gar Nichts anzufangen gewußt. Niemand kannte sie; doch ihr ganz besonders feines und anständiges Benehmen ließ vermuthen, daß sie gar hoher Abkunft sein möchten; auch ließen sie sich nicht „lumpen," zahlten mehr, als verlangt wurde, gaben viel zum Besten und machten sich dadurch bei Allen sehr beliebt.

Dennoch aber hatte man eine gewisse Scheu vor ihnen; denn so etwas Geheimnißvolles war ihnen eigen. Stets kamen sie miteinander und stets um dieselbe Stunde am Abend; Niemand aber sah sie kommen, weder durch die Thür, noch durch's Fenster, noch durch den Schornstein; — sondern wenn sie da waren, waren sie da. Aber nach halb zwölf Uhr Nachts, also vor Beginn der Geisterstunde, waren sie nie mehr zu sehen, und doch sah sie auch Niemand fortgehen; — sondern wenn sie fort waren, waren sie fort.

Dies Alles bemerkten allmälig die andern Kirchweihgäste und dachten sich natürlich, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehen könne; die Tänzerinnen jedoch tanzten nach wie vor am liebsten mit den zwei „interessanten" Herren, die viel hübscher und zierlicher zu tanzen und zu sprechen wußten, als die hessischen Bauernburschе. Daß diese darüber neidisch und eifersüchtig wurden, versteht sich von selbst; sie konnten aber jenen Beiden Nichts anha-

*) Großherzogl. hess. Dorf.

ben; denn jeden Streit und alle Händel, die mit Jenen anzufangen verſucht wurden, um ſie anſtändiger Weiſe zur Thüre hinauszuwerfen, wußten ſie auf ganz eigene Weiſe zu beſeitigen, abzulehnen, aufzuheben, zu begütigen und zu beſchwichtigen.

Nun wollte man doch wenigſtens wiſſen, wer ſie eigentlich ſeien; deßhalb erbot ſich ein Stockheimer Burſche, ſie auf dem Heimweg zu begleiten. Und ſiehe da, ſie nahmen das höfliche Anerbieten an.

Er ging mit ihnen fort; ſie beſtiegen die auf einem Berg gelegene Glauburg. Da droben ſah der Burſche ein breites viereckiges Loch, vor das ſich die Beiden eine Weile ſtellten und in die ungeheure Tiefe hinabſahen, in deren Grund ein ſpiegelheller Teich im Mondſchein blinkte. Plötzlich aber ſtürzten ſich die Beiden über Hals und Kopf hinein — ehe nur der ſie begleitende Burſche ſeiner Sinne recht mächtig werden konnte; jedoch hatte er faſt unwillkürlich den Einen bei der Hand gefaßt, um ihn zurückzuhalten, was ihm aber nicht möglich war; denn jener riß ſich haſtig und gewaltſam los, ließ jedoch ſeinen Handſchuh, den er noch vom Tanze her anhatte, in der Hand des Burſchen.

Dieſer eilte ſogleich in großer Angſt nach Stockheim in den Tanzſaal, erzählte das geheimnißvolle nächtliche Abenteuer und wies zur Beglaubigung den Handſchuh vor.

Alles entſetzte ſich natürlich, und die Tänzerinnen verſprachen ihren „Schätzen," nie mehr mit ſolchen Unbekannten zu tanzen.

Die beiden tanzluſtigen Waſſermänner von der Glauburg kamen ſeitdem nicht wieder zur Kirchweih nach Stockheim, und Niemand weiß, ob ſie „be- oder ertrunken."

Den Handſchuh aber hob man auf. Ob er nicht auch einmal plötzlich verſchwunden, oder ob er ſich noch dort befindet — das muß den Forſchungen künftiger Zeiten überlaſſen bleiben.

Rundhütchen.

„Ich bin ein Geiſt und geh' herum
Und heiß' mit Namen: Hütchen;
Wer früh aufſteht und fleißig iſt,
Bekommt von mir ein Gütchen!"
Kopiſch.

Die Mainebene bei Frankfurt war vor alten Zeiten wilde Waldgegend, in der Wölfe nebſt Verwandtſchaft ſich luſtirten und auch wohl den einzeln ſtehenden Hütten ihren ſchreckhaften Gaſtbeſuch abſtatteten.

Da wo jetzt das ſchöne Dorf Niederrad ſteht, waren auch erſt einige ärmliche Hütten zu ſehen, in denen aber gar zufriedene und genügſame Leute wohnten.

In dieſe erſten Niederräder Behauſungen kam gar oft ein kleines Männlein zum Beſuch, das ſich ſehr zutraulich und zuthätig erwies gegen Groß und Klein, gern mit den Kindern ſpielte und ihnen kleine Geſchenke brachte, Blumen, Beeren, Nüſſe.

Allemal, wenn das Männlein kam, da war's, als kehre ganz beſonderer Frieden und Segen in den ſtillen Hütten ein, weßwegen auch die Leute ganz beſondere Achtung, ja, Ehrfurcht und Liebe gegen den geheimnißvollen kleinen Wanderer bezeugten.

Von den Kindern, die dem Männlein ganz abſonderlich gut waren, erhielt es bald, wegen ſeines grauen runden Hütchens, das es nie abthat, den Namen Rundhütchen.

Und als die Kinder ſelbſt Eltern, und die Eltern Großeltern, und die Großeltern Urgroßeltern waren, kam Rundhütchen immer noch fort in derſelben Geſtalt, unverändert und ungealtert, und

beging in hundert Jahren manches Geburtsfeſt und manche Begräbnißfeier in dem Walddorfe, deſſen guter Geiſt es war.

Ein junger Anſiedler hatte ſich kaum mit ſeinem Weibchen häuslich eingerichtet, als das Glück ſchon zu ſcheitern drohte, indem die junge Frau krank wurde und ſchon dem Tode nahe war. Da erſchien Rundhütchen zu Beſuch, hatte bald ein Tränklein gebraut aus ſtärkenden, heilſamen Kräutern, das die Kranke mit Vertrauen einnahm — in einen tiefen Schlaf verfiel und friſch und geſund am Morgen erwachte.

Der arme blinde Tobias hütete ſeine Kuh; die aber ging ihm durch und rannte in den Wald. Tobias mußte allein heimkehren und beklagte bitterlich ſeine verlorne Ernährerin. Als er aber nach ſeinem Stalle ging, brüllte ihm die Verlorne freudig entgegen, und es kam ihm zugleich vor, als ſchlüpfe Rundhütchen zur Fenſteröffnung hinaus.

Die Mutter Hanne ſaß in tiefſter Betrübniß in der Abenddämmerung; denn ihr Töchterchen, ihr einziges Kind, war in den Wald gegangen, um Maiblümchen zu ſuchen, war aber nicht mehr zurückgekommen. Mutter Hanne war endlich über dem langen Warten eingeſchlafen. Und als ſie erwachte, war es Morgen, und ihr Kind lag, lächelnd im Schlummer, in ſeinem Bettchen. Als Mutter Hanne fragte, woher und wie und wann es denn gekommen ſei, erzählte das Kind, es ſei unter einem Baum eingeſchlafen geweſen, da ſei das gute Rundhütchen gekommen und habe es, faſt wie im Traume, nach Hauſe geleitet und ſei ſodann wieder verſchwunden.

So war Rundhütchen der rechte Ueberall und Nirgends, der Helfer in der Noth, der keinen Dank begehrt.

Aber mit den Jahren oder eigentlich Jahrhunderten ward dies Alles anders. Der Wald wurde immer mehr gelichtet, ſtattliche Häuſer richteten ſich ſtolz empor — und Rundhütchen kam immer

ſeltener. Aber warum? — Nicht weil es den reichen Leuten nicht mehr hätte helfen können oder wollen — nein, ſondern die Leute wollten Nichts mehr von ihm wiſſen, glaubten ſich allein helfen zu können und glaubten auch nicht mehr, daß es um die Hülfe Rundhütchens ſo was Beſonders ſei.

Dennoch kam das Männlein immer noch fort, kehrte aber nur in den ärmſten Hütten ein und wollte namentlich Nichts wiſſen von den Frankfurtern, die ihre Spaziergänge nach Niederrad führten.

Da war denn einmal eine große Theuerung. Und die Frankfurter, die im Geben nicht faul ſind, ſorgten auch durch viele milden Gaben für die armen Niederräder.

Das brachte in Rundhütchens Kopfe eine erſchreckliche Verwirrung hervor. Es hatte den feinen Stadtleuten ſo etwas nicht zugetraut.

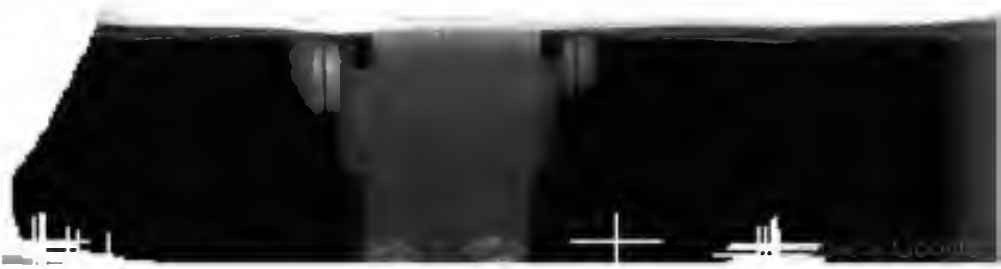
Als es nun dem Abgeſandten von Frankfurt, der die Gaben nach Niederrad brachte, im Wäldchen begegnete, bekam es ſolch einen Reſpekt, daß es nach feiner Sitte ſein rundes Hütchen höflich abzog.

Damit war aber auch ſeine Zauberkraft verſchwunden.

Der Mann mit dem Geldſäckel ſah, wie Etwas, einem Knäblein gleich, durch's Gebüſch huſchte, das Hütlein, gleichſam wie zum Abſchiede, ſchwenkte, ſogleich aber verſchwand.

Seit der Zeit iſt Rundhütchen nie mehr geſehen worden.

Sonſt wurden helfende Engel zu Menſchen: jetzt werden Menſchen zu helfenden Engeln.



Der Hahn auf der Brücke.

Frankfurt iſt mit ſeiner Vorſtadt Sachſenhauſen durch eine über den Main gehende Brücke verbunden, die ſchon im 14. Jahrhundert gebaut wurde.

In der Mitte der Brücke iſt der Kreuzbogen, ſo genannt, weil oben ein eiſernes uraltes Kreuz in die Höhe ragt, auf deſſen oberſter Spitze ein vergoldeter Hahn ſteht.

Der Eine ſagt, das ſei der Hahn, der bei Petri Verläugnung gekräht, ein Bild der Wachſamkeit; der Andere meint, da der Hahn gerade nach Weſten ſchaut, ſo ſchau' er ſich um nach ſeinem franzöſiſchen Vetter, dem er die Hand reichen möchte, wenn er eine hätte; aber glaubhafte Nachrichten erzählen folgendergeſtalt:

Der Baumeiſter der Brücke hatte verſprochen, ſie bis zu dem und dem Tage fertig zu bringen, was ihm aber nicht gelang. In ſeiner Noth und Herzensangſt rief er den Teufel zu Hülfe, was damals nichts Ungewöhnliches war; denn es iſt ja bekannt, daß der viele Brücken und Dome bauen half, weil er eben doch ein geſcheidter Kerl geweſen ſein mußte.

Herr Satan erſchien auch leibhaftig, wollt' es aber nicht umſonſt thun, ſondern bei der Gelegenheit ein kleines Profitchen machen und ein Seelchen für ſein Höllenreich erobern.

Der Baumeiſter mußte ihm alſo verſprechen, das erſte lebendige Weſen, das über die vollendete Brücke ſchreite, ihm zu überlaſſen.

Der Baumeiſter dachte: „Ich geh' doch nicht zuerſt darüber!" und ſagte: „Ja!" —

Und in einer einzigen Nacht war die Brücke fix und fertig gebaut; denn der Teufel verſteht's.

Aber bei alledem wird er oft von den Menſchen betrogen; und auch der Baumeiſter war nicht dumm und wollte nicht ſo ohne Weiteres eine Menſchenſeele dem Höllenfürſten in die Klauen jagen.

Früh am Morgen ruhte Herr Satan aus am Ende der Brücke auf der Sachſenhäuſer Seite und lauerte auf ſein Seelchen.

Da trieb der liſtige Baumeiſter ein mageres Hähnlein über die Brücke — das war das erſte lebendige Weſen.

Der betrogene Teufel ward wüthig, fiel über's Hähnlein grimmig her und zerriß es vor Zorn mit ſeinen teufliſchen Zähnen.

Der Baumeiſter aber, der nun ſeines Verſprechens entbunden war, jubilirte über die herrliche, feſt daſtehende Brücke.

Dem Hähnlein, das ſich der Teufel wohl in ſeiner Höllenküche briet, zu Ehren ward der Hahn auf dem eiſernen Brückenkreuze aufgerichtet.

Soll allemal krähen, wenn's den Frankfurtern zu wohl wird — damit ſie nicht auch der Teufel holt.

Dieſe Geſchichte iſt eigentlich noch nicht beendet; denn die Sage ging noch weiter; aber ſeit 1840 will das Uebrige nicht mehr paſſen; drum ſei es hier nur nachträglich berichtet.

Als der Teufel nämlich ſich alſo betrogen ſah und ſtatt eines Menſchen einen Hahn zum Baulohn bekam, wollte er die Brücke ſogleich wieder zerſtören.

Er riß alſo von dem nahe gelegenen Mühlberg zwei gewaltige Felsſtücke ab und ſchleuderte ſie auf die Brücke, ſo daß ſie zwei große Löcher bekam, und er würde wohl in ſeiner Zerſtörungswuth fortgemacht haben, wenn nicht alſobald in feierlicher Prozeſſion

von der Geiſtlichkeit die Brücke eingeweiht worden wäre, wornach denn der Teufel keine Macht mehr darüber beſaß.

Die zwei viereckigen Löcher aber waren darin und konnten, eben der Sage nach, nicht zugemauert werden und waren bis zum Jahre 1840 nur mit Balken belegt.

Wie aber die Teufeleien immer mehr an Macht und Anſehen verlieren, je heller die geiſtige Sonne ſcheint, ſo wagte man es auch hier, trotz des Teufels, die gefürchteten Löcher zuzumauern, ſo daß davon jetzt Nichts mehr zu ſehen iſt.

(Die beiden Löcher waren zwei große Oeffnungen in der Brücke, die mit einer Holzdecke belegt waren, welche in Kriegszeiten weggenommen wurde, damit die Feinde nicht über die Brücke konnten.)

Der Neuner in der Wetterfahne.

Von der Eſchenheimer Gaſſen in Frankfurt am Main hat männiglich gehört, wer ſich jemalen um Deutſchlands Wohl und Wehe bekümmert; ſteht ja doch daſelbſt der Bundespalaſt, von dem wohl auch manche Sagen zu berichten wären, wenn man ſie nur wüßte.

Am Ende dieſer Straße, am Eſchenheimer*) Thor, ſteht ein hoher runder Thurm, der unter Kaiſer Ludwig des Baiern Regierung (1346) gebaut wurde, und den man ſeiner Schönheit wegen ſtehen ließ, als die Feſtungswerke der alten Reichsſtadt abgetragen wurden.

Ganz oben auf der mittelſten und höchſten der fünf Thurm-

*) Von Eſchersheim — einem nördl. von Frankfurt gelegenen kurh. Dorf.

ſpitzen iſt eine Wetterfahne; wenn man die recht genau anſieht, ſo erblickt man Etwas, an deſſen Urſprung ſich nachfolgende Sage knüpft.

War ein Wilddieb, Hans Winkelſee benamſt, der trieb ſein Weſen in den Frankfurter Wäldern, ließ ſich aber nicht fahen, ſo oft auch die Häſcher Jagd auf ihn machten.

Endlich aber gelang's ihnen doch; und Hans Winkelſee ward in ſicheren Gewahrſam gebracht, nämlich in das Gefängniß, das oben in dem hohen Eſchenheimer Thurm für Leute ſeines Gelichters wartete.

Das war für den Wildſchützen, der gewohnt, immer in der freien Natur herum zu ſtreifen, ein ſchlechtes Vergnügen, abſonderlich auch ſchon deßhalb, weil, wenn er ja erlöſt werden ſollte aus ſeiner luftigen Behauſung, ihm nur eine noch luftigere bereitet würde, nämlich der Galgen.

Neun Tage und neun Nächte hatte er ſchon geſeſſen, und wünſchte wohl, anſtatt, daß ſich der hohe Rath der freien Stadt Koſten und Sorgen machte wegen ſeiner Erhöhung in die Lüfte, daß dieſer lieber ihm die Hälfte des Geldes ſchenken möchte zu einem Strang, an dem er ſich nach Belieben irgendwo aufknüpfen laſſen könne; denn ſo wär's wohlfeiler und müheloſer.

Da trat der Kerkermeiſter herein.

„Nun, Hänſel, wie ſteht's? Jetzt wird's bald an's Zappeln gehen!“ —

„Na, das iſt aber mehr als Thierquälerei! Ich hab' doch die Hirſche flugs todt geſchoſſen, und mich will man an dem vermaledeiten Galgenholz baumeln laſſen! Wie lang mags denn noch dauern?“ —

„Nu, nu, es wird früh genug kommen! Kannſt wohl immer noch ein paar Nächte hier ſchlafen!“ —

„Ja, ſchlafen! Wenn die verteufelte Wetterfahne da droben

auf dem Thurm nicht wär'! Aber die hat ja immer ſo toll gewirbelt und geſauſt, geſchnarrt und geknarrt, daß mir aller Schlaf vergangen iſt in dieſem Eulenneſt! Ich wollt' einen Meiſterſchuß thun, wenn ſie mich heute laufen ließen! Zum Andenken an die neun Nächte, in denen ich hier hauſte, wollt' ich den ſchönſten Neuner in das Wetterblech ſchießen — verſteht ſich, mit neun Kugeln!" —

„Was, Hänſel, das wollteſt du?" —

„Na, warum denn nicht! Eine Kleinigkeit für einen Schützen, wie ich!" —

„Ei, da ſoll ja gleich — nein, nicht der Teufel ſoll hineinfahren, ſondern die neun Kugeln! Das möcht' ich doch auch ſehn! Wart', Hänſel, ich faß dich bei'm Wort!" —

Der Kerkermeiſter ging hinaus und ſchnurſtracks zum Rath und erzählte, was Hans Winkelſee geſagt.

Die Rathsherren dachten vielleicht: „Wär's nur ſo, dann kriegten wir ihn auf gute Art los!" — Denn ſie trauten dem ſchlimmen Geſellen nicht recht und glaubten, er ſtehe mit böſen Geiſtern im Bund und könne ſich, wenn's Noth thue, auch unſichtbar machen und dann aus Rache der Stadt gar großen Schaden zufügen. Sie ließen's alſo gelten und dem Wilddieb ſagen: „Es ſei! Geht aber auch nur eine einzige Kugel fehl, ſo mußt du ſogleich an den Galgen!" —

Um den Thurm hatte ſich eine Menge Menſchen verſammelt, um das Schützenſchauſpiel zu ſehen; Schöffen, Räthe und Bürger drängten ſich herzu, als Hans Winkelſee mit ſeiner Büchſe erſchien, geführt von dem Kerkermeiſter.

Siegsbewußt ſchaute der verwegene Schütze zum Thurme hinauf nach der Wetterfahne, die ihm in ſeinem hohen Nachtquartier den Schlaf verkürzt hatte, faßte ſeine Büchſe, drückte ſie an ſeine Bruſt und ſagte: „Jetzt mach's gut, Herzchen; denn

es gilt! Haſt neun Tage geruht; jetzt ſchieß' aber auch alle Neun!" —

Hans legte an, ſchoß und traf: — ein rundes Löchlein war in der Wetterfahne. Er ſchoß wieder: — ein zweites Löchlein dicht neben dem erſten. Er ſchoß nochmals — und abermals — und als er neunmal geſchoſſen — — richtig, der ſchönſte Neuner, aus lauter runden Löchlein gebildet, ſtand, Allen ſichtbar, in der Fahne.

Wie jubelte da die Menſchenmenge, die Reſpekt hatte vor ſolch tapferem Schützen, wenn er auch nicht immer auf graden Wegen gegangen war. Die Herren Räthe aber befiel ein Gruſeln; denn nun glaubten ſie erſt recht, daß hier der Böſe mit im Spiel ſei, und waren faſt froh, daß ſie ihr Wort halten durften, den Sohn der Wildniß frei zu laſſen.

Und ein Schöffe trat zu ihm heran und ſprach in feierlichem Tone: „Hans Winkelſee, du haſt deine Unſchuld klärlich bewieſen! Wir ſchenken dir großgünſtigſt deine Freiheit! Doch geben wir dir wohlmeinend noch einen guten Rath mit auf den Weg: laß ab von deinem gefährlichen Handwerk und werd' ein ehrlicher Mann! Gern würden wir dich zu unſerm Stadtſchützenhauptmann machen; denn es fehlt uns gerade einer; aber — —"

„Ich hätte keine Luſt dazu! — unterbrach Hans — Die Freiheit in meinen Wäldern iſt mir lieber, als in Eurer freien Stadt!" —

„Aber — fuhr der Schöffe fort — aber laß dich ja nicht mehr hier blicken, ſonſt — —"

„Werd's bleiben laſſen! Gehabt Euch wohl!" —

Und ſeine Büchſe über die Schulter werfend, ſtolzirte er zum Thore hinaus und kam nicht mehr wieder. —

Der Neuner aber iſt geblieben und ſchon viel Tauſende haben

ihn bewundert und bewundern ihn noch, oft ohne zu wiſſen, wie er dahin kam. —

Der alte Thurm iſt unten mit dichtem Epheu bekleidet, der ſich immer höher hinauf rankt und es geht die Sage, daß von dem Thurm, der ſchon gar oft abgeriſſen werden ſollte, nicht eher ein Stein weggenommen werden könne, bis die Epheuranken an der geheimnißvollen Wetterfahne angelangt ſeien. Bis dahin wird aber noch mancher Tropfen Waſſer den Main hinunter fließen und mancher Thurm und manches Reich zuſammenſtürzen.

Am Schlußſteine des ſpitzen Thorbogens nach der Stadtſeite befindet ſich ein ſteinernes Menſchenköpfchen, das plötzlich einmal da geweſen ſein ſoll, ohne daß man wußte, woher es gekommen. Es ſoll Hans Winkelſee ſein, der gefeiete Schütze; und iſt er's nicht, ſo könnt' er's doch ſein — oder auch ein Anderer.

Geißelfahrt und Judenſchlacht.

1.

Es klingt wie eine Sage, iſt aber hiſtoriſche Wahrheit. Es klingt faſt wie fromme Begeiſterung, iſt aber bösartige Verrücktheit.

Wenn je Frankfurt am Main einem Narrenhauſe und zugleich einer Räuberhöhle und Mördergrube geglichen, ſo war es im Jahre 1349. In dieſem Jahre nämlich trieben die Geißler oder Flagellanten ihr Weſen in Frankfurt. Was dies für Leute waren und was für Thaten ſie vollbrachten, möge zunächſt die Limburger Chronik erzählen:*)

*) Eine ausführliche Geſchichte der Flagellanten findet man in „Förſtemann, die chriſtlichen Geißlergeſellſchaften." —

„Nun ſolt du wiſſen, alles das nach Datum 1347 bis man ſchreibt 1420, das iſt alles bei meinen Tagen geſchehen, und habe ich das mit der Hülffe Gottes geſehen und gehört von meinen kindlichen Tagen bißher, und was ich jung vernommen habe, das notable iſt, das habe ich von der Zeit, da ich 30 Jar alt war, bis hernach alles geſchrieben.

Anno 1349 da kam ein groſſes Sterben in Teutſchland. Das iſt genannt das groſſe Sterben und das erſte. Und wen das angieng, der ſtarb an dem dritten Tag. Und in der Maſſen ſturben die Leut in groſſen Städten zu Cölln, zu Maynz ꝛc. und alſo meiſtlich 100 Menſchen, oder in der Maße, in den kleinen Städten ſturben täglich 20, 24 oder 30 alſo in der Weiße. Das währete in jeglicher Stadt und Land mehr dann ein viertel Jar. Und ſturben zu Limburg mehr dann 2400 Menſchen, außgenommen die Kinder.

Da das Volk den groſſen Jammer ſahe vom Sterben, das auffm Erdreich war, da fielen die Leut gemeinlich in groſſe Reue ihrer Sünden, und ſuchten Pönitentien, und thäten das mit eignem Willen, und nahmen den Pabſt und die heilige Kirch zu Hülff und zu Rath, das groſſe Thorheit war, und groſſe Unvorſichtigkeit, und Verſäumniß und Verſtopfung ihrer Seelen. Und verhafften*) ſich die Mannen in den Städten und im Land, und giengen mit den Geiſeln, hundert, zwey oder dreyhundert oder in der Maß. Und war ihr Leben alſo, daß etlich Parthey giengen 30 Tage mit dem Geiſeln von einer Stadt zu der andern, und führten Creutz und Fahnen, als in den Kirchen, und mit Kertzen und mit Proceſſion. Und wo ſie kamen vor eine Stadt, da giengen ſie mit einer Proceſſion zwey bey einander biß in die Kirchen, und hatten Hüte auf, daran ſtund vornen ein roth Creutz,

*) verbanden.

und jeglicher trug ſein Geiſel vor ihn und ſungen ihre Laiſen*) alſo:

Iſt dieſe Bedefahrt ſo here,**)
Chriſt fuhr ſelbſt zu Jeruſaleme,
Und führt ein Creutz in ſeiner Hand,
Nun helff uns der Heiland.

Der Laiſe war da gemacht, und ſinget man den noch, wann man Heiligen trägt. Und hatten ſie ihre Vorſinger zween oder drey, und ſungen ſie ihnen nach. Und wann ſie in die Kirch kamen, thäten ſie die Thür zu, und thäten all ihr Kleider aus biß auff ihr Niederkleider und hatten von ihren Schenckeln bis auff ihre Lenden Kleider von Leinentuch, und giengen um den Kirchhoff zween und zween bey einander in einer Proceſſion, als man pflegt um die Kirchen zu gehen, und zu ſingen. Und ihr jeglicher ſchlug ſich ſelber mit ſeiner Geiſel zu beyden Seiten über die Achſel, daß ihnen das Blut über die Schenckel floß, und trugen Creutz, Kertzen und Fahnen vor. Und ihr Geſang war alſo wenn ſie umgiengen:

Tretten herzu wer büſen will,
So fliehen wir die heiſſe Höll,
Lucifer iſt ein böſer Geſell,
Wen er hat,
Mit Bech er ihn labt.

Deß war noch mehr, und in der Final des Geſangs oder Lieds ſungen ſie:

Jeſus ward gelabet mit Gallen,
Deß ſollen wir an ein Creutz fallen.

So knieten ſie alle nieder, und ſchlugen alle Creutz weiß mit

---

*) Verſe, Lieder, Litaneien. Hier ſind meiſt nur die Anfangsſtrophen mitgetheilt.

**) Dieſe Bittfahrt, Prozeſſion, iſt heilig.

auffgereckten Armen und Händen auff die Erden, und lagen allda. Und hatten unter ſich gemacht eine groſſe verderbliche Thorheit und meynten das wär gut. Mit Nahmen, wann ſie gefallen waren, wer da unter ihnen war, der ſeine Ehe gebrochen hatte, der legte ſich auf ſeine Seiten, daß man ſolte ſehen, daß er ein Ehebrecher wäre, und wer einen Mord gethan hatte, er war heimlich oder offenbar, der wandte ſich um, und wandte ſich auff den Rücken, ſo dann, der meineydig war, der reckte zween Finger neben dem Daumen aus in die Höhe, daß man ſahe, daß er ein meineydiger Schalck war, und alſo. Wiewohl daß Ritter und Knechte, Burger und Bauern alle in einem einfältigen Sinn giengen mit der Geiſel, verloren ſie alleſammen ihren geiſtlichen Sinn, um daß ſie ohne Erlaubnuß der heiligen Kirchen ſelbſten Buß ſetzeten, und machten ſich ſelber zu Schälcken und Böſewichten. Dann wen man hatte gehalten in Contract und Kundſchafft vor einen ehrbaren Mann, der machte ſich ſelber zu einem Schalck, alſo daß er nimmer dächte auff Erdreich an Ehren und an Seligkeit. Und ward deren mancher verderbt und gehangen in Weſtphalen und anderswo, und wurden verweiſet von dem Rath, da ſie in geſeſſen hatten, nachdem als das vorgieng in Weſtphalen und anderswo.

Auch wann die vorgenannte Geiſelbrüder aus den Städten giengen, und hatten ihre Buß gethan, ſo giengen ſie aus mit Creutz, Fahnen, nnd Kertzen mit ihren Proceſſionen. Und laiſen ihnen ihre Vorſänger ihre Laiſen. Der Geſang war alſo:

O Herr Vatter Jeſu Chriſt,
Wann du alleine ein Herre biſt
Du haſt uns die Sünd Macht zu vergeben,
Nu gefriſt uns hie unſer Leben,
Daß wir beweinen deinen Tod,
Wir klagen dir Herr all unſer Noth.

Das war noch mehr. Auch ſungen ſie ein ander Lais, der war alſo:

Es ging ſich unſer Fraue, — Kyrieleiſon.
Des Morgens in dem Thaue, — Halleluja.
Da begegnet ihr ein Junge, — Kyrieleiſon.
Sein Bart war ihm entſprungen — Halleluja.
Gelobt ſeyſt du Maria.

Du ſolt wiſſen, daß dieſe vorgenannte Laiſen alle wurden gemacht und gedicht in der Geiſelfarth und war der Weißen keine mehr zuvor gehört worden. Auch hatten die Geiſeler den Sitten, daß ſie keinen Weibern zuſprachen in der Geiſelfahrt. Alſo giengen ſie um mit Thorheit, und wuſten nicht das End, das davon kommen ſolte oder möchte. Allda ſpricht der weiße Meiſter alſo:

Quidquid agis, prudenter agas et respice finem. *)

Fortan, wann die Geiſeler alſo gefallen hatten, als vorgeſchrieben ſteht, ſo lagen ſie auff der Erden alſo lang, daß man fünff Pater noſter mochte geſprochen haben. Dann kamen zween, die ſie zu Meiſter haben gekohren, und gaben jeglichem einen Streich mit der Geiſel, und ſprachen alſo: ſtehe auf, daß dir Gott alle deine Sünde vergebe. So ſtunden ſie auf ihre Knie. Die Meiſter und die Sänger ſungen vor:

Nun recket auff euere Händ,
Daß Gott das groſſe Sterben wend.
Nun recket auff euere Arm,
Daß ſich Gott über uns erbarm.

Und da reckten ſie alle ihre Arme auff Creutzweiß, und jeder ſchlug ſich an die Bruſt drey Schläge oder viere, und huben alle an zu ſingen:

---

*) Was du thuſt, das thue mit Einſicht, und bedenke das Ende.

Nun ſchlagt euch ſehre,
Durch Chriſtus Ehre
Durch Gott, ſo laß die Hoffart fahren,
So will ſich Gott über uns erbarmen.

So ſtunden ſie auff, und giengen wiederum, und ſchlugen ſich mit den Geiſeln, daß man Jammer an ihnen ſahe.

Da das geſchehen war, da gingen die ehrbaren Leute dar, und luden die Geiſeler heim, einer vier, ſechs oder ſieben, und thäten ihnen gütlich über Nacht. Auff den Morgen ſo giengen ſie wieder hinweg in einer Proceſſion mit Creutzen in eine andere Stadt oder Land.

Das laſſe dir ein Spiegel ſeyn, und ſage es deinen Kindern, ob es Noth geſchehe auff Erden über dieſe hundert Jar und eher, daß ſie ſich davor hüten, daß ſie ſolche Dinge nicht angehen ohne Rath der heiligen Kirchen, als Ariſtoteles der heidniſche Meiſter ſpricht in dem Buch, das da heiſſet Ethicorum: facta praeterita certa dant documenta futuris. *)

In dieſen Jaren war gute Zeit an Früchten und Wein. Da dieſe Geiſeler gegangen hatten den Sommer, da gieng Annus Jubiläus an zu Weihnachten allernächſt darnach. Das hießen ſie Jubel Jar, und lieffen die Leute gen Rom, und die mit den Geiſeln gegangen hatten. Und die auch von Rom kamen, wurden eines Theils böſer als ſie vor geweſen waren.

In demſelben Jar Jubilão, da das Sterben auffhörete, da wurden gemeinlich die Juden in Teutſchen Landen erſchlagen und verbrannt. Das thäten die Fürſten, Herrn, Graffen und Städte, ohne allein den Hertzog von Öſterreich, der erhielte ſeine Juden. Und gab man den Juden Schuld, daß ſie den Chriſten vergeben **)

*) Vergangene Thaten geben ſichere Beweiſe für künftige Thaten.
**) vergiftet.

hätten, um daß ſie alſo ſehr geſtorben wären. Da ward ihr Fluch wahr, den ſie ſelbſt gethan auff den Char Freytag, wann man in der Paſſion lieſet: Sanguis ejus sit super nos et filios nostros.“*) —

2.

Schon im Jahre 1240 war in Frankfurt eine Judenverfolgung, die man die erſte Judenſchlacht nannte.

Der Sohn eines Juden wollte Chriſt werden, wurde jedoch von ſeinen Verwandten und Freunden daran verhindert. Darüber entſtand Streit zwiſchen den Chriſten und Juden, wobei einige Chriſten getödtet wurden. Und nun kam es zu einem gräßlichen Blutbade, wobei 180 Juden ums Leben kamen. In der Verzweiflung zündeten die Juden ihre Häuſer an, weil ſie lieber ſich und ihre Habſeligkeiten im Feuer umkommen ſehen wollten, als in der Feinde Hände fallen. Während nun die Chriſten ſich raſender Mordluſt überließen, griff das Feuer immer weiter um ſich und verzehrte faſt den halben Theil der Stadt. Die noch übrigen Juden, etwa 24, worunter auch ihr Rabbiner, ließen ſich darauf in der Todesangſt taufen. —

Noch ſchlimmer ging es zu im Jahre 1349, bei der ſogenannten zweiten Judenſchlacht. Der Haß gegen die Juden und die Luſt nach ihren Geldſäckeln erfanden die Sage, die Juden hätten die Brunnen vergiftet und ſie ſeien Schuld an der Peſt, die Deutſchland verwüſtete.

Nun waren gerade die Geißler in Frankfurt, die das Volk, das ohnehin ſchon erbittert gegen die Juden war, noch mehr gegen dieſelben anreizten.

---

*) Sein Blut komme über uns und unſere Kinder.

Damals war das Judenquartier noch in der Nähe des Doms, woselbst auch das Rathhaus stand.

Als nun die auf Raub ausgehenden Geißler nicht anders zu den Geldkasten der Juden gelangen konnten, legten sie Feuer in der Judengasse an, und verführten ein Geschrei, als seien sie von den Juden angetastet worden. Ehe es aber zu thätlichen Angriffen kam, sah man mit Schrecken aus den hölzernen, schindelbedeckten Häusern die Flammen emporschlagen, die rasch um sich griffen und einen großen Theil der südlichen Stadt nach dem Main zu in ein Feuermeer verwandelten.

Nun flohen die Geißler mit Geheul durch die Straßen und verbreiteten die Sage: ein reicher Jude, Namens Storck, der dem Rathhaus gegenüber gewohnt, habe einen feurigen Pfeil in das Rathhaus abgeschossen, wodurch der Brand entstanden sei.

Man griff wohl zu Lösch- und Rettungsgeräthen, aber auch zu den Waffen. Der Anblick der brennenden Häuser und der jammernden Juden trieb die Wuth auf's Aeußerste. Ohne Mitleid wurden diese, Männer, Weiber und Kinder, niedergestoßen, in die Flammen gejagt — oder stürzten sie sich auch selbst hinein.

Die Geißler aber benutzten die allgemeine Verwirrung und plünderten.

Das Haus — der Südseite der Domkirche gegenüber — worin jener Jude Storck gewohnt haben soll, ist gegenwärtig ein Wirthshaus und führt noch den Namen „zum Storch" — erinnernd an jenes Bild aus der „guten alten Zeit." —

Günther von Schwarzburg.

1.

Als im Jahre 1347 der deutſche Kaiſer Ludwig V., der Baier, geſtorben war, gab es, wie gewöhnlich, wieder gewaltige Wahlſtreitigkeiten um die deutſche Kaiſerwürde.

Der Markgraf von Mähren, Karl (IV.), war ſchon 1346, alſo zu Lebzeiten Ludwigs, auf Betrieb des damaligen Pabſtes, Klemens VI., zum römiſchen König ernannt und in Bonn gekrönt, weil Kaiſer Ludwig ſich nicht fügſam genug gegen die geiſtliche Macht zeigte und nicht für nöthig erachtete, daß einem deutſchen Kaiſer ein päbſtlicher Vormund in Rom Verhaltungsmaßregeln diktire. Und Ludwig wußte auch, unterſtützt von Fürſten und Städten, ſein kaiſerliches Anſehen und ſeine Macht zu behaupten, trotz aller Ränke der Gegenparthei. Sein Gegner Karl war einſtweilen nur dem Namen nach auch König.

Am 11. Okt. 1347 ſtarb Ludwig. Die Anhänger Karls boten nun alle offenen und geheimen Mittel auf, des ſchon Gewählten und Gekrönten Macht zu ſichern; jedoch die Freunde Ludwigs wollten Nichts von ihm wiſſen, erkannten ihn nicht als König an, und, nachdem einige andere Fürſten die angebotene Krone ausgeſchlagen hatten, ward ſie dem getreuen Mitkämpfer Ludwigs, dem Grafen Günther von Schwarzburg, (geboren auf der Bergveſte Blankenburg in Thüringen) angetragen — einem tapfern, biedern Manne, einem kraftvollen unerſchrockenen Krieger.

Günther, der nach ſo hoher Würde nie geſtrebt hatte, lehnte ſie Anfangs aus Beſcheidenheit und Friedensliebe ab; jedoch die Kurfürſten und andere Großen des Reichs redeten ihm ſo lange zu,

bis er nachgab, mit der Bemerkung, daß er es um Gotteswillen thue, d. h. ohne menſchliche Rückſichten, ſondern nur allein der Wohlfahrt des Reichs wegen, zu deſſen Schützer und Schirmer berufen zu werden, er allein der Liebe Gottes verdanken wolle.

Seine Ernennung zum deutſchen König geſchah am 1. Jan. 1349 im Predigerkloſter zu Frankfurt am Main; am 30. Januar wurde die Wahl mit allen Förmlichkeiten vollzogen; die Kurfürſten verkündigten:

„Wir erklären für gültig und machen bekannt die Kur des edlen Herren Günther, Grafen von Schwarzburg, wiederholend und mit einem Eide bekräftigend, daß wir keinen würdigeren Kaiſer kennen und keinerlei Verſprechen, Geſchenke und Angelobungen uns zu ſeiner Erwählung bewogen haben.“ —

Die Bürger von Frankfurt jedoch verweigerten den ſofortigen Einzug Günthers in ihre Stadt und verſchloſſen ihm die Stadtthore.

„Es ſei ein altes gutes Herkommen, daß bei ſtreitiger Wahl zweier Kaiſer ſie keinem den Einzug zu gewähren brauchten, er habe denn ſechs Wochen und drei Tage ſeinen Gegner vor der Stadt erwartet, um das Schwert über den Sieg entſcheiden zu laſſen.“

Auf dem Wahlfeld jedoch draußen vor der Stadt, woſelbſt Günther mit ſeinem Heeresgefolge in der ſtrengſten Winterkälte lagerte, war lauter Jubel: „Es lebe das Reich! Glück dem neuen König! Heil Günther!“ —

Die Kurfürſten redeten nun den Bürgern ſo lange zu und begründeten ihnen, daß Günther der rechtmäßige König ſei, bis ſie ſich bewegen ließen, nach ſieben Tagen ihre Thore zu öffnen.

Da wurden denn die Zelte verbrannt und am 6. Februar hielt König Günther mit Gepräng und Jubel ſeinen Einzug in die alte Reichsſtadt.

An den Thoren ſtanden Reihen von Bewaffneten; die Geiſtlichkeit kam dem neu erwählten König entgegen, vor dem die Reichsfahne hergetragen wurde. Mit allen Glocken ward geläutet und auf dem Hochaltar der St. Bartholomäuskirche, in der die Orgel feierlichſt ertönte, brannten geweihte Kerzen.

Am Kirchhof ſtieg der König vom Pferde, trat in die Kirche, woſelbſt er die Reliquie, von der die Kirche den Namen hat, die Hirnſchale des heiligen Bartholomäus, mit frommer Verehrung küßte.

Dann ſetzte er ſich mit gefaltenen Händen, auf einen in der Mitte der Kirche ſtehenden Seſſel; die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln in feſtlichem Ornate zu ſeinen Seiten. Nach abwechſelndem Geſange der Erzbiſchöfe und des Chors der Geiſtlichkeit ward gebetet um Gottes Schutz für den neuen Schirmer des Reichs.

Der Erzbiſchof von Mainz machte dann über den knienden König das Zeichen des heiligen Kreuzes, beſprengte ihn mit Weihwaſſer, richtete ihn auf und hob, unterſtützt von den andern Kurfürſten, den König auf den Altar, anſtimmend den Geſang: Herr Gott, dich loben wir! — Nach geendigtem Geſang ſtieg der König vom Altar wieder herab, und nachdem er ſein Opfergeld, das die Chorherren bekamen, entrichtet, war die heutige Feier beendet.

Zwei Tage darnach, am 8. Februar, wurde auf dem Samſtagsberg*) ein hoher prachtvoller Stuhl aufgeſtellt, worauf ſich König Günther ſetzte. Die Glocke ertönte. Der Erzbiſchof von Mainz trat vor den König und leiſtete feierlichſt den Eid der Huldigung. Sodann überreichte er dem König das Reichsſchwert. Gegen die Sonne gewendet und das Schwert an die Bruſt gelegt, ſchwur

*) So ward und wird wohl auch jetzt noch der öſtliche, vom Rathhaus entferntere Theil des Römerbergs genannt, von den Samſtags dort gehaltenen Wochenmärkten.

nun Günther den Reichseid. Darauf huldigten ihm auch die Bürger von Frankfurt.

So war also Günther rechtmäßig erwählter deutscher König.

2.

Günthers Gegenkönig, Karl, dem es ganz besonders um die Ehre der Kaiserwürde zu thun war, gab seine Bemühungen darum nicht auf. Was er auf grabem Wege nicht zu erreichen vermochte, versuchte er auf krummem, mehr durch Ränke, Bestechungen und Hinterlist, als durch Tapferkeit und Waffenführung. Günther mußte stets gefaßt sein, in seinem Königsrechte angegriffen, wohl gar entthront zu werden. Aber ein so tapferer Mann sah nicht nur allen Gefahren furchtlos entgegen, sondern wußte sie auch mit kräftiger Hand zurückzuweisen.

Jedoch das Schicksal spielte ihm einen schlimmen Streich und trat ihm auch heimlicherweise in einer Art nahe, die für ihn und das Reich entscheidende Folgen hatte.

Ihn befiel eine leichte Unpäßlichkeit, vielleicht veranlaßt durch die damals herrschende Pest. Er suchte deßhalb Hülfe und Rath bei einem Frankfurter Arzte, Freidank von Heringen.

Der sehr in Zweifel gestellte Vorfall wird in sagenhafter Weise also erzählt:

Der Arzt versprach einen köstlichen Heiltrank zu bereiten, der schnell das Uebel lindern solle. Als der Arzt nun denselben dem König darreichte, ward dieser von einer bösen Ahnung geängstigt und nöthigte den Arzt, sein Wundermittel zuvor selbst zu versuchen. Dieser folgte dem Befehl. Und darauf trank Günther den Becher leer. Sogleich aber erblaßte der Arzt, sank nieder — und war nach dreien Tagen gestorben.

Das Gerücht verbreitete sich, die Vergiftung sei auf Anstiften Karls geschehen.

Obgleich es nun möglich iſt, daß Günther wirklich vergiftet worden, ſo iſt doch urkundlich erwieſen, daß der Frankfurter Arzt, Meiſter Freidank, nicht der Giftmiſcher war, auch nicht ſein konnte, indem er ſchon einige Monate vor Günthers Tod, geſtorben und in der St. Bartholomäuskirche beigeſetzt war. —

Karl hatte ſich mit ſeinem Heere im Rheingau gelagert. Vergleiche und Güteverſuche führten zu keinem Ziel. Der immer kränker werdende, heftig leidende Günther, unfähig ſeine Rüſtung zu tragen und ſein Schwert mit gewohnter Kraft zu gebrauchen, eilte dennoch ſeinem Gegner entgegen und erwartete ihn zu Eltville. Es kam aber zu keinem entſcheidenden Treffen. Karl, der auch jetzt noch ſich vor einer Schlacht ſcheute, ließ Günther Vorſchläge machen, ihm unter vortheilhaften Bedingungen das Reich abzutreten.

Günthers Krankheit nahm mehr und mehr zu; er wurde immer ſchwächer und die Anforderungen Karls immer dringender. Endlich, im Vorgefühl des nahen Todes, gab Günther nach und entſagte ſeiner königlichen Herrſchaft und Kaiſerwürde zu Gunſten Karls, feierlich es mit ſeinem Ehrenworte bekräftigend. Der Vertrag wurde am 26. Mai im Felde zu Eltville geſchloſſen.

Dem Tode nahe, ließ ſich ſogleich darnach Günther auf einer Tragbahre von Eltville nach Frankfurt bringen. Als halte er einen Siegeseinzug, ſo ward der todtkranke, allverehrte Fürſt in der Stadt empfangen und mit fliegenden Fahnen und feſtlicher Muſik nach ſeinem Quartier, dem Johanniterhof, geleitet. War er ja doch nicht vor der feindlichen Macht geflohen, ſondern nur einem unerforſchlichen und unbekämpfbaren düſtern Verhängniß gewichen.

Noch mehrere Tage rang er mit dem Tode; ſterbend leiſtete er nochmals auf das Reich Verzicht, entband die Bürger ihres Eides und verſöhnte ſich ſelbſt mit ſeinem Feind und Gegner Karl.

Am 14. Juni 1349 erlag der Held nach einem thatenreichen Leben dem Tode, — er, auf den die Hoffnung einer schöneren, besseren Zeit gesetzt war, die er auch gewiß herbeigeführt hätte. Sein Lebensalter war 45 Jahre; seine Regierungszeit betrug kaum fünf Monate.

„Klage hube sich an dem Rhein und in Thüringen um den neuen König, Herrn Günther von Schwarzburg, da die Seinen mit Betrübniß zu Lande wieder kamen, und sageten von seinem schnellen Tode und seiner kurzen Herrschaft."

Mit aller Pracht ward sein Leichnam in der Domkirche vor dem Hochaltar beigesetzt: zwanzig Reichsgrafen trugen den Sarg; in dem feierlichen Leichenzuge waren alle anwesenden Großen des Reichs; auch Karl erzeigte die letzte Ehre dem, den er ja nun nicht mehr zu fürchten hatte.

3.

Nach drei Jahren ward dem Verstorbenen von seinen Freunden ein Denkmal in der St. Bartholomäuskirche gesetzt: ein Stein, auf welchem ein Ritter in voller Rüstung dargestellt ist, mit Heiligenbildern und Wappen umgeben.

Ueber dem Haupte des Ritters halten zwei langbärtige Männer zwei fliegende Blätter, worauf eine, nicht eingehauene, sondern nur draufgemalte, jetzt halbverwischte Inschrift, von der gegenwärtig nur noch wenige Worte ganz zu erkennen sind, und die auf die Art von Günthers Tod schließen lassen, wenn sie, wie auch behauptet worden ist, nicht vielleicht gar zur Sage der Vergiftung den Anlaß gegeben haben.

Vervollständigt lautet die Inschrift:

Falsch. undruwe. schande. tzymt.
des. stede. druwe. schaden. nymt.

undruwe. nam. gewinnes. hort.
undruwe. falsch. mit. giftes. wort.

Ungefähr:

Der falſchen Untreue Schande ziemt,
Weil durch ſie ſtete Treue Schaden nimmt.
Die Untreue nahm des Gewinnes Hort (den Schatz).
Die Untreue iſt falſch mit (wie) Giftes Wort.

Vier Jahrhunderte lang ſtand (oder eigentlich *lag*) dieſes Denkmal in der Mitte des Chors und war mit einem Kaſten bedeckt, der eine Thüre zum Hineinſchauen hatte und mit einem Teppich verhüllt war.

Bei einer Feierlichkeit im Jahre 1743 ließ Karl VII. es wegnehmen und es aufrecht in die Wand einmauern, rechts im Chor der Domkirche, neben der kaiſerlichen Wahlkapelle — woſelbſt es noch ſteht.

Nach dem Bilde des Ritters auf dem Grabdenkmal iſt das Bild Günthers im Kaiſerſaal gemalt.

4.

Die Limburger Chronik erzählt die Geſchichte Günthers von Schwarzburg alſo:

„In derſelbigen Zeit wurden zween Römiſche Könige gekohren und auserwehlet von den Churfürſten. Ein Part wollte haben des blinden Königs Johannes Sohn von Böheim. Die ander Part wollte haben einen Graffen von Schwarzburg aus Thüringer Land, der war genannt Günther. Und in der neuen Weiſe als man ſolte vor Frankfurt liegen nach Gewohnheit des heiligen Reichs, da wurd König Günthern vergeben, daß er ſtarb. Und das thäte ein Artzt, der war genannt Freydanck, und dem ſolte darum worden ſeyn das Biſtum zu Speier. Als aber er dem König den Tranck zu ſehr gelobet, mußte derſelbige Freydanck an-

trincken, den er dem König geben wolte, den er vergifft hatte, und ſtarb er mit dem König*). Und hatte der vorgenannte König gefolgt der Lehr als der weiſe Cato ſeinen Sohn lehrete:

Consilium arcanum tacito committe sodali,
Corporis auxilium medico committe fideli.

(Geheime Pläne vertraue einem verſchwiegenen Freunde; die Heilung des Körpers vertraue einem treuen Arzte.)

Die goldene Bulle.

1.

Um eine beſtimmte geſetzliche Ordnung — die früher nicht vorhanden war, ſpäter aber auch nicht allzuſtrenge gehandhabt wurde — bei der Wahl und Krönung eines deutſchen Königs und römiſchen Kaiſers einzuführen, ſowie noch andere für den inneren Frieden des Reichs wichtige Gegenſtände zu reguliren, ließ Kaiſer Karl IV. ein Reichsgrundgeſetz entwerfen und verkünden auf den im Jahre 1356 zu Nürnberg und Metz gehaltenen Reichstagen.

Dieſes Geſetz — das erſte geſchriebene Verfaſſungswerk für das deutſche Reich und eines der wichtigſten von allen, das bis zur Auflöſung des Reichs (1806) ſeine Gültigkeit behielt — war für Frankfurt am Main beſonders inſofern von beſonderer Wichtigkeit, als dieſe Stadt dadurch geſetzlich zur Kaiſerwahlſtadt beſtimmt wurde.

---

*) „Wiewol die M. S. lit. E. melden, daß den Trunck ein Mönch, Jacob genannt, Dominicaner Ordens, zubereitet gehabt, und der Arzt ſelbſten des Giffts unwiſſend geweſen ſeye.“ Florian, Chronik.

Im Jahre 1366 erhielt der Rath von Frankfurt eine Abſchrift des Geſetzes — das am berühmteſten gewordene authentiſche Original-Exemplar — auf 43 Pergamentblättern in Quart, welche in ein Buch vereinigt ſind in roth geweſenes, nun aber altersgrau gewordenes Leder.

Unten quer durch ſämmtliche Blätter *iſt ein Loch* gebohrt, durch welches die 24 gelben und ſchwarzen (reichsfarbenen) Seidenfäden gezogen ſind, die, herunterlaufend, ſich in eine Schleife vereinigen und durch eine Wachsſcheibe gehen, an der die langen Fadenenden herunterhängen. Dieſe Wachsſcheibe iſt nicht ſichtbar, ſondern von einer runden Kapſel aus Goldblech umſchloſſen, die ungefähr einen viertel Zoll dick iſt und deren Kreisfläche ungefähr drei Zoll im Durchmeſſer hat.

Von dieſer Kapſel (lateiniſch Bulla) erhielt das ganze Schriftſtück den Namen: Aurea Bulla (goldne Bulle).

Auf der Kapſel nun (alſo nicht auf der Wachsſcheibe, die hier blos zum Zuſammenhalt der Fäden und zur Ausfüllung des Goldblechs dient) iſt das Siegel: *)

auf der einen Seite das Bildniß Kaiſer Karls IV. im Krönungsornat, umgeben von zwei Wappenſchildern, (auf dem einen ein Adler, auf dem andern ein Löwe) und mit der Kreisrandſchrift: Karolus quartus divina favente clementia Romanorum imperator semper Augustus et Boemiae rex. (Kaiſer Karl IV. von Gottes Gnaden römiſcher Kaiſer, allezeit Mehrer des Reichs und König von Böhmen);

auf der andern Seite: eine Burg mit drei Thürmen; in der breiten Thoröffnung des mittelſten die Inſchrift:

A U R
E A. R
O M A.

*) Gewöhnliche Siegel wurden in Wachs, Siegelerde, Blei oder Zinn geprägt, wichtigere in Silber und Gold.

(Aurea Roma — das goldene Rom); die Kreisrandschrift bildet der alte Wahlspruch des römischen Reichs: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi. (Rom, das Haupt der Welt, regiert die Zügel des Erdkreises). —

Als in den Jahren 1642 und 1710 mehrere der Seidenfäden mürb und zerrissen waren, wurden in Gegenwart eines Abgeordneten des Kurfürsten von Mainz, des Reichserzkanzlers, andere an deren Stelle gesetzt.

Der Text des Gesetzes ist lateinisch und in 30 Kapitel abgetheilt; eine deutsche Uebersetzung aus dem Jahre 1371 liegt bei.

Aufbewahrt wird die goldene Bulle in einem mit Sammt gefütterten Glaskasten und befindet sich im Frankfurter Stadtarchiv, einem Theil des Römers (Rathhauses).

Reisende, die durch Frankfurt kommen, lassen sich diese Reichsreliquie als eine besondere Merkwürdigkeit zeigen — welches Glück vor Zeiten nicht Jedem zu Theil wurde; die Mehrzahl der Frankfurter selbst aber hat sie noch nicht gesehen — wie das so geht mit dem Allzunahen.

2.

War ein reicher Engländer, der hatte Viel gehört von der merkwürdigen goldnen Bulle, die sie da aufheben und sehen lassen im Frankfurter Rathhaus; hätte sie aber auch gern selbst mit eigenen Augen gesehen; segelte deßhalb über den Kanal und kam glücklich und wohlbehalten in Frankfurt an.

Am nächsten Morgen wanderte er, den Zeigefinger in einem Buch, zuerst durch die Straßen der Stadt; manchmal sah er ins Buch, manchmal nach den Häusern, konnt' aber von alledem Nichts finden, was in dem Buch stand. Auch hätt' er sich die Stadt nicht so „langueilig", sondern lebhafter gedacht, wie es einer so berühmten Handelsstadt zukomme.

Er tröſtete ſich jedoch: „die goldene Bulle, die wird mich entſchädigen! Denn um ſolche öden Straßen zu ſehen, in deren jeder alle Viertelſtunde Ein Menſch wimmelt, hätt' ich die Koſten der Reiſe nach der alten Reichsſtadt ſparen können! Und ſolche nichtsſagende Häuſer gibts in London auch genug! Aber — aber keine goldene Bulle!" —

Er ging nun wieder in ſein Gaſthaus und fragte den Wirth nach dem Rathhaus, ſo man Römer nenne.

Der Wirth ſagte, da ſei er übel berichtet; das hieſige Rathhaus nenne man nicht: Römer, ſondern einfach: Rathhaus.

„Aber im Frankfurter Römer ſoll ja doch eine goldene Bulle ſein!" —

„Ja, lieber Herr, das iſt in Frankfurt am Main! Hier aber ſind wir in Frankfurt an der Oder!" —

Der Engländer riß die Augen auf: „Oder! Oder! Was is Oder? Entweder bin ich ein Narr oder Ihr, Herr Wirth!" —

„Belieben Mylord dieſe Würde nur für ſich in Anſpruch zu nehmen!" —

„Aber ich hab's doch gleich gedacht, daß es hier nicht richtig ſein müſſe — mit mir! Doch da iſt ja leicht zu helfen!" —

Sogleich ließ er packen, und die Reiſe ging nun nach Frankfurt am Main.

Hier fand er den Römer und fand auch die goldene Bulle. Doch er ſah ſich abermals entſetzlich getäuſcht.

„Zeigen ſie mir da ein altes Buch! Dergleichen hab' ich auch zu Hauſe! Ich habe vermeint, einen großen goldenen Ochſen*) anzutreffen! Das wär eher was für mich! Aber an dem goldenen

*) Ochſe, Stier = engliſch: bull.

Döschen, das da an den Seidenfäden hängt, kann ich nichts Rares und Abſonderliches entdecken! Das kann mir jeder Goldſchmied machen, künſtlicher noch als das! Fahr' wohl, Frankfurt und Deutſchland! Das Land der Beefſteaks ſoll leben! Huſſah!" —

Die Kronberger Schlacht.

1.

„Mir fehlt ein Held!"
Byron (Don Juan).

Ungefähr drei Stunden von Frankfurt a. M. liegt das jetzt naſſauiſche Städtchen Kronberg und zwar in paradieſiſcher Gegend. Vor Zeiten lebten in der dortigen Burg die Ritter und Edlen von Kronberg, die mit den Frankfurtern eben nicht im beſten Einvernehmen ſtanden. Es war damals überhaupt eine bewegte, unruhige Zeit — die Zeit des Städtekriegs und der Städtebündniſſe.

Ohne daß man eine rechte Urſache und nächſte Veranlaſſung wüßte, zogen den 12. Mai 1389 am frühen Morgen 2000 gewappnete Frankfurter zu Fuß und Roß „uff die Herrn von Cronberg."

Vorher kamen ſie in den vor Kronberg liegenden Wald; da ſie aber hier den Feind nicht trafen, machten ſie ihrem Kampfeseifer einſtweilen auf andere Art Luft: ſie ſengten und brannten Dörfer und Wald, hieben die Bäume ab oder ſchälten ſie.

Dann rückten ſie weiter gen Kronberg vor.

Sobald die Ritter von Kronberg ihrer anſichtig wurden, kamen ſie, ebenfalls ſchwer gewappnet, ihnen entgegen, mußten aber bald der Uebermacht weichen. Sie flohen und wurden verfolgt.

Die Frankfurter hatten viele gefangen, die ſie entwaffneten und hinter ihr Heer brachten.

Dann ward die Beute getheilt; man lagerte ſich, aß und trank und freute ſich des glorreichen Sieges.

Aber man ſoll den Tag vor dem Abend nicht loben.

Nachmittags wollten die Sieger „mit Frieden wiederumb heimfahren“ und eilten ſich auch nicht allzuſehr.

Mancher träumte ſchon von Lorbeerkränzen und Siegesliedern; jedoch ſie frohlockten zu früh; ſie waren ja noch nicht daheim.

Die Kronberger, deren Burg der Waffenplatz des Wetterauiſchen Raubadels war, waren mit ihrer Niederlage durchaus nicht zufrieden. Eiligſt ſammelten ſie Helfershelfer aus der ganzen Gegend um ſich, und in ſtürmiſcher Haſt, rachelechzend, eilten ſie nun den Frankfurtern nach.

Bei dem Dorf Eſchborn *) wurden die Frankfurter von den grimmigen Feinden ereilt, und ein verzweiflungsvoller Kampf begann. Kein Theil wollte weichen. Zwar waren der Frankfurter wohl viermal ſo viel als der Gegner; aber jene hatten dafür auch einen ſehr ſchlimmen Stand: die Nachmittagsſonne ſchien ihnen blendend in die Augen, und der Wind blies ihnen mächtige Staubwolken ins Geſicht.

Dennoch hätten ſie gewiß mit ihrer Uebermacht geſiegt, trotz der Kampfeswuth ihrer Feinde; jedoch im entſcheidenden Augenblick bekamen dieſe Zuzug und Hülfe durch den rheiniſchen Pfalzgrafen. Die Schlacht ward mit erneuertem Eifer fortgeſetzt. Da ging's auch im Rücken der Frankfurter los: es waren die vielen Gefangenen vom Morgen her, die nun mit den eigenen Waffen ihrer Wächter auf dieſe dreinſchlugen.

---

*) Naſſauiſch.

Verwirrung — Rathloſigkeit — Flucht der Frankfurter. Zerbrechung ihres Stadtbanners.

Ueber 600 Gefangene, über 100 Todte, ſehr viele Verwundete.

Ein Glück, daß die Sieger ihren Vortheil nicht verfolgten, oder es vielleicht auch, ihrer eigenen Verluſte wegen, nicht konnten.

Doch die am Morgen gewonnene Schlacht war am Abend gänzlich verloren.

„Alſo ſchiug der kleine Hauff den groſſen Hauffen nieder, das war nit Wunder, denn der groſſe Hauffe flohe, und der kleine ſtreite. O Franckfurt! Franckfurt! gedencke dieſer Schlacht.“ *)

Das Schlachtfeld heißt heute noch das „Haderfeld.“

Für die Auslöſung der Gefangenen mußten 73,000 Gulden bezahlt werden — eine ungeheure Summe für damals.

Das verlorne Stadtbanner veranlaßte das neue Wappen der Stadt: den weißen Adler in rothem Felde.

2.

„Wie die von Frankfurt darnyder logent“ — erzählen auch die Verſe unter einem alten Gemälde im Schloſſe Kronberg:

„Alß man zahlt 1389 Jahr
Den 12ten May das iſt wahr
Als die herren mit den ſtetten
Ein dag zu egra halten theten **)
Von den Konigen des Kriegs wegen
Wie der im Beſten hinzulegen
Zu ſolcher Zeit Franckfort die ſtatt
Nicht wenig ſich gerüſtet hat

*) Limburger Chronik.

**) Kaiſer Wenzels Berathſchlagungen wegen eines Landfriedens — zu Eger in Böhmen.

Zwey tauſend ſtarck zu fuß und roß
Mit wagen Weren und Geſchoß
Die edlen von cronberg mit gewalt
Zu überzichen vnd dempfen bald
Sampt andern feindten vnd helffer mehr
Zogen alſo fort mit ihrem heer
Etliche Hoff und Dorff ſie do verbrennten
Die Bam im walt vor Muthwil ſchölten
Als die von Cronberg das vernamen
Sie ſich darauf nich lang Beſonen
Und botten bald dem Feind die ſpitz
Doch geriets nit wol in erſter Hitz
Dann die von Franckforth gar ſtarck waren
Und wolten mit Sieg wieter heimfahren
So kompt des Pfaltzgrafen Horſt zu Handt
Der zu Oppenheim war zu gerant
Wol mit anderthalb hundert klem *)
Auch Heerhörner und ein groß gethön
Schluchen ſämplich in die Franckforther Frey
Schlugens in die Flucht mit Großenem Geſchrey
Wiewol der Franckforther doch mehr war
Dann der ganz Cronberger Schaar
Der Zeit blieb das gar halt und geſchwind
Manch Franckförther mutter Liebes Kind
Sechſhundert wurden gefangen
Zu Cronberg gefürt zu handen
Alſo der Franckforther böſe macht
Hernieder Lag in dieſer Schlacht."

*) Gleve, Glene = Lanze.

Der Mönch auf dem Gutleuthof.

Am Main, eine Viertelstunde unterhalb Frankfurt, liegt der Gutleuthof, jetzt ein herrschaftliches Gut und Meierei. In den früheren Jahrhunderten stand daselbst das Haus der „guten Leute." Es war ein Siechhaus, worin die Aussätzigen, von der Welt abgeschlossen, verpflegt wurden. In der Nähe ist der sogenannte „Grindbrunnen," *) eine Schwefelquelle.

Um das Jahr 1374 lebte in diesem Spital ein ganz besonderer Gast, dessen Namen man nicht weiß, der aber zu seiner Zeit sehr berühmt war, und über den die Limburger Chronik folgendermaßen berichtet:

„Zu dieser Zeit war auff dem Mayn ein Münch, Barfüßer Ordens, der ward von den Leuten aussätzig, und war nicht rein. Der machte die besten Lieder und Reihen in der Welt von Gedicht und Melodeyen, daß ihm niemand auff dem Rheinstrohm oder in diesen Landen wohl gleichen mochte. Und was er sung, das sungen die Leute alle gern, und alle Meister pfiffen, und andere Spielleute führten den Gesang und das Gedicht. Er sung diß Lied:

Ich bin ausgezehlet,
Man weisset mich Armen vor die Thür,
Untreu ich spühr
Nun zu allen Zeiten.

Item sung er:

May, May, May, die wunnigliche Zeit

*) Den man in neuerer Zeit: „Grünbrunnen" umzutaufen suchte — ähnlich wie Gallusthor für Galgenthor.

Männiglichen Freude geit,
Ohn mir. Wer meynte das?

Item ſung er:

Der Untreu iſt mit mir geſpielt ꝛc.

Deren Lieder und Wiedergeſang machte er gar viel, und war das alles luſtiglich zu hören." —

Der Meſſerſchmiede Wappen.

War ein Meſſerſchmiedsgeſell, Namens Georg Springenklech. Iſt nicht recht klärlich zu erweiſen, ob er ein Frankfurter Kind war oder nicht. Thut auch Nichts zur Sache. Aber die Fechterkunſt hatte er erlernt, war ein Meiſter des langen Schwertes und ein muthiger Menſch. Der bekam Luſt, ſich in den Krieg zu begeben und das that er auch.

Dies war in den Jahren 1410—1437, alſo zur Zeit Kaiſer Siegismunds. Dieſer wurde damals von den Türken heftig bedrängt und in einer Schlacht auch in die Flucht geſchlagen. Viele ſeiner Krieger waren von den Feinden ſchon erlegt und viele gefangen, ſo daß es ſchien, die ganze Schlacht ſei verloren.

Aber wenn die Noth am größten iſt, ſind die Meſſerſchmiede am nächſten. Denn im kaiſerlichen Heer war auch jener mannliche Kriegsmann, der löbliche Ritter Georg Springenklech, ſeines Zeichens ein Meſſerſchmied. Als dieſer ſah, daß ſein Leben in den Händen der Feinde war, machte er ſich freimüthig herfür, zog ſein Hemd aus, tunkte es in Blut, ſteckte es auf eine lange Pike und fing an zu rufen und ſich zu geberden, als ob noch ein Hinterhalt von kaiſerlichen Truppen vorhanden ſei, die herbeikommen ſollten.

Und wirklich kamen auch einige, die ſich aus Furcht verborgen

gehabt und machten ſich zu dem Meſſerſchmied. Die Türken aber wichen zurück, worauf der ſtreitbare Ritter Georg mit dem blutigen Hemd ernſten Muths ihnen nachdrang. Dieſes ſahen andere Kaiſerliche und ſchaarten ſich ebenfalls zu den Verfolgern; die Türken wurden geſchlagen und der Sieg war errungen. Und iſt alſo nächſt Gott durch dieſen Helden die Schlacht erhalten worden.

Nach erlangtem Sieg wurde ein Gottes-Triumph-Feſt gefeiert — und der durchlauchtigſte, großmächtigſte Kaiſer begehrte den tapfern Helden Georg zu ſehen, der ihm auch alsbald vorgeſtellt wurde.

Und der Kaiſer verehrte ihm als Siegeszeichen eine Krone, *) ſchlug ihn vor allen Fürſten und Herren, ſo zugegen, zum Ritter, begabte ihn mit Schild und Helm und begehrte von ihm, er möge noch eine Bitte thun: was er wollte oder in ſeinem Herzen ſuchen möchte; wofern es möglich wäre, zu thun, ſolle es ihm gewährt werden.

Auf ſolche allergnädigſte Anerbietung bedachte ſich Ritter Georg kurz, und dieweil er keine Leibeserben hatte, begehrte er Nichts weiter, als daß ihm Ihro Kaiſerliche Majeſtät möchte zulaſſen, daß er und nach ſeinem Tode alle Meſſerſchmiede und deren Kinder ein adeliches Wappen führen möchten, nämlich die kaiſerliche Krone, durch welche drei Schwerter gehen, nebſt offnem Schild und Helm, wie auch zur Seite zwei Greife — welches ihm der römiſche Kaiſer nicht allein vergünſtigt, ſondern ihm und ſeinen Nachkommen auch kräftige Briefe und Siegel gegeben hat — — welches noch vorhanden, wird auch ſolches noch in dero Petſchaft dieſes löblichen Handwerks der Meſſerſchmiede geführet. **)

Ritter Georg aber beſchloß ſein Leben an des Kaiſers Hof,

*) Doch ſchwerlich ſeine eigene? — Wird wohl ein Lorbeerkränzlein geweſen ſein.

**) Noch jetzt findet man häufig eine Krone auf den Meſſerklingen.

und liegt zu Prag in der St. Thomaskirche im Kreuzgang begraben — an welchem Orte denn auch noch heutigen Tags die Meſſerſchmiede ihr Begräbniß haben, welches das Epitaphium ausweiſt: oben an der Wand, in einer Kapelle, da der Meſſerſchmiede Wappen ſteht.

Die burgere von Franckinford ꝛc. *)

Die burgere von Franckinford ſtoltze und ryche
Die gabin den von Mentze ein geleyde fur ir burger gemeinliche
Daruff riden ſie zu dem Hirtzenhan **)
Unſer liebe frouwe baden ſie fruntlich an
Do ſie riden off der widerfart
Die burger von Franckinford quamen ſcharp
Geriden mit armbroſten und mit ſwerten
Der burger von Mentze ſie da begerten
Sie ſlugen ſie ubir houpt und ubir armen
Daz muße got erbarmen
Sie furten ſie ubir ſtocke und obir ſteyn
Do hin gen Hönfels heym
Do hin gen Hönfels
Man lacht ſie in eyn loch daz was heltz
Do ſach ir eyner den andern gar truwelichen an

---

*) Die Begebenheit beſtätigt ſich durch keinen urkundlichen Beweis in den Annalen der Geſchichte Frankfurts, und gehört, wenn ſie als wahr ſich beſtätigen ſollte, zu der Reihe der friedbrüchigen Vorfälle, die von den Bewohnern benachbarter Städte gegen einander damals nicht ganz ungewöhnlich waren. Fichards Archiv.

**) Ehemaliges Kloſter in der Wetterau.

Sie gedachten an Ebirhart Wyndecke*) und an Jan
Dachsperg hanget auch daran
Der ſprach mit guden witzen
Sall ich in dem rade by hantwercks luden ſitzen
Und an Knauffen den man nennet das — — kynd
Der ſchriber die lugen ſint
Die ſie hant erdacht
Und hinder die zunfft hant bracht
Der ſchriber die nottel da geleſen hat
Da mit hat er verſtort den alden rat
Zu Mentze al in der guden ſtat
Mannig byderbman das claget
Wo wir hin faren odir fließen
Sie mit augen auf uns ſchießen
Eß ſy in kyrchen odir in cluſen
Wir armen wißen wo behuſen
Wan wir kommen for die ſtat
Manche byderpmann uns nach gat
Er ſchilt uns ſchelke und meyneyd
Das iſt uns ye von hertzen leyd
Dar nach hat der ſchriber geworben nacht und dag
Mit das er die von den alden hat getriben uß der ſtat
Die uns doch nutzer weren drynne
Eß muſte alles gon nach ſyme ſynne
Er hat gefaren. mit dem ſigel her und dar
Des wirt die arme gemeyne wol gewar
Er hat verkaufft vil gulde

---

*) Die mit geſperrter Schrift gedruckten Wörter ſind Namen von Volksanführern aus der Zeit der bürgerlichen Unruhen in Mainz, 1429.

Des ſtet die rechnunge in großer ſcholt
Der ſchreiber iſt in dem rade gar werde
Manche byderbman ſins libs ußer der ſtat begert
Daz were ye ſinen — — *) leit
Die er winter und ſommer cleyt
War umb ſolt er nit dragen eyn langen hut
Er hat doch zu Altzey ein rittermeßig gut
Hette er geſchriben mit ſilber und mit golt
Er endörfft nit verdient han richern ſoldt
O herre got in dynem trone
Gib dem ſchriber ſinen rechten lon
Den er umb die gemeynde verdienet hat
Dez helffent mir bidden daz iſt myn rat
O herre got und mylder criſt
Sint du der aller obirſte biſt
Und alle die wornde haſt erloſt
Komme der erbar ſtat zu helffe und zu droſt.

Der Bachtanz **).

Nordöſtlich von Hanau liegt der kurfürſtlich heſſiſche Flecken Langenſelbold am Gründaubach; im fünfzehnten Jahrhundert hat er auch ſchon da gelegen und gehörte zu der Herrſchaft Iſenburg, und der damals regierende Graf Diether von Iſenburg wußte das

---

*) Hier, wie oben ſchon einmal, kommt ein Wort, das heutigen Tages in ehrbarer Geſellſchaft nit wol bräuchlich.

**) Zwar nicht zunächſt frankfurtiſch, doch ſchier erbaulich zu leſen.

wohl; denn ſonſt hätt' er den Langenſelboldern keine neuen Steuern auferlegt, als er einmal ſehr nothwendig Geld brauchte. Die Langenſelbolder aber hatten keine Luſt, zu zahlen, und ließen dem Herrn Grafen vermelden, gleich weiland Leonidas: „Steuern willſt du — komm und hole ſie!“ —

Das ließ ſich Graf Diether nicht zweimal ſagen. Er ſammelte ſeine Reiſigen und rückte im Sturmſchritt vor das widerſpenſtige Langenſelbold. Aber die da drinnen hatten ſchon lange Sturm geläutet und ſich auf den Angriff vorbereitet. Mit Dreſchflegeln und Schippen, Heu- und Miſtgabeln, einigen alten Spießen und Keulen bewaffnet, erwarteten die Männer das feindliche Heer; Weiber und Kinder hatten ſich in gehöriger Zahl mit Steinen gerüſtet.

Graf Diether ſtaunte Anfangs ein wenig ob ſolch ungaſtfreundſchaftlichen Empfangs und hatte ſchier Luſt, wieder abzuziehen und die Zuchtgeißel zu gelegenerer Zeit über Langenſelbold zu ſchwingen.

Aber der aufgeregte gewappnete Volkshaufe höhnte ihn und ſeine Krieger aus, ſo daß er aus Scham und Zorn dennoch zum Angriff blaſen ließ. Ein Steinhagel empfing die Reiſigenſchaar, und die Dreſchflegel und Miſtgabeln übten eine ſolche ſchlagende und eindringliche Gewalt auf die ſchwergepanzerten gräflich-iſenburgiſchen Kriegshelden aus, daß nach einigen Verwundungen und Tödtungen der Herr Graf mit ſeinem Heere eiligſt Heil in der Flucht ſuchte.

Wie aber jubelten nun die ſiegestrunkenen Langenſelbolder. Ihre Waffen wegwerfend, fingen ſie an, auf der Straße zu hüpfen und zu tanzen, tanzten durchs Dorf, kamen an den Gründaubach, und — „Fort! Vorwärts! Durch!“ — tanzten in übermüthigem Taumel paarweiſe durch den Bach, der gerade nicht ſehr tief war und ziemlich ebenen Sandboden hatte.

Darauf neuer Jubel ob des gelungenen Bachtanzes — und Graf Diether konnte froh ſein, daß er nicht dabei war.

Bald aber ward ihm die Kunde davon überbracht von einigen Leuten, wie es deren allerorts gibt.

„Wie! Was! Mir zum Hohn! Bachtanz! Wart', den Bauern ſoll ihr Müthchen gekühlt werden! Ich will ſie tanzen lehren!" —

Während nun die Langenſelbolder ſchon lange wieder friedlich ihrer Arbeit nachgingen und ſchier das Bachtanzluſtſpiel vergeſſen hatten, ſammelte Graf Diether ſeine ſämmtlichen Vaſallen und rückte eines ſchönen Morgens abermals vor den rebelliſchen Ort.

War es nun, daß Diethers Heer jetzt wirklich etwas reſpekteinflößender auftrat, oder war den Langenſelboldern ſonſt ein Scrupel in die Quere gekommen — kurz, ſie ſandten den Schultheißen und den Pfarrer hinaus und ließen um Frieden und einige Gnade bitten.

Das gefiel dem Herrn Grafen etwas beſſer, und da er auch nicht gerade böſer und allzu rachſüchtiger Natur war, ſo verſprach er, ihnen jede weitere Züchtigung zu erlaſſen, wenn ſie — die neuen Steuern bezahlten und eine herzhafte Geldbuße dazu. Und damit ihnen der Bachtanz im rechten Angedenken bleibe, ſo verordne und befehle er hiermit, daß auf ewige Zeiten am Langenſelbolder Kirchweihfeſte durch den Bach getanzt werden müſſe — zu Straf' und guter Lehr'. Und bei dem Kirchweihgottesdienſte ſolle der Pfarrer jedesmal die Gemeinde ermahnen zum Gehorſam der Unterthanen gegen den Landesherrn, der da allein zu gebieten habe, ob und wann durch einen Bach getanzt werden dürfe.

Seit dieſer Zeit ward denn auch auf allen Langenſelbolder Kirchweihen durch den Gründaubach getanzt, auch als Graf Diether ſchon lange bei ſeinen Ahnen ſchlummerte.

Aber aus der Strafe ward eine Luſt und ein Vergnügen, und

an dem fröhlichen Volksfeſte dachte bald Niemand mehr an Graf Diethers Befehl, ſondern der Bachtanz ward zu einer Ehrenſache.

Allemal am Langenſelbolder Kirchweihfeſte, nachdem die Stelle des Gründaubachs, an welcher durchgetanzt ward, gehörig geſäubert und geebnet war, ward ein Tiſch in die Mitte des Bachs geſtellt, auf den ſich die Muſikanten ſetzten, und um den nun die neuen bachtanzwürdig erfundenen Brautpaare dreimal herumtanzten. Zum Schluß wurde der Tiſch im Bache mit den Muſikanten umgeſtürzt, worauf ſich unter lautem Jubel die von nah und fern herzugeſtrömte Menſchenmenge vertheilte, um anderswo weiter zu tanzen.

Erſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde dieſer Bachtanz abgeſtellt.

In den Frankfurter „Frag- und Anzeigungsnachrichten" findet ſich folgende Einladung:

„Nachdeme Montag den 16ten dieſes Vormittags gegen 10 Uhr der ſo ſehenswürdige Kirchweihliche Bachtanz dahiero wiederum feyerlich aufgeführt werden ſoll; als wird ſolches des Endes hiemitt bekannt gemachet, damitt diejenigen, welche dieſen von drey jungen Burſchens und eben ſoviel jungen Mädgens, durch eine ziemlich ſtark und breite Bach zu drey wiederholtenmalen in einem überaus ſonderen Aufzug zu führenden Bachtanz, welchen ſich niemand, der nicht einen Zuſchauer abgiebet, in ſeiner Seltenheit wunderbarlich genug wird vorſtellen können, mit anzuſehen Belieben tragen, zu obangeregter Zeit allhierò einfinden mögen.

Langen-Selbold den 2ten Auguſt 1756.

Fürſtlich-Yſenburg. Amts Ronnenburg."

Der Lump.

Im Jahre 1471 ward auf dem Römerberg zu Frankfurt am Main ein Turnier gehalten, dem gar hohe Herrſchaften und viele ſchöne Jungfrauen von den Balkonen aus zuſahen.

Die Ritter alle ſtolzirten heran in reichſter Pracht und bunteſtem Schmucke, und ihre blanken Harniſche glänzten und funkelten hell im Sonnenſchein. Gleich den Fräulein droben, hatte es Jeder dem Andern zuvorzuthun geſucht, in höchſter äußerer Pracht zu erſcheinen, vielleicht um damit zu erſetzen, was ihnen an Tapferkeit abging.

Nur Einer von Allen hatte einen ganz unſcheinbaren Harniſch, roſtig und ſchmucklos. Aber kämpfen konnt' er, wie kein Anderer, und ſeine Lanze rannte die Gegner alle zu Boden.

Beifallsſturm begrüßte den Tapferen darob; er aber hörte es kaum und blieb ſo gleichgültig dabei, als verſtünde ſich das Alles ſo von ſelbſt. Ruhig und ſicher legte er immer wieder friſch ſeine Lanze ein und blieb Sieger über alle die glänzenden Herren — er war der Held des Tages.

Der Pfalzgraf, der das Turnier angeordnet hatte, ärgerte ſich darob, daß ein ſolch ſchwarzer Unbekannter vor all ſeinen Rittern und Edlen den Preis und Dank allein davon trug, und frug: „Wer iſt nur der Lump, der alſo tapfer ficht und ſticht?" —

„Peter Marpurg zum Paradies!" war die Antwort.

Und der roſtige Ritter, der des Pfalzgrafen Wort gehört, grüßte höflich zum Balkon hinauf, als dank' er für die ganz beſondere Auszeichnung — und nannte ſich fernerhin: Ritter Peter, der Lump — welchen Zunamen auch ſein Sohn beibehielt.

Der Erbſenhandel.

Es war im Jahre 1478. Da ſaßen in einem Wirthshauſe in Frankfurt am Main, in der Schmiedſtube, welchen Namen jenes Haus gegenwärtig noch führt, viele Gäſte, vom Zufall zuſammengewürfelt — Landsknechte, Bettelmönche, Landmetzger, Müller, Bäcker, Jäger mit ihren Hunden — und zechten, ſpielten und langweilten ſich; aber fortgehen wollten ſie nicht, denn es war draußen ſehr ſchlechtes Wetter und der Regen goß in Strömen herab.

Auf einmal ſchauten ſie alle neugierig in die Höhe und durch die runden Fenſterſcheiben in den Hof, wo ein fremder Reiter einritt, ſein Roß anband und in die Wirthsſtube trat. Aller Augen folgten ihm ſpähend, gerade, als müſſe er durchaus neue Zeitungen, aus dem Reich draußen mitbringen und ſo ſein Theil zur Unterhaltung der werthen Geſellſchaft beitragen. Der Reiter aber ließ ſich ganz ſtille ſeinen Wein munden und ſich ruhig begaffen.

Aber damit war der Wirth, Wolf Steinmetz, nicht zufrieden, und um den Fremden zum Reden zu bringen und vielleicht Neuigkeiten aus ihm heraus zu locken, fing er an, des Reiters ſchönes Pferd, das da draußen im Hofe ſtand, zu loben und zu preiſen und des Guten und Schönen Viel zu ſagen von des Hengſtes breiter Bruſt und ſtarken Gliedern.

Endlich ging der Reitersmann darauf ein und ſagte: „Ja ja, Herr Wirth, das iſt ein wackerer Gaul, ſo ſicher und treu, hat mich ſchon durch aller Herren Länder getragen; drum thut mir's auch recht leid, daß ich ihn hier in Frankfurt laſſen muß! Denn ich werd' in Zukunft auf dem Rhein Handel treiben, habe mir ſchon ein Schiff gekauft und kann das Pferd nun nicht mehr gebrauchen! Euch gefällt das Thier ſo ſehr — wollt Ihr mir's vielleicht abkaufen?" —

Der Wirth ſagte: „Zwar hab' ich ſchon vier Pferde im Stall; doch könnt ich wohl auch noch das fünfte brauchen! Und Ihr laßt es ja gewiß zu mäßigem Preiſe!" —

„Spottwohlfeil ſollt Ihr's haben, Herr Wirth! Ich will gar kein Geld dafür! Ich fange einen Erbſenhandel an! Ihr habt gewiß einen tüchtigen Erbſenvorrath! Wollt Ihr mir Erbſen für das Pferd geben?" —

„Erbſen? Wie ſonderbar! Erbſen um's Pferd!"

Und auch den Gäſten fiel die wunderliche Forderung auf; ſie drängten ſich heran und lauſchten dem Handel.

„Iſt das nicht ein billiges Verlangen?" ſagte der Reiter.

„Wohl! Aber wie viel Erbſen wollt ihr denn?" —

„Seht, wir machen es ſo: Der Hengſt hat vier Beine, nicht wahr! An jedem Bein iſt ein Fuß, an jedem Fuß ein Huf, an jedem Huf ein Hufeiſen — das iſt doch klar! An jedem Hufeiſen nun hat mein Pferd acht Nägel — und vier mal acht iſt zwei und dreißig! Das iſt auch richtig gerechnet! Und dieſe 32 Nägel, die kauft mir ab für Erbſen, das Pferd bekommt ihr dann drein! Gebt mir für den erſten Nagel 1 Erbſe, für den zweiten 2, für den dritten 4, für den vierten 8, für den fünften 16, für den ſechſten 32 Erbſen! Und ſo fort! Für jeden folgenden Nagel immer die doppelte Anzahl Erbſen vom vorherigen! Bis zum zweiunddreißigſten Nagel! Was wird das Viel machen! Die Erbſen ſind ja heuer gut gerathen! Iſt Euch der Handel ſo recht, ſo ſchlagt ein! Es thut mir zwar recht leid, mich von meinem treuen Pferde trennen zu müſſen; aber bei Euch iſt's gewiß gut aufgehoben!" —

Einer der Gäſte ſprach: „Das iſt ja eine recht närriſche Sache! Was iſt eine Erbſe! Ein gar Nichts! Was da vier Nägel koſten, frißt eine Taube zum Imbiß! Wolf Steinmetz, wenn Ihr den Gaul nicht wollt, ſo nehm' ich ihn! Das Rößlein gefällt mir und der Erbſenhandel auch!" —

Der Wirth wollte dem kurioſen Ding noch nicht recht trauen, dachte: „Der Kerl iſt toll! Ein paar Hundert Erbſen um ein Pferd!“ — als aber der Reitersmann von Neuem mit ernſtlicher Miene die Hand ausſtreckte, ſchlug er, obwohl immer noch ein wenig kopfſchüttelnd, ein und ſprach ſchmunzelnd, um ſeines Handels ja recht ſicher zu ſein: „Nun denn, wenn Ihr's durchaus wollt, meinetwegen! Aber nachherige Reue gilt Nichts? Die Gäſte hier ſind Zeugen!“ —

Dieſe ſtimmten auch bereitwillig ein und ließen ſich verlauten, zu einem guten Handel gehör' auch ein guter Freitrunk.

„Darauf ſoll mir's auch nicht ankommen! — ſprach der erfreute Wirth — Hans bring' vom Beſten!“ —

Die Humpen wurden gefüllt und geleert, und auf des Wirthes Wohl ward mancher Schluck mehr geſchlürft von dem billigen Wein. Der fremde Reitersmann verhielt ſich ganz ruhig und ſchien nicht zu bemerken, wie er heimlich verlacht ward ob ſeiner thörichten Erbſenforderung.

Aber endlich mußte gerechnet werden, obgleich es dem Wirth auf eine Handvoll Erbſen mehr oder weniger gar nicht angekommen wäre.

Der Fremde ſagte: „Nur der Ordnung wegen!“ —

„Sei's! Rechnet denn! Hier iſt Kreide! Laßt ſehn, was Euer Gäulchen werth iſt!“ —

Der Reitersmann ſchrieb mit der Kreide auf den Tiſch: 1 — 2 — 4 — 8 — 16 — 32 — 64 —

Wolf Steinmetz lachte, rechnete aber doch, ſo faſt aus Scherz und Langerweile, genau die jedesmalige Verdoppelung nach.

Der Reitersmann ſchrieb weiter: 128 — 256 — 512 — 1024 — 2048 — 4096 — 8192 — 16384 — 32768 —

Mit jeder neuen Zahl jedoch ward es dem Wirthe ſchwüler zu Muth, und endlich ward er leichenblaß und mochte die Unge-

thüme von Ziffern gar nicht mehr ſehen. Und doch waren ſie erſt in der Hälfte angelangt, an dem ſechszehnten Nagel.

Der Reitersmann aber rechnete ruhig weiter; die Ziffern vergrößerten ſich rieſenhaft ungeheuer; endlich beim zweiunddreißigſten Nagel war es eine Ziffer geworden, wozu die Länge des Tiſches nicht mehr ausreichte und die weder der Wirth noch ſeine Gäſte ausſprechen konnten.

Mit Schauder und Grauſen betrachtete der Wirth dieſen ſo furchtbar ſchnell gewachſenen Bandwurm und war ſeiner Sinne nicht mehr mächtig.

Der Fremde aber ſprach ruhig lächelnd: „Kann ich auch Säcke genug bei Euch zu kaufen bekommen für meine Erbſen? Zehn oder zwölf Pferde mit einigen Wagen werden's wohl thun, mir die Erbſen zu fahren!“ —

Da ermannte ſich der Wirth und ſprach wild: „Der Handel gilt nicht! Schelmenſtreiche ſind's!“ —

Der Reiter ſagte: „Eure Gäſte ſind Zeugen!“

„Zwölf Gulden — ſprach der Wirth — mag Euer Pferd werth ſein! Mehr nicht! Ich will Euch aber das Doppelte geben: 24!“ —

„Mir nicht ſo! — entgegnete der Andere — Erbſen will ich — Erbſen! So war die Abrede! Nach meiner Rechnung macht's 5000 Achtel in runder Zahl — und die verlang ich!“ —

„Verlangt nur! Kriegen aber ſollt Ihr's nicht!“ —

„So verklag' ich euch bei Gericht! Wir haben Zeugen!“ —

Und da der Wirth kein anderes Gebot mehr that, verklagte ihn der Fremde wirklich. Da ward ein gütlicher Vergleich zu Stande gebracht, wornach Wolf Steinmetz, der Wirth zur Schmiedſtube, dem Verkäufer des Pferdes 80 Gulden zahlen mußte, und außerdem noch 20 Gulden Unkoſten — was ihm Jedermann wohl gönnete; denn er war ein armer Steinmetz geweſen und durch Weinſchenken ſehr reich worden.

Er verſchwur ſich aber heilig und theuer, weder Pferd- noch Erbſenhandel künftig mehr zu treiben; der Reitersmann jedoch ſtrich gemüthlich ſeine 80 Gulden, eine große Summe für jene Zeit, ein, und traktirte Abends die Zeugen noch auf's Köſtlichſte, aber nicht in der Schmiedſtube, ſondern in einem andern Wirthshauſe, im Krachbein. *)

Der fromme Adel.

Hans Sachſe, der Schuh-
Macher und Poet dazu,

erzählt unter ſeinen Reimſchwänken auch folgendes ergötzliche Frankfurter Hiſtörchen.

Einſtmals ward in Frankfurt am Main Halsgericht gehalten über einen jungen Reitersmann, dem wegen Straßenraub der Kopf abgehauen werden ſollte. Weil aber der junge Böſewicht eine gar wohlgeſtaltete Perſon war,

Von Leibe ſchön, gerad und lang,
Und hätt' ein gar höflichen Gang,

auch ſeine Kleidung ſchmuck und ſauber hielt, ſo hatten Männer und Frauen gar ſehr großes Mitleiden mit ihm.

Als er nun aus dem Gerichte geführt wurde, brachte man ihn vor ein Wirthshaus, darin eben viel fremder Adel war, um mit der fränkiſchen Ritterſchaft einen Vertrag zu ſchließen. Da die adligen Herren den armen Verurtheilten ſahen,

So guter höflicher Geſtalt,
Und doch kaum zwanzig Jahre alt,

da dauerte ſie auch das junge Blut, und ſie kamen überein, bei

*) So genannt von einer Familie, welche dieſes Haus beſaß. Jetzt heißt es „zum König von England" — in der Fahrgaſſe.

hohem Rath der Stadt eine Fürbitte einzulegen, um den jungen Mann von dem ſchmählichen Tode zu retten.

Der hohe Rath aber fragte: „Ihr lieben Getreuen, wißt ihr denn auch, was der junge Mann gethan hat und weßwegen er gerichtet wird?“ —

Uud die adligen Herrn verneinten dies.

„Nun, ſo wißt, daß er ein Straßenräuber iſt, der die Kaufleute beſtohlen,

Sie gefangen und geſchätzet hart
Mit ſeiner Rott' auf dem Speſſart.

Jedoch, da ihr ſo große Bitte für ihn einleget, ſo wollen wir ihm, euch zu Ehr' und Lieb', das Leben ſchenken! Frei ſoll er ſein und nur des Landes verwieſen werden!“ —

Als aber die adligen Herren das hörten, entſetzten ſie ſich und ſprachen: „Wie! Der Junge hat die Kaufleute beraubt auf dem Speſſart,

Und er iſt doch nicht edler Art.

Das haben wir vorhin nicht gewußt! Nur hin mit ihm und laßt ihm den Kopf abſchlagen! Will der Bauernknecht ſich von Raub nähren,

Welches doch nur zuſteht mit Ehren
Dem frommen Adel allermaßen.“ —

So war plötzlich alles Mitleid und Erbarmen mit dem hübſchen Jungen dahin, als die frommen adligen Herren hörten, daß er in ihr Handwerk gepfuſcht hatte. Sie nahmen Abſchied und waren nun wohl zufrieden mit dem Urtel.

Doktor Fauſt in Frankfurt.

Daß der weitberufene Schwarzkünſtler und Erzzauberer in Wittenberg, Erfurt, Leipzig und andern Städten ſein Weſen getrieben, iſt bekannter, als daß er auch einmal in Frankfurt am Main war. Was er nun hieſelbſt gezaubert, ſoll nach den alten Fauſtbüchern wahrheitsgetreu erzählt werden.

Es war in der Faſtenzeit, da kam Dr. Fauſtus in die Meſſe nach Frankfurt und hörte, daß in einem Wirthshauſe bei der Judengaſſe vier Zauberer ſeien, die einander die Köpfe abhieben und wieder aufſetzten. Das aber verdroß den Zauberdoktor, der vermeinte, ihm allein komm' es zu, ſolche Thaten zu vollbringen.

Deßhalb ging er hin, ſie zu Schanden zu machen, was ihm denn auch ganz vorzüglich gelang mit des Teufels Hülfe, dem er ſeine arme Seele verſchrieben.

Er fand die Zauberer beiſammen; ſie hieben ſich nach der Reihe auf einem rothen Teppich, der auf dem Boden lag, den Kopf ab, übergaben denſelben einem Barbierer, der ihn zwicken und zwacken mußte; ſodann ſetzten ſie vor aller Leute Augen den Kopf wieder auf den Halsſtumpf; und ſogleich ſprang der Geköpfte mit feſtgewachſenem Kopfe wieder friſch und geſund in die Höhe.

Das war ſelbſt dem Erzzauberdoktor etwas zu ſtark; aber bald hatte er ihr Geheimniß entdeckt.

Auf dem Tiſch nämlich hatten die Kopfabhauer ein Gefäß mit deſtillirtem Waſſer ſtehen — und allemal, wenn ein Kopf ab war, wuchs aus dem Gefäß eine Lilie empor, die wieder verſchwand, wenn der Kopf wieder auf dem alten Fleck ſaß.

Nun kam gerade die Reihe an den Hauptzaubermeiſter. Als dieſem der Kopf abgehauen war, ſchlich Dr. Fauſt leiſe an den Tiſch und ſchlitzte den Lilienſtengel von einander, ohne daß es Jemand gewahr wurde.

Und als nun der Kopf wieder aufgeſetzt werden ſollte, ging es nicht, und der Hauptzaubermeiſter war und blieb todt. Mußte alſo der böſe Menſch in Sünden ſterben und verderben. Fauſt aber ergötzte ſich baß darüber, daß ihm ſein Streich alſo gelungen war. —

Das Kopfabſchneiden iſt auch jetzt noch an der Tagesordnung — bei den herumziehenden Zauberern und Magiern nämlich, von denen ſich in Meßzeiten die Leute für ihr Geld dieſen Schaueranblick zeigen laſſen.

Die Lilie iſt das Sinnbild des Lebens und der Unſterblichkeit — die Lebenswurzel.

Der Glaube an den Erfolg des Durchſchlitzens der Lilie beruht auf Sympathie, wie in folgendem Beiſpiele:

Was man dem Porträt einer Perſon anthut, geſchieht der Perſon ſelbſt; in demſelben Augenblicke, als man dem Porträt die Augen durchſticht, werden dem Menſchen, deſſen Bild es iſt, und wenn er hunderttauſend Meilen davon entfernt wäre, auch die Augen ausgeſtochen. Und was man dem Bilde Liebes und Gutes zufügt, geſchieht auch dem Menſchen.

Wer dies aber nicht glaubt, dem kann nichts Beſſeres gerathen werden, als daß er es bleiben laſſe. Den Doktor Fauſt aber hat ſchon lange der Teufel geholt; er kann alſo keine Lebenslilie mehr durchſchlitzen.

Unſere ehrwürdigen Altvordern aber müſſen doch ziemlich ſtark geweſen ſein — im Glauben.

Der Rattenpfennig.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts muß es in Frankfurt a. M. außerordentlich viele Ratten und Mäuſe gegeben haben, ſo daß es einer nur einigermaßen ihres Berufs kundigen Katze nicht ſchwer werden konnte, eine ſolide Staatsanſtellung zu erhalten.

„1494. So fern Hartmann (wohl der Verwalter oder Kellermeiſter) vf dem Römer 17 Katzen hält, vf daß die Mäuſe getödtet werden, will man ihm Jahrs ein Achtel Korns darfür geben, ſo lang dem Rath eben iſt."

Aber die Ratzen müſſen „pfiffiger" geweſen ſein, als die Katzen; denn „dieweil ſich das Ungeziefer ſo vermehrt", wurde zu Rath beſchloſſen, noch ein anderes Vertilgungsmittel in Anwendung zu bringen.

„1498. Hat man geben Carl von Henſperg Burgermeiſter 50 fl. davon zu lohnen und zu beſtellen einen, der Tags Nachmittag vff der Brücken vmb 2 Uhr ſey, und warte, wer eine tode oder lebendige Ratt hie zu Frankfurt gefangen hette, bringen würde, dem ſoll man von jeder Ratten, ein alten Franckfurter Heller geben, vnd ſoll man jedem Thier ſeinen Schwantz abhauen und in den Mayn werffen, und ſolches thun ſo lang dem Rath eben iſt, und ſoll dem Rattenmeiſter zu Lohn geben alle Tag 3 Heller. — — In einem Jahr ſind 8640 Ratten gefangen vnd in den Mayn getragen worden, vff ein Zeit aber ſind in einem Tag und Nacht 200 hingericht worden. — — Im Jahr 1553 iſt ein getauffter Jud zu ſolchem Ampt verordnet worden: das Ratten-Häußlein auff der Brücken hat man 1569 denen Burgern, ſo mit Pulffer gehandelt, eingegeben."*)

*) Lersner, Chronik.

Der Rattenpfennig ist also „keine absonderliche Müntz gewesen, sondern in einem blossen Pfenning bestanden" und wurde bezahlt aus der Strafkasse der Juden. — „Kinder und geringe Leute haben den Ratten häuffig nachgestellt und solche dem Mann gebracht." —

Die „gemeine alte Sage" von dem Rattenpfennig lautet „umbständlich" folgendermaßen:

„Es hat im Jahr 1498 der Junge Land-Graff Wilhelm zu Hessen mit Fräulein Elisabeth Pfaltzgr. Philip Hertzogen in Bayern Churf. am Rhein Tochter mit grosser Pracht und Herrlichkeit Beylager gehalten. Da waren fast viel Fürsten und Herrn, auch sehr viel Fürstinnen, Grafen und Grafinnen und andere Edl. Ritter und Knecht in grosser Zahle aus der Massen köstlich geziert mit Kleidung Kleynod und andern Zierath, dergleichen in Menschen Gedencken hier zu Land nit gesehen worden.

Drauf hat man wunderbarliche Turnier-Rennen und Stechen gehalten, auch schöne Täntz und Reigen geführet biß zu Mitternacht in einem sonderlichen Hauß, so aus vielen Brettern aufgericht und gemacht gewesen, welches die von Franckfurt in ihrer Rüstung bewarth. Es soll einer von Glauburg Ambrosius mit dem Hertzogen von Braunschweig geturnirt, ihn gefellet und gleich mit ihm zu Ehren gefallen sein.*)

Einem Juden kommt ein sonderbahrer Lust an den stattlichen Fürsten-Tantz anzusehen, zeugt derowegen in einem sammten Kleid auffs herrlichst daher, und wird ohnerkannt durch die Bürger eingelassen, letzlich aber erkannt, gegriffen und umb eine stattliche Summa Gelts gestrafft; das Gelt hat man in keine andere Wege anzulegen wissen, dann den Juden zu mehrerem Spott und

*) „Warf er sich eilends zur Erde nieder, um mit dem Besiegten die Schamröthe zu theilen." Kirchner.

Verkleinern jährliches dazu verordnet, dieweil eben dazumahl sehr viele Ratten geweſt, ſo groſſen Schaden gethan, daß man einem jeden, wer eine auff die Brucken gewiſſen dazu verordneten Perſonen geöracht, einen Pfennig geben ſolches Jüdiſchen Gelts; den Ratten wurde der Schwantz abgehauen und in Mayn geworffen, welcher Brauch noch einige gute Zeit gewähret." — —

Aber auch ſelbſt dieſes Schreckensgericht, das jahrelang über ſie ergangen, ſcheinen ſich die Ratten nicht allzuſehr zu Herzen genommen zu haben; denn bei dem großen „Juden-Brandt zu Frankfurt" Anno 1711 iſt „beobachtet worden, daß eine groſſe Menge Ungeziefers vieler 1000 Ratten und Mäuſe, die ſich nicht zu ſalviren gewuſt, und häufig geſehen wurden, verbrandt, wie es dann deren in der Gaß überall voll geſtocken, auch in denen neuerbauten Häuſern ſich ſchon wieder häuffig ſpühren laſſen, wie dann unter den Juden hieſiges Orths eine gemeine Sage iſt, daß der Polniſche R. Aharon Schmul Keidenauer, als er von hier, wo er Rabbiner geweſen, unwillig, weil ihm nicht Ehr genug erzeigt worden, hinweg und wieder nach Krakau gezogen, der Juden-Gaß dieſes als einen Fluch gewünſchet, daß ſie von Ratten und Mäuſen ſollen geplagt werden."*)

Die Thurmkrone.

Der Dom oder die St. Bartholomäuskirche in Frankfurt am Main iſt diejenige Kirche, worin einſt die deutſchen Kaiſer gewählt und gekrönt wurden.

An der Stelle, wo ſie ſteht, ſoll früher eine von Karl dem Großen erbaute Marienkapelle geſtanden haben. Die ſpäter daſelbſt

*) Schudt, Jüdiſche Merkwürdigkeiten.

errichtete Kirche nannte Karl der Dicke Salvatorskirche. Im Jahr 1238 ward dieſer Kirche die Hirnſchale des heiligen Bartholomäus geſchenkt — wovon ſie denn bis heute noch die Bartholomäuskirche heißt.

Der 260 Fuß hohe Thurm, der Pfarrthurm, iſt weithin ſichtbar, über die ganze Landſchaft erhaben, und gibt der Stadt von Weitem ihr beſtimmtes Ausſehen und eigenthümliches Gepräge.

Er iſt, gleich andern Münſtern, in gothiſchem Styl erbaut, jedoch auch, gleich andern Münſtern, nicht ausgebaut. Er hatte eine Spitze bekommen ſollen, wie der Straßburger oder Freiburger Münſter; weßwegen dieſes aber nicht geſchah, darüber gehen folgende Sagen.

Der Baumeiſter des Pfarrthurms und der Baumeiſter der Sachſenhäuſer Brücke wetteten mit einander um eine hohe Summe, wer ſein Bauwerk zuerſt fertig bringe. Der Brückenbaumeiſter aber war fertig, als der Thurmbaumeiſter erſt ſo weit gelangt war, wie der Thurm gegenwärtig noch in die Höhe ragt. Da nun der Thurmbaumeiſter nicht ſo viel Geld hatte, die verlorene Wette zu bezahlen, ſtürzte er ſich aus Verzweiflung und Scham von dem Thurme herunter — woraufhin dieſer nicht mehr fertig gebaut werden konnte. —

Gleich einer runden, feſt über den Kopf gezogenen Kappe, oder auch gleich einem einfachen Helm, iſt die obere Thurmkuppel anzuſehen, ſo daß man faſt an die Hirnſchale des heiligen Bartholomäus erinnert wird, der zu Ehren dem Thurm die runde Kappe aufgeſetzt ſein möchte.

Obwohl Maximilian II. der erſte deutſche Kaiſer war, welcher ehr 1562 in Frankfurt gekrönt wurde, ſo ſagt man doch, daß, als im Jahre 1512 der Thurm ſo weit gediehen war, daß nur noch die Schlußpyramide aufzuſetzen geweſen wäre, man mit dem

Bau eingehalten habe, in der Vorahnung der hohen Bestimmung dieser Kirche. Denn weil es einmal die Krönungskirche sein solle, müsse sie doch auch gekrönt sein.

Und anstatt der spitzen, schlanken Schlußpyramide, setzte man dem massenhaften Thurmkoloß die Kaiserkappe des heiligen römisch-deutschen Reichs auf, die er denn auch noch trägt, und auch im Jahre 1806 nicht heruntergenommen hat, als das deutsche Reich zusammenbrach.

Erst im Jahre 1848, in dem es etwas lebhaft herging im deutschen Reich und namentlich in der freien Stadt am Main, ward der alten Krönungskirche eine Schlußpyramide gegönnt, aber nicht der gothische Aufsatz, der ihr Anno dazumal zugedacht war, sondern in allermodernstem Style.

Auf die Domkappe wurde nämlich eine riesige gläserne Laterne gesetzt, worin mehrere Menschen Platz haben, und die dazu bestimmt war, bei Aufruhr, Krawall oder dergleichen, Feuersignale in die Ferne zu geben.

Sie steht noch und gibt dem Thurmkoloß weithin ein ganz anderes Aussehen.

In der Taufe erhielt sie den Namen: Reichslaterne.

Luther in Frankfurt.

Im Jahre 1521 war's, da Martin Luther, zum Reichstag nach Worms beschieden, auf seiner Reise dorthin am 14. April durch Frankfurt am Main kam. Mit Jubel ward er hier empfangen, als der Verkünder einer neuen Zeit, und Groß und Klein drängte sich heran, den muthigen Mönch zu sehen, der furchtlos dahin eilte, wo ihn das Schicksal Hussens treffen könne, wie seine Freunde meinten.

Er ſoll im Haus zum Falken auf dem Kornmarkt (Buchgaſſe) gewohnt haben, einer Schule gegenüber, die er beſuchte, und worin er den zwei oberſten Knaben, Hieronymus von Glauburg (der auch ſpäter bei ihm in Wittenberg war) und Chriſtoph von Stalburg, die Hand aufgelegt und ſie geſegnet.

Da war denn auch eine Matrone, Katharina von Holzhauſen, aus edlem Geſchlechte, Wittwe und faſt erblindet. Als dieſe ſeine Ankunft vernahm, ließ ſie ihm zwei Maß Malvaſier verehren, und ließ ſich dann auch hinführen, gleich der Prophetin Hanna im Evangelium, in die Behauſung Luthers, um zu ſehen den Mann, den Gott zu ſeinem Streiter auserwählt habe; ſie küßte ſeine Hände und ſprach:

„Ich danke dem Herrn, daß er mich noch ſehen ließ den Kämpfer für ſein Reich! Mag Gott jetzt ſeine Dienerin dahinfahren laſſen in Frieden! Ja, Bruder Martin, du biſt's, von dem meine Eltern ſchon prophezeiht, Gott werde künftig einen Mann erwecken, der die Menſchenſatzungen umſtoße, und Gottes reine Lehre verkünde! Möge dich ſein Geiſt geleiten, für deſſen Ehre du ſo muthig dein Leben wagſt! Unſere Enkel und Urenkel werden dir einſt danken, wenn du dein heiliges Werk vollbracht! Seien dein Name und deine Thaten geſegnet in Ewigkeit!“ —

Am folgenden Morgen ſetzte Luther ſeine Reiſe fort. Auf der Rückreiſe von Worms kam er nochmals durch Frankfurt und beſuchte abermals jene Schule, die deßhalb von „denen Franckfurter München“ als ketzeriſch verſchrien wurde.

Gleichwie die griechiſchen Städte ſtritten um den Vorzug, Homers Geburtsort zu ſein, alſo viele Häuſer in Frankfurt um die Ehre, Luther beherbergt zu haben.

An mehreren Häuſern ſeiner Verehrer wurde ſein Bildniß in Stein ausgehauen — wie noch jetzt zu ſehen iſt.

Wunderliche Zumuthung *)

Einsmals zu Frankfurt an dem Main
Viel Fürſten thäten ziehen ein,
Ihrer lutheriſchen Religion gemäß,
Nach dem Stift zu St. Barthelmäs.
Als dieſer Schluß ward offenbar,
Vom Volk ein großer Zulauf war;
Da nun ein Zeichen ward geläut,
Dadurch die Predigt angedeut,
Siehe, da kam ein Prieſter dar,
Der dem Papſtthum anhängig war,
Trat auf die Kanzel ſtracks hinauf;
Des wundert ſich des Volkes Hauf,
Thät ſich doch nicht beſinnen lang,
Sondern fing bald an den Geſang:
„Nun bitten wir den heiligen Geiſt
Um den rechten Glauben allermeiſt.“
Da nun der Geſang vollendet was,
Das Evangelium er las,
Das Volk mit Fleiß ſolchs höret an,
Doch da ers wollt erklären dann,
Wolltens nicht hören überall,
Fiengen an mit fröhlichem Schall:
„Nun freut euch, lieben Chriſten, gemein
Und laßt uns fröhlich ſpringen!“
Der Pfaff ſtand, wundert ob den Sachen,
Weil man am Geſang kein End wollt machen;

*) Geſchichte des lutheriſchen Geſangbuchs von Schmidt.

Da ſtand er und ward gleich erſtarrt,
Letzlich er halb unſinnig ward,
Lief von der Kanzel ungeſtüm
Und gieng mit großem Zorn und Grimm
Zu einem jülichſchen Fürſten dar,
Denn ſonſt noch kein Fürſt drinnen war,
Klagt ihm, er würd von ſeinem Ort
Mit Gewalt, ohn Recht gedrungen fort
Und könnt ſein Amt verrichten nit,
Das wollt er klagen ihm hiermit,
Und ſollt er ihm auf dieſe Klag
Zeugniß geben am jüngſten Tag.
Der Fürſt ſprach: „Lieber Prieſter mein,
Die Fürſten kamen überein
Daß ſie wollten an dieſem Ort
Anhören das göttliche Wort
Von einem, welcher zugethan
Ihrem Glauben und Religion;
Solchem, der Fürſten Schlußgemein,
Sollt ihr nicht widerſtanden ſein.
Zudem kommt mir beſchwerlich für,
Daß ihr habt zugemuthet mir,
Ich ſoll von dieſer eurer Klag
Zeugniß geben am jüngſten Tag,
Denn dort entweder werdet ihr
Nicht kommen wiederum zu mir,
Oder wenn ſolches ſchon geſchicht,
So werd ich euch doch kennen nicht.“
Hierauf lief der Pfaff davon mit Grimm
Und warf die Sanduhr ungeſtüm
Beim Altar aufn Boden hin,

Flucht und ſchwört mit tollem Sinn.
Das Volk insgemein ob dieſen Sachen
Mußte des tollen Pfaffen lachen:
„Nun bitten wir den heiligen Geiſt
Um den rechten Glauben allermeiſt.“

Fünf Volkslieder.*)

aus dem Schmalkaldiſchen Krieg. 1552.

1. **)

Von der Belagerung Frankfurts.

Frölich ſo wollen wir ſingen
Zu Ehren dem Adler guth
Franckfurt, das wolt man zwingen
Aus lauter Uebermuth
Sie ward woll überzogen
Und hat kein Schuld daran
Belägert an zweien Orten
Sie gewonnen nit viel daran.

An einem Sonntag Frone***)
Woll umb die Vesperzeit
Im zwey und fünfzigſten Jahre
Sahe mann viel frembder leuth

---

*) Die vier erſten und namentlich Nr. 3 und 4 ſind wohl die werthvollſten hiſtoriſchen Volkslieder Frankfurts, welche aufgezeichnet worden. Sie ſind in mehrere bedeutende deutſche Volksliederſammlungen übergegangen. (Wunderhorn, Erlach, Soltau ꝛc.)

**) Fichard's Archiv. — Eine ausführliche, von dem Inhalte dieſer Lieder etwas abweichende Erzählung jener Belagerung findet man in Kirchner's Geſchichte von Frankfurt.

***) Frontag der Sonntag.

Zu Roß und auch zu Fuße
Zu Scharmitzeln fiengen ſie an
Deß wardt zu beeden Seiten
Verlohren etlich Mann.

Daß Lager theten ſie ſchlagen
Woll in daß weite feld
Daß thut mancher Armer klagen
Auf ſchlugen ſie ihre Zeldt
Hin und wieder an manchem Orth
Zu ſchießen fiengen ſie an
Wohl an der Bockenheimber Pfort
Ließen ſie ihre Geſchütz abgahn.

Einen Oberſten will ich euch nennen
Er iſt von edlem Stamm
Den thed der Kaiſer ſenden
Herr Conrad iſt ſein Nahm
Von Hanſtein thut er ſich ſchreiben
Der hats gar wohl bedacht
Todt und lebendig zu bleiben
Bey Tag und auch bey Nacht

Hat er ſich auch verſchrieben
Samt einem erſamen Rath
Mit Reutern und mit Knechten
Dazu die Burgerſchafft
Ritterlichen zu fechten
Zu Ehren dem Kaiſer fromb
Die Stadt ihm zu bewahren
Bis daß er ſelber kom.

Die Rittmeiſter will ich euch nennen
Darzu die Hauptleuthe all
Ihr möcht ſie dorfür erkennen
Als Kriegsleuth in dieſem Fall
Derhalben will ichs anheben
Und ſing ohn allen Wahn
Albrecht von Roßenbergck zu loben
Der iſt ein Reutersmann.

Grave Ernſt von Solms iſt auch im Spiel
Mit ſeinen Reutern guth
Philips von Cronbergck ich euch nennen will
Der iſt ganz wollgemuth
Darneben Johann von Bicke
Daß ſeind die Rittmeiſter allein
Gott gebe ihn alzeit Glücke
Die in Franckfurt gelegen ſein.

Nun mercket auf mit Nahmen
Wie die Haubtleuth geheißen han
Ja welche alle ſammen
In Frankfurt gehauſet han
Cuntz von Worms, Hieronimus von Creuzenach
Die findt ich in der Stadt
Die zwei fändlein wie ich ſag
Beſoldet ein ehrſamer Rath.

Wolf Roth hat in den Judenwahl*)
Sage ich fürwahr
Daniel Wormbſer verwahret überall
Stets das Bockenheimber thor

*) Wall.

Darnach den Wahl und Friedbergerthor
Dietrich von Büdingen gebührt das Orth
Hans Sebald von Siglingen fürwahr
Vermacht die allerheiligen Pfordt.

Weiter laßt euch ſagen
Die andern Hauptleuth wollgethan
Martin von Hanſtein verwahrt den Wollgraben
Jacob Böcklein findt mann ſtahn
Vor Sanct Catharinen thor
Nachmals die Bornheimber Pfort
Friedrich Bethſtall der wacht darvor
Jacob von Ochsbach hat auch ſein Orth.

Darbey ſo laß ich es bleiben
Es wird ſonſt viel zu lang
Ein jeden zu beſchreiben
Verdienten all Lob und Danckh
Dann die Haubtleuth, wie ich mein
Hat ein ieder ſein Quartier
So in Franckfurt gelegen ſein
Eylff fändlein in aller Refier.

Nun mercket auf mit ganzem fleiß
Der hohen Ämpter Nahm
Erſtlichen unſer Schultheiß
Franz Wendel der alte Mann
Nachmals der Profoß iſt
Hans Walther verſteht mich recht
Zu dem daß er ein Profoß iſt
Hat er ein fändlein Landßknecht.

Den Wachtmeiſter thut ihr kennen
Dann er iſt ein Kriegßmann
Bäſtle von Speyer thut mann ihn nennen
Weiters ſo zeig ich an
Daniel von Rieth thu ich ſagen
Der uns quartiret hat
Erſtlich alß wir zu feldt lagen
Nochmalß woll in der ſtadt

Hans Brendel ich muß dich loben
Du biſt der allerbeſt
Von dir Proviant zu haben
Geſchlembt die guten Gäſt
Wiewohl die Feinde nahmen
Dir etliche roſtige Schaaf
Iſt ihnen nicht woll bekommen
Welches ich gäntzlich verhoff.

Unſerm Oberſten thet Bottſchaft kommen
Daß iſt uns allen nutz
Dann er hat woll vernommen
Von einem großen Geſchuetz
Einen Ausfall thet er ordiniren
Zu Roß und auch zu fuß
Daß Geſchütz in Franckfurt zu führen
Der Feind zuſehen mueß.

Dann er hat verordiniret
Zu Sachſenhauſen vor der ſtadt
Landawer die Schützen führet
Mit ihnen geſcharmitzelt hardt

Daß hat den Feind verdroßen
Sie gewinnen nit viel daran
Dem Feind ward abgeſchoßen
Mancher ehrlicher Kriegßmann.

Nun will ich euch auch nennen
Die Büchſen ſo jetzund ſtohn
Ihr werdet ſie einstheils wohl kennen
Zu Franckfurt auf dem Plan
Sieht man den Beeren liegen in
Mit gantzer Ungedult
Der Bauer und die Bäuerin
Clagen beyde ihre Unſchuld.

Gutt wilkom Jungfraw Sibilla
Waß thut ihr in unſerm Land
Sprach ſchnell die böſe Elßa
Die Schlang hat uns hergeſandt
Mit uns gebracht viell kraut und loth
Bringt manchem eine große ſchew
Das iſt unſerm Feind ein Spott
Und noch ein Carthaunen heißt die Trew.

Noch ſeind der Carthaunen mehr
Mir aber unbekant
Graußam groß und heftig ſchwer
Wie ſie all werden genannt
Wer ſie will beſchawen ſtarck
Zu Franckfurt auf dem Plan
Der gehe auf den Roßmarckh
Da findet er die Büchſen ſtahn.

Am ſiebenzehenden tag Julii
Belagerten ſie die Stadt
Am neunten Tag Auguſti
Zogen ſie wiederumb ab
Sie getraueten nichts zu gewinnen
Zu Franckfurt an der ſtadt
Vor Sachſenhauſen theten ſie rennen
Da kamen ſie recht ins Bad.

Alſo habt ihr vernommen
Wie es zu Franckfurth ergangen hat
Sie zogen wie die ſtummen
Iſt ihnen ein großer Spott
Dann ſie haben geſchoßen ſchier
Vom Haan woll einen fueß *)
Daßelbige glaube ſicher mir
Daß er noch hincken mueß.

Hiermit will ich beſchließen
Alſo dieß Liedelein mein
Thuts ſchon den Marggraven verdrießen
Daß achte ich wahrlich klein
Kürtzlich will ich mich bedencken
In trewen ich es gemein
Mein Liedlein thu ich woll ſchencken
Herrn Conrad von Hanſtein.

---

*) Der Hahn auf der Sachſenhäuſer Brück.

2. *)

Von der Belagerung Sachſenhauſens.

Weiters ſo laſt euch ſagen
Sachſenhauſen ward berenth
Wohl an einem Dienſtage
Daß frewet uns alleſambt
Begunnten heftig zu ſchießen auch
Zu ſchanzen fiengen ſie an
Scharmitzelten nach Landsknechtsbrauch
Verlohren manchen Mann.

Es ward ihm abgeſchoßen
Von Meckhelburg der Herzog wohlgebohrn
Daß hat den Marckgraven verdroßen
Verhieß ſich vor iedermann
Sachſenhauſen zu ſchleiffen gar
Keinen Stein auf dem andern zu lahn
Undt ſtehn in großer leibesgefahr
Beidt Weib und auch die Mann.

Darumb Sachſenhauſen halt dich veſte
Du wollgebautes hauß
Der Marggraf bringt viel Gäſte
Die Widthopf zu heben auß
Thut euch zuſammen geſellen
Daran ich keinen Zweifel han
Manlich ſolt ihr euch ſtellen
Sprach der Oberſt zu iedermann.

*) Fichards Archiv.

Martin von Hanſtein desgleichen
Der des Oberſten Leutenandt iſt
Zu Sachſenhauſen geweſen
Beneben Aßmußen wie ihr wißt
Die Landsknecht theten ſie grüßen
Bey tag und auch bey nacht
Damit niemandt ſolt verdrießen
Und der Wahl wardt gemacht.

Die Fändlein alleſammen
Die in Sachſenhauſen gelegen ſindt
Der waren Sechs mit Nahmen
Darunder manch wild kindt
Und ein Geſchwader Reuther Gut
Hanns Walther ihr Rittmeiſter iſt
Darumb ſchaw ein ieder, wie mann ihm thut
Zu bauen von nöthen iſt.

Der Marggraf mit ſeinem Geſinde
Schildt Sachſenhauſen einen Sauſtall
Sprach wie bald und geſchwinde
Thue ich einen Anfall
Ich darf ſie nicht beſchießen
Es ſiehet Nürnberg gar ungleich
Ich gewin es mit langen Spießen
Mach ihnen die Naſen bleich.

Da gingen die Haubtleuth zuſammen
Ganz ſchnell in einen Rath
Welche ich euch mit Nahmen
Anſage was ein ieder that

Dann ſie theten ſpielen mit
Gantz bald woll umb die Quartier
Gebührt einem Hauptmann dreyhundert Schritt
Da wiß ein ieder ſein Reſier.

Woll her ihr lieben Landtsknecht guth
Dann es iſt an der Zeith
Hefftig zu bawen aus frevem Muth
Eß koſt woll unſern leib
Da ſahe mann heftig ſchaffen
Bey tag und auch bey nacht
Mit erſtem an dem Affen*)
Daß thor ward zugemacht.

Joachim Landawer dem gebührt
Der Affen und auch der Schwann
Darhinder ward aufgeführt
Von manchem ehrlichen Mann
Ein Bollwergck groß von Erden
Undt gerings rumb einen Wahl
Daß alle ſo es ſehen werden
Loben mit reichem Schall.

Oswald Leonhard ſprach behende
Zu ſeinen Landsknechten all
Nun ſpar keiner ſeine Hände
Zu bawen einen Wahl
Undt alles was vonnöthen iſt
Ihr lieben Landsknecht werth
Wir haben ein Bollwegckh daß ihr wiſt
Mit Nahmen heißt es zum Schwerdt.

*) Daher der Name: Affenthor.

Da ſahe mann große Arbeit
Gerings herumb in der Stadt
Ludwig von Dalwig herumber reith
Die landsknecht er fleißig bath
Daß ſie wolten bawen
Daß wehre ſein trewer Rath
Ein Bollwerckh heiſt zum Beeren
Daß unten im Waßer ſtaht.

Nun folget der vierte Hauptmann
Weirich von Lindaw den ich mein
Der hebt unten am Mayn an
Ein Pforth heiſt der Ulrichſtein
Daß muß er verbawen
Biß an die Oppenheimber Pforth
Und ein Bollwerckh iſt vor trawren
Ligt draußen am ſelben Orth.

Hannß Beckh dem gebühret
Zu bawen einen Wahl
Der wardt woll aufgeführet
In ſeinem Quartier überall
Ein Thurn der heiſt zur Täſchen
Darbey ein Erdloch veſt
Den feind alda zu treſchen
Und wehren auf das allerbeſt.

Nun komet haubtmann Mauritz
Der hat das ſechſte Quartier
Und liegt dort fornen an der Spitz
Am Affen neben mir

Er thet mit kreften bawen draus
Allezeit ohn underlaß
Vor einem Thurn der heiſt zum Strauß
Hat er ein Bollwerck, iſt groß.

Alſo haben wir erbawet
Sachſenhauſen den Sawſtall
Da ihn der Marggraf ſchauet
Er hett ſein kein Gefall
Begunnt ganz heftig zu ſchießen
Zu tag und auch zu Nacht
Daß thet unß nit verdrießen
Ein krantz der ward gemacht.

Von Rebenlaub merckh mich eben
Der ward ihm ausgeſteckt
Guten Wein zu geben
Marggraf ob er dir ſchmeckt
Der wirth ſo ihn ſchencket aus
Oswald Leonhard iſt ſein Nahm
In ſeinem ſehr alten Haus
Der Marggraf war ihm gram.

Dann er hat daran verſchoßen
Mehr dann eines Grafen Guth
Und hat ſein noch nit genoßen
Die Schalkheit mir woll thut
Dann ſie haben nit beßer gewuſt
Eß ſey unſer beſte wehr
Iſt das nit ein freyer luſt
Ein alt haus das ſtunde lehr.

Darnach ward er ergrimmet hardt
Woll über den Affen guth
Beſchoße ihn ſehr zu der fahrt
Noch gab der Aff kein Bluth
O Marggraf ſtand ab von deinem Sinn
Undt nimb alſo vor guth
An Sachſenhauſen haſt du keinen Gwinn
Der Aff dein ſpotten thut.

Am Neunzehenden tag Julii
Belägerten ſie die Stadt
Und am ſechzehenden tag Auguſti
Zogen ſie wieder ab
Der ſchimpf hat ſie gerewet ſehr
Sie hatten keinen Gewin
Vor Sachſenhauſen kom ich nimmermehr
Oder ich fahr dahin.

Damit will ich beſchließen
Alſo dieß Liedlein mein
Marggraf laß dich es nit verdrießen
Ziehe du nur wiederumb heim
Und clag es deiner mutter
Wie es dir ergangen hat
Auch deiner lieben Schweſter
Zu Sachſenhauſen vor der Stadt.

Der Marggraf ſprach ich gwinne dich
Landawer ſprach ſo wette ich.

3. *)

(Im Thon: Frisch auf in Gottes Namen.)

Die Sonn mit klarem Scheine
Erglastet überal
Die kühlen Brünnlein reine
Erlusten Berg und Thal
Viel süsser Lüfftlin Güte
Von Auff- und Niedergang
Auß freyer Stimm und Müte
Mit andrer Waldvoglin Blüte
Frau Nachtigal erklang.

Der Wäld und Blümlin ziere
Gab Wunn und Freudigkeit
In Teutscher Land refiere
War stille Sicherheit
Der gütig Herr und Gotte
Vatter Sohn Heilger Geist
Erlöst auß aller Note
Vor Teufels Gewalt und Todte
Sein Göttlich Gnad beweist.

Als man schrieb unsers Herren
Fünffz'nhundert fünfftzig zwey
Erhub'n sich newe Meren
In Teutschland Kriegs-Geschrey
Von Chur- und Fürsten Stammen
Sechs hoch- und wohlgeborn
Manch Graff und Herr beysammen

*) Lersner, Chronik.

Weit wohlberühmpter Nammen
Viel Kriegs-Leut außerkohren.

Stadt Franckfurt an dem Meyne
Dein Lob iſt weit und breit
Trew Ehr und Glauben reyne
Mannliche Redlichkeit
Haſt du mit deinem Blüte
Erhalten ritterlich
Vertraw dem Herren Güte
Der rett unſchuldigs Blüte
Des ſolt du Freuen dich.

Ich ritt an einem Morgen
Mit Luſt in grünen Wald
Nach Wildes Spur on Sorgen
Da ſah ich mannigfalt
Von fernem einher brechen
Viel Reuter und Lands-Knecht güt
Mit Schieſſen Rennen Stechen
Daß mancher zahl die Zechen
Gar teur mit ſeinem Blüt.

Die Stadt ſie thäten b'ſchieſſen
Das achten wir all's klein
Man lies ſies widrum g'nieſſen
Und ſchanckt ihn tapffer ein
Auß Cartaunen newen und virnen
Hieß mans Gott willkomm ſeyn
Gab Schenckel Köpff und Hirnen
Ich mag nicht ſolcher Birnen
Gott helff ihn all'n auß Pein.

Der Rehebock *) ſein Gehürne
Mannlichen richtet auff
Zerſtieß manch harte Stirne
So frey in ſchnellem Lauff
Der Kautz in grüner Awen
Auff ſeinem Zweiglin ſchon
Thet manchem Vogel krawen
Zu ſcharff ward ihm die Laugen
Müſt da ſeyn Federn lon.

Ein Lands-Knecht ſchrie von ferne
Jetz wehr dich unſer Hahn
O Brüder und Schweſter gerne
Euch will ich Beyſtand than
Es fliehen Stephans Pfeilen
Viel ſcharffer Nadlen g'ſchwind
Die alte Schlang mit weilen
Thät's öchslin übereilen
Her her jr böſen Kind.

Der Singerin Stimm ſo reine
Jrs Liedlin anefang
Hört man am Affenſteine
Am Müllen-Berg erklang
Mit jren G'ſpielen allen
Machts einen Abend Tantz
Thet manchem übel g'fallen
Von Bollwerken und Wallen
Erwart mit dieſer Schantz.

*) Die mit geſperrter Schrift gedruckten Wörter ſind Namen von Schanzen und Geſchützen.

Es wert manch Nacht und Tagen
Iſt unſer Sünden ſchuld
Dem Herren wöln wirs klagen
Erwarten mit Gedult
Franckfurt von all'n deins g'noſſen
Wardſt du ſo gar verlon
Mit Feur und Kugeln b'ſchoſſen
Allein wolt dich nicht laſſen
Die Käyſerliche Kron.

Teutſchland für widrum zmüte
Der Alten Erbarkeit
Dem heil'gen Reich zu Güte
Dann es iſt an der Zeit
Untreu nimpt überhanden
Glaub Ehr iſt gar hindan
In aller Welt und Landen
Löß uns von dieſen Banden
O wahrer Gottes Sohn.

Dir Herr im höchſten Throne
Sey Lob in Ewigkeit
Hie wölleſt nit verlone
Dein arme Chriſtenheit
So ſchwer und theur erworben
Durchs Creutz und bittern Todt
Biſt alſo für uns gſtorben
Daß wir nit wern verdorben
Hilff uns auß aller Noth.

4. *)

(Im Thon: Von der Schlacht vor Pavia.**))

Ach Gott daß ich möcht reden frey
Ich ſprech das jetz kein Trew mehr ſey
So gar in Teutſchen Landen
O du gar Edeles Teutſches Blut
Wo biſt du mehr vorhanden.

Franckfurt die Hochgelobte Stadt
Sag mir wie ſies verdienet hat

---

*) Lersner, Chronik.

**) In der Weiſe des berühmten Liedes von der Schlacht vor Pavia wurden im 16. u. 17. Jahrhundert viele dergleichen hiſtoriſche Volkslieder geſungen. Es gab jedoch drei ſolcher Pavier Lieder: eins mit fünfzeiligen Strophen, das nicht mehr vorhanden, nach deſſen Weiſe aber obiges Frankfurter Lied ging; ferner ein ſechszeiliges und ein achtzeiliges, welch letzteres das eigentlich ächte ſein ſoll und das alſo anfängt:

Was wöll wir aber heben ann,
Ein newes lied zu ſingen,
Wöll von dem König auß franckenreych,
Maylandt das wolt er zwingenn,
Das gſchach da mann zelt Tauſent fünff hundert iar,
Im fünffundzwayngtzſten iſts geſchehen,
Er zog da her mitt heres krafft,
Hatt mancher Lantzknecht geſehen.

Er zug für ein ſtatt die hayſt maylandt,
Die ſelbig thet er zwingen,
Darnach für ein ſtat die hayſt Pauia,
Er mayntt er wolts gewinnenn — u. ſ. w.

(Soltau, hiſt. Volkslieder.)

Um Fürſten und groß Herren
Sechs Fürſten kamen auff eine Zeit
Die wolten ſie umkehren.

Käyſer Carlen hielt die Stadt in Huth
Verſammlet da ein Hauffen gut
Von Reutern und Lands-Knechten
Die waren ſtets gantz wohlgemut
Mit ihn umbs Blut zu fechten.

Herr Conradt von Hanſtein ein Edeler Heldt
Dem war die Stadt daheim geſtellt
Zu frommen treuen Handen
Der hielt ſich wohl, drum wird er bilch
Gepreiſt in allen Landen.

Die Fürſten ſchoſſen Tag und Nacht
Beweißten all ihr gröſte Macht
Und lieſſen ſichs nicht dawren
Die Tauben in ihren Häußlein klein
Die mußten darum trauren.

Zu Nürnberg in der werthen Stadt
Ein Ocklesman ſein Wohnung hat
Der kan gut Pillulen machen
Die hört man hie ſtets frü und ſpat
Mit groſſer Macht her krachen

Der Unfall far ihm in die Händ
Und ſchlag ihm den Kopf um die Wänd
Mit ſeiner groſſen Taſchen
Ich meyn der Marggraff ſey ein Mann
Der kön ihm drin gehn naſchen.

Aber Marggraff wie gefiehl es dir
Wilt du nicht kommen wider ſchier
Den Wein wöln wir dir ſchencken
Den Herrn von Meckelburg bring mit dir
So ſpringen wir über die Bencke.

Ein Han*) wir dir bereitet han
Ein Rehebock ſteht auch auf dem Plan
Ein Kautz in freier Schantzen
Ein Landsknecht der iſt wohlgemüth
Der wolt gern mit dir tantzen.

Es iſt auch newlich kommen her
Ein Thier das heiſt der leidig Beer
Den fürt böß Els am Stricke
Der Bawer mit ſeim groben Ganck
Die könn dich umher rücken.

Ein jeglichs hat ſich wol bedacht
Ein Sack mit Ingber mit ſich bracht
Viel Lorbern und Muſcaten
Wann dir darnach der Bauch thut wehe
Sie könn ihr wohl entrathen.

Der Hundſtall den du haſt veracht
Der hat dich in groß Schand gebracht
Mit deinem groſſen Brallen
Der Ewig Gott hat uns behüt
Den preiſſen wir mit ſchallen.

Ich wolt daß nie keim wohl ergieng
Der Unluſt und groß Krieg anfieng

*) Namen von Schanzen und Geſchützen.

Zu verderben Städt und Lande
O Gott wer rechent der Armen blut
Das ſteht in deinen Handen.

Man ſpricht: arm Leuth tritt jederman
Das wir dann jetzt vor Augen han
Kein Freund will ſie nicht retten
Man ſchickt ehe Pulver und grob Geſchütz
Das man ſie möcht zertretten.

Gott aber ſicht mit Macht darein
Und wehrt des Teuffels falſchen Schein
Mit ſeinen böſen Tücken
Er wird ohn zweiffel den Käyſer gut
Nicht laſſen undertrücken.

Käyſer Carle hat ſich längſt bedacht
Und hats auch freylich wol betracht
Was Biſchoff und Prälaten
Zum beſten Kayſerlichen Kron
Nun lang Zeit han gerathen.

Er wird ſein Treue Unterthan
Beym rechten Gotts Wort bleiben lahn
Ihr Land im Fried erhalten
So laſſen ſie bei ihm Leib und Guth
Das wöll der lieb Gott walten.

Nun wöll'n wir kommen zu dem End
Gott alles Uebel von uns wend
Leith uns auff ſeinen Straſſen
Wehr unſerer Feind Anſchlag und Rath
Die ſich keins Argen maſſen. Amen.

5. *)

Der Fähnrich.

Was wöllen wir aber heben an?
Das beſt das wir gelernet han,
Ein newes lied zu ſingen, ja ſingen.

Der marggraf der ſchifft über Rein
Mit ſpießen und mit ſchiffelein,
Tet über Rein her ſchweben, ja ſchweben.

Gen Frankfurt kamen die newe mär,
Wie der marggraf über Reine wär,
Ueber Rein da tet er ſchweben, ja ſchweben.

Das nam ſich herzog Moritz war,
Sechs tauſend ſetzt er auf die pferd
Acht tauſend legt er neben den weg,
Tet auf den marggrafen warten, ja warten.

Der marggraf ließ ſein geſchütz abgan,
Er ſchoß über berg und tiefe tal,
Er ſchoß viel manchen ſtolzen man,
Es muß gleich gott erbarmen, erbarmen.

Der fendrich zu dem hauptman ſprach:
„Laßt uns ein kleine weil ſtille ſtan!
Es ſeind wol ſiben an einen man,
Die ſchlacht han wir verloren, verloren.“

*) Uhland, Volkslieder.

Der hauptman zu dem fendrich ſprach:
„Hab gmeint du ſeiſt ein fendrich gut
So biſt du ein verzagtes blut,
Laß du dein fendlein ſchweben, ja ſchweben!“

Der fendrich nam ein ſtolzen gang,
Er gab dem fendlein einen ſchwang,
Er ſchwangs über feiel und grünen kle:
„Heut fendrich, morgen nimmerme!
Beim fendlein will ich ſterben, ja ſterben.“

Der fendrich der ward hart verwundt:
„Nun wird ich iezund nimmer gſund,
Alſo nun muß ich ſterben, ja ſterben.“

Wer iſt der uns das liedlein ſang?
Ein freier landsknecht iſt ers genant,
Er hats ganz wol geſungen;
Er iſt drei mal beim marggraffen gweſen,
Iſt allzeit wider kommen, ja kommen.

Frankfurter Apophthegmata.

Apophthegma nennt man einen kurzgefaßten, kräftigen, geiſtvollen Sinn- und Denkſpruch. Namentlich unter den Sprichwörtern und ſprichwörtlichen Redensarten finden ſich ſehr viele ſolcher körnigen Apophthegmen.

Nachfolgende ſind entnommen aus: Teutſche Apophthegmata, das iſt: der Teutſchen ſcharfſinnige kluge Sprüche, zuſammenge-

tragen durch J. W. Zinkgref — fortgeſetzt durch J. L. Weidner, (Leyden, 1644.) — einem zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Buche, das von 1626 — 1654 viele Ausgaben erlebte.

Es wäre traurig, wenn aus dem alten (und neuen) Frankfurt weiter nichts Apophthegmatiſches zu berichten wäre, als Nachfolgendes. Doch ſo ſchlimm iſt's nicht. Es hat ſich nur noch kein Frankfurter Zinkgref gefunden, der den derartigen vaterſtädtiſchen Stoff geſammelt, geſichtet, geordnet und lesbar gemacht. Vielleicht wäre das Nachfolgende *) ein kleiner dürftiger Anfang dazu.

1.

Doktor Ludwig Horneck**), Comes palatinus und Medikus zu Frankfurt.

Als er gefragt ward, welches ihn die beſte Apothek' in der Stadt zu ſein bedünke, antwortete er: die deutſche; — anzuzeigen, daß man ſich jederzeit befleißen ſoll, wie man den Kranken vielmehr aus der Küche, als zu welcher er mehrentheils geboren, denn aus der lateiniſchen Apothek' arzneien ſoll.

Da ſich ein etwas älterer Medikus gegen ihn mit dieſen Worten rühmte: Ich hab' mich deſſen zu freuen, daß ich länger praktizirt hab', als ihr! — antwortete Dr. Horneck: So hab' ich mich deſſen zu freuen, daß mir nicht ſo viel Patienten geſtorben, als Euch!

Als ihm ein Anderer vorwarf: Ein junger Doktor wär' ein neuer Kirchhof! — fragte er denſelben: Wenn er todt wär', ob er lieber auf einem alten oder neuen Kirchhof liegen wollte?

---

*) Es iſt weiter Nichts daran geändert, als daß es in neudeutſche Schreibweiſe übertragen iſt.

**) Auch Ludwig von Hörnigk genannt, geb. zu Frankfurt 1600, geſt. zu Mainz 1667. — Comes palatinus = Pfalzgraf, Titel der Richter und oberſten Beamten in den königlichen Pfalzen.

Als er gehört, es wär' in einer vornehmen Stadt verordnet, daß man keine Doktoren in den Rath nehmen sollte — sagte er: Es wäre besser, man verordne, daß man keine Thoren darein nehmen sollte.

Als ihn ein römisch-katholischer guter Bekannter fragte: Warum die Augsburgischen Confessionsverwandten an Frohnleichnam und andern verordneten heiligen Festtagen keinen Umgang (Prozession) hielten? — antwortete er: Wir wissen den rechten Weg; wenn ihr ihn wüßtet, dürftet ihr ihn nicht umgehen! (brauchtet ihr ihn nicht zu suchen.)*)

Als er zu Florenz mit etlichen Italienern sprach, und diese unter Anderm vorbrachten, daß ihnen die Deutschen und Tramontaner**) viel zu einfältig wären, und sie dieselben, wie sie wollten, betrügen könnten, sagte er: Solche Kunst könnte der Teufel auch, würde aber nicht selig dabei.

Ein Krämer sagte: Es gäbe bald der Doktoren so viel in Frankfurt, als der Krämer. Dr. Horneck antwortete: Es gäbe aber unter den Doktoren nicht so viel Bankerotte, als unter den Krämern.

Er pflegte zu sagen: Dieses Leben sei den Frommen eine Komödie, den Bösen eine Tragödie; deßwegen sollte ein Jeder zusehen, wie er seine Person wohl agire.

Er pflegte auch zu sagen: Daß er in Sünden geboren und noch täglich dazu sündige, betrübe ihn oft sehr; aber das erfreue ihn hingegen noch viel mehr, daß der Richter seiner Sünden zugleich sein Advokat und Fürsprecher sei.

---

*) Trotzdem wurde Horneck im Jahr 1649 katholisch.

**) Die jenseits der Berge (der Alpen) wohnen.

2.

Der närriſche Konrad zu Frankfurt.

Als er bei einer Pforte ſtand, da viel Volks war, und ungefähr ein Müller mit einem Eſel und auch ein Jude zu Pferd durchreiſte, fragte er die Umſtehenden, was für ein Unterſchied zwiſchen einem Gaul und einem Eſel ſei? — Als aber Niemand antwortete, ſagte er: Dies iſt der Unterſchied: der Eſel trägt einen Sack und der Gaul einen Schelmen.*)

3.**)

Einer reiſte mit einem Juden nach Frankfurt, und weil ihm ſeinen Mantel zu tragen zu ſchwer fiel, begehrte er von dem Juden, er ſollte ihm einen Reichsthaler auf den Mantel leihen — wozu ſich dann der Jude bereden ließ, den Mantel zum Unterpfand von ihm nahm und den von Friedberg bis gen Frankfurt an die Pforte trug; nun nahm der Andere den Mantel dem Juden wieder ab und gab ihm den Reichsthaler zurück.

4.

Es war eine Frau zu Frankfurt, ſo Vormittags nicht zum freundlichſten von ihrem Mann behandelt worden, was die bei ihnen wohnenden fremden Kaufleute gehört und geſehen. Zu Mittag, als man zu Tiſch gekommen, war die Frau eben freundlich

---

*) Närriſch genug iſt allerdings dieſes Apophthegma; jedoch auch charakteriſtiſch für die Zeit und die brüderliche Liebe zwiſchen Bekennern verſchiedenen Glaubens.

**) Seitenſtück zum vorigen.

mit ihrem Mann; da ſagte einer von den Kaufleuten: Mich verwundert, nachdem Ihr heut früh einander ſo Moskoviſch (Ruſſiſch) bewillkommt, daß Ihr Eurem Mann noch ſo gute Worte geben könnt! — Sie antwortete: Da müßt ich viel zu thun haben und allezeit zornig ſein, wenn ich, ſo oft er mich ſchlägt, protzen oder unwillig ſein wollte.

5.

Als bei der Krönung Ferdinand II. zum römiſchen Kaiſer *) die Zeitung gen Frankfurt kam, daß Friedrich V. ſich zum böhmiſchen König hätte krönen laſſen, ſprang der anweſende ſpaniſche Geſandte vor Freuden auf und ſagte: Urſach genug, Urſach genug; auf die haben wir lange gewartet; das wird die fröhlichſte Zeitung ſein, die an meinen Herrn König in vielen Jahren aus dieſen Landen gekommen iſt. — So war es alſo ſchon lang beſchloſſen, daß man „Burgundiſche Creutz" nach Deutſchland ſollte ſenden; allein man konnte keine ſcheinbare Urſache finden.

6.

Ein türkiſcher Geſandter war auf dem Krönungstag eines Kaiſers zu Frankfurt. Als er den Prachtaufzug und die Macht der deutſchen Fürſten ſah, fiel er auf ſeine Knie nieder und rief auf türkiſch überlaut: O Gott und großer Prophet Mahomed, gib ja nicht zu, daß dieſe Völker einerlei Meinung und Sinnes unter ſich werden; ſonſt wehe uns, Türken!

*) 9. Sept. 1619.

Das Fettmilchplätzchen.

„Ich ließ mir als Knabe ſchon gern die Geſchichte dieſer Aufrührer, des Fettmilch und ſeiner Genoſſen, erzählen, wie ſie mit dem Stadtregiment unzufrieden geweſen, ſich gegen dasſelbe empört, Meuterei angeſponnen, die Judenſtadt (Judengaſſe) geplündert und gräßliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiſerlichen Abgeordneten zum Tode verurtheilt worden.“ Göthe.

Geht man von dem Trieriſchen Plätzchen nach der Zeil zu und wendet ſich in der Töngesgaſſe *) etwas links, ſo kommt man, ein Haus von der Haſengaſſe weiter links, auf ein Plätzchen, dem man anſieht, daß urſprünglich daſelbſt ein Haus geſtanden. Jetzt ſteht ein Brunnen da.

Als nach den bürgerlichen Unruhen **) in den Jahren 1612 bis 1614 die Rädelsführer des Aufruhrs zur Strafe gezogen werden ſollten, wurde auch der Lebküchler Vincenz Fettmilch, der Hauptanführer, verhaftet. Stets mit Piſtolen und Dolchen bewaffnet, ſetzte er ſich heftig zur Wehre, wurde aber niedergeworfen und mit Stricken gebunden „in Thurn“ geführt. Er rief ſeinen Anhängern zu: „Laßt mich nicht ſtecken!“ und dieſe ſtürmten unter großem Tumulte den Thurm und führten Fettmilch im

*) Von Antonius. Ein Antoniterkloſter ſtand früher in dieſer Straße.

**) Eine ausführliche Erzählung derſelben findet ſich in Lange's Geſchichte von Frankfurt a. M. — Es gibt auch ein „Jüdiſches Geſchichts-Lied“ (im Ton: von der Schlacht vor Pavia), das dieſen Aufruhr beſchreibt und namentlich alle die Bedrückungen ſchildert, die die Juden dabei zu erleiden hatten. Es iſt in jüdiſch deutſcher Schreibart verfaßt und hat nicht weniger als 103 achtzeilige Stro-

Triumph nach ſeiner Behauſung, die auf obgenanntem Plätzchen in der Töngesgaſſe ſtand. Die Nacht hindurch blieb die Bürgerſchaft in Rüſtung und alle Pechpfannen waren angezündet.

---

phen. Aus einer damaligen Ueberſetzung ſeien hier die erſten Strophen mitgetheilt:

Ich wil derzehlen Gottes Sterck
Seine Wunder und Zeichen die groſen
Sein Kraft und ach ſeine Werck
Wie er uns nie hot verloſen
An alle Fahrt und in alle Land
Wil ich auf ihn bezeigen
Sein Nahmen wil ich thun bekant
Mit der Warheit und wil nit leigen.

Da man zehlt 1612 in derſelbigen Zeit
In Stadt Franckfurt der werthen
Derweckt ſich ein groſſer Streit
As mir ye geſehen haben auf Erden
Solches warn mir derſchrocken ſeer
Da mir ſolchs warden inen
Almechtiger Gott dieſen Streit verſtör
Huben mir al an zu beginnen.

Das gemein Volck hat ſich in Sinn geſtelt
Ach ein Theil Kauffleute und Zunft
Wie ſie dem Rath beykomen wölt
Anzugreifen mit Vernunften
Unſre Freiheiten die gebt uns her
Mir wöln ſie nit lenger entberen
Und unſer Schatz is ach ſchir leer
Die Rechenſchafft dervon wöln mir hören.

Sie wolten uns (die Juden) nit bleiben loſen
In Römer theten ſie dringen
Sie theten die Gerichte über ein Haufen ſtoſen
Sie wolten wiſſen alle Dingen

Fettmilch verſchanzte ſich in ſeinem Hauſe, befeſtigte es in allen drei Stockwerken bis unter das Dach, ſtellte an den Fenſtern mehrere ſeiner Anhänger mit Musketen auf und an den Eingang ſeines Hauſes vor der Stiege einen Mörſer, mit Pulver und Kugeln gefüllt. Auch ging die Sage, er habe zwei Tonnen Pulver im Hauſe.

Am nächſten Morgen (den 28. Nov. 1614) wurden die Stadtthore geſchloſſen, in allen Gaſſen Ketten geſpannt, und die bewaffnete Mannſchaft aller Quartiere kam nebſt den Stadtſoldaten vor Fettmilchs Haus gezogen. Er ward wiederholt aufgefordert, ſich zu ergeben, was er jedoch nicht that. Da wurden die Zimmerleute beordert, die Hauptpfoſten des Hauſes einzuſchlagen, und bei längerer Weigerung Fettmilchs ſollte das Haus mit Kanonen zuſammengeſchoſſen werden. Fettmilch, wohlgerüſtet, ließ ſich mehrmals an der Hausthüre ſehen; aber erſt, nachdem der Sturm ſchon anbefohlen und ſchon mehrere Schüſſe von Seiten der Bürgerſchaft auf das Haus geſchehen, ergab er ſich nebſt ſeinen Anhängern gutwillig. —

Sein Haus wurde niedergeriſſen, und nie mehr ſollte auf die-

Über uns hatten ſie ach gehalten rath
Aus der Stadt uns zu vertreiben
Daſſelbig hat uns gebracht in groſſe Noth
As mir weiter wöln ſchreiben.

Ein Anſchlack hatten ſie gemacht
Daß ſie ach wolten haben ein Führer
Auf einen hatten ſie all getracht
Auf Bintz Hans (Vincenz — Fettmilch) der Aufrührer
Ein groſſer Schalck, ein böſer Gaſt
Seins gleichen ſeyn geweſt gar wenig
Auf uns geweſt ein groſſer Laſt
Haben ſie aufgenommen zu einem König.
u. ſ. w.

ſen Platz wieder ein Haus gebaut werden dürfen; auf dem Platze wurde eine ſteinerne Schandſäule errichtet, die bis 1719 daſelbſt ſtand, in welchem Jahre ſie nach einer großen Feuersbrunſt durch Einſturz einer Mauer zertrümmert wurde.

Die Säule hatte zwei Inſchriften, eine lateiniſche und eine deutſche; die letztere, aus der man erſehen kann, wie es Fettmilch ſelbſt ergangen iſt, lautete:

Daß dieſer Platz bleibt öd' und wüſt,
Dran Vinzentz Fettmilch ſchuldig iſt,
Welcher dieß Stadt drey gantzer Jahr
Gebracht hat in manch groß Gefahr,
Deſſen er endlich hat darvon
Getragen dieſen böſen Lohn,
Daß er erſtlich an der Richtſtatt
Seine zween Finger verlohren hat,
Hernach den Kopff, geviertheilt drauff,
Und die Viertheil gehenket auff
An die vier Straſſen dieſer Stadt,
Den Kopff man auffgeſtecket hat
Am Brücken-Thurn: auch Weib und Kind
Ewig deß Lands verwieſen ſind,
Das Hauß geſchleifft: Deß ich allhier
Zu treuer Warnung ſtehe dir.

28. Febr. 1616.

„Unter den alterthümlichen Reſten war mir, von Kindheit an, der auf dem Brückenthurm aufgeſteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig geweſen, der von dreien oder vieren, wie die leeren eiſernen Spitzen auswieſen, ſeit 1616 ſich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte." (Göthe.)

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verſchwand der Schädel mit dem Brückenthurm, als letzterer niedergeriſſen wurde.

Der Schwedenſchuß.

An dem eiſernen Kreuze auf der Sachſenhäuſer Brücke hängt ein eiſernes Chriſtusbild, das in der rechten Wade eine tiefe Schußwunde hat.

Damit aber ging es ſo zu.

Im Jahr 1635 waren die Schweden in der Stadt und hatten mit den Frankfurter Schützen ein heißes Gefecht auf der Brücke. Da ſah ein Schwede das eiſerne Chriſtusbild an dem Kreuze, und in der Wuth darüber, daß die Herren Schweden ſo tapfern Widerſtand fanden an den Frankfurtern, legte er ſein geladenes Gewehr an, zielte und ſchoß mit einem tüchtigen Fluche nach dem heiligen Bilde.

Aber ſeine unheilige Rohheit ward ſogleich beſtraft.

Die Kugel drang zwar einen halben Zoll tief in das eiſerne Bild, prallte aber dennoch zurück und gerade in die Bruſt und in das Herz des chriſtusfeindlichen Schweden, der demnach zum letztenmal geſchoſſen hatte.

Die Delle (Vertiefung) in der eiſernen Wade aber iſt heute noch zu ſehen.

Die polniſche Mutter.

Mit dem Schwedenheere kam auch eine Marketenterin, wohlbeleibt, mit feiſtem Angeſicht und kupferichter Naſe, in die Gegend von Frankfurt am Main. Lange ſchon war ſie mit ihrem Wäglein dem Heere gefolgt und hatte wie eine Mutter für die durſtigen Krieger geſorgt. Und da ſie aus Polen ſtammte, hatte ſie den zärtlichen Namen erhalten: polniſche Mutter.

Dieſer Frau nun, die dem Schwedenkönig auf ſeinem Zuge ſo lange gefolgt war, gefiel es in dem Dörfchen Niederrad ſo wohl, und der dortige Aepfelwein ſchmeckte ihr ſo gut, daß ſie ihren Ab-

ſchied vom Heere nahm, um ihre alten Tage in dem Dorf am Main in Ruhe zu verleben.

Sie fing eine Wirthſchaft an und hatte immer den beſten Aepfelwein. Und die Frankfurter, die nach Niederrad kamen, kehrten allemal bei der polniſchen Mutter ein, welcher Name ihr bis an ihr Lebensende verblieb.

Zankten nun die Frankfurter Weiber ihre Männer, wenn dieſe Sonntags Abends zu ſpät nach Hauſe kamen und warfen ihnen vor, daß ſie ſo lange im Wirthshauſe ſäßen, ſo war allemal die Entſchuldigung: Wir waren bei der polniſchen Mutter; die hat uns ihre Fahrten erzählt.

Auf einem bemoosten Hügel im Walde zwiſchen Frankfurt und Niederrad ſoll ſie gewöhnlich auf ihren Spaziergängen geruht haben, weßhalb der Hügel noch das Ruheplätzchen der polniſchen Mutter heißt.

Und noch jetzt mögen ſich die „Frankforter Borjer" verlocken laſſen, in Niederrad einzukehren; wenn auch die polniſche Mutter nicht mehr lebt, ſo lebt doch ihr Andenken und — der „Aebbelwein."

Der bucklige Geiger.

Es war einmal ein Geiger zu Frankfurt am Main, der war bucklig. Aber fiedeln konnt er, wie kein Anderer; und wenn die Leute tanzen wollten, ſo mußt' allemal das bucklige Geigerlein herbei und mußt' aufſpielen.

So bekam der Geiger gar viel hübſche Jungfräulein zu ſehen, und er hätt' oft lieber getanzt, als gegeigt, und hätt' lieber geheirathet, als daß er ledig blieb. Aber keines der hübſchen Jungfräulein, das er haben wollte, wollt' ihn haben — weil er bucklig war.

Darüber ward er denn ſehr traurig und betrübet, und um

luſtig zu werden und beſſer geigen zu können, trank er manch Schöpplein über den Durſt.

So kam er einmal luſtig aus luſtiger Geſellſchaft, der er vorgegeigt und die ihm vollauf zu trinken gegeben hatte. Er wollte nun ſein Räuſchlein nach Hauſe ſchleppen und ſich in ſein einſames Bettlein legen. Wollte ja doch Niemand bei ihm liegen, als ſein Buckel.

Es war Mondſchein und gar hübſches Wetter; denn es war die erſte Mainacht. Das Geigerlein hatte in allerlei zierlichen Schlangenwindungen mehrere ſtille Straßen durchwandert und kam nun auf den Markt. Da aber fand er auf einmal die ſchönſte Geſellſchaft bei offener Tafel. Viel wunderhübſche Frauen ſchmauſten daſelbſt und ließen ſich's wohl ſein. Der Geiger blieb verwundert ſtehen und ſah dem Treiben zu. Da ward er plötzlich ſanft, aber unwiderſtehlich angefaßt und in den Kreis der ſchönen Frauen gezogen. Sie boten ihm zu eſſen an; aber er wollte Nichts. Da boten ſie ihm zu trinken an; das nahm er. Es war aber ein Zaubertränklein. Und er ward noch luſtiger, als vorher. Da ſagten die hübſchen Frauen, ſie wollten tanzen, und er ſolle aufſpielen; es müſſe aber ein feines Tänzlein ſein; denn es ſei Walpurgisnacht. Und wenn er gut ſpiele, ſolle er auch gut belohnt werden. Da ſpielte das Geigerlein ſeine luſtigſten Tänze; und die feinen Weiblein tanzten im Mondſchein — und war das Alles gar wunderbarlich anzuſehen.

So ging es fort, bis der Morgen graute. Da waren die Tänzerinnen und der Geiger müde des nächtlichen Reigens, und es war nur noch übrig, den Geigerlohn zu zahlen.

Da trat eine der ſchönſten Frauen zu dem Fiedler heran und ſprach: „Geld haben wir nicht; ich will dir aber Etwas nehmen, was dir noch Niemand genommen!“ —

Der Geiger dachte, ſie meine einen Kuß, ſprach ſchnell: „Geben iſt ſeliger, als nehmen!“ und wollte ihr um den Hals fallen.

Da fühlte er unter ſeinem Kleid eine feuchte Hand über ſeinen Rücken fahren; und in die Ohren raunte ihm eine Stimme: „Geh' hin, du ſchlanker Geſell — jetzt kannſt du tanzen und heirathen!“ —

Damit war der ganze nächtliche Spuk verſchwunden.

Und als der Geiger am Morgen im einſamen Bett erwachte, hatte er keinen Buckel mehr.

Und nach einigen Monaten bezog er eine Wohnung, worin ſich zwei Betten befanden.

Und in der nächſten Walpurgisnacht dachte er ſchon an das dritte, klein und fein.

Das iſt die Geſchichte vom buckligen Geigerlein, wie ſie ſich zugetragen zu Frankfurt am Main.

Die Abſchaffung der Folter.

Ulrich Waldmann war Scharfrichter in der kaiſerlichen Krönungsſtadt am Main. Aber ſchon oft plagten ihn Scrupel und Zweifel ob der Rechtmäßigkeit ſeines Handwerks, namentlich was das Foltern betraf, wodurch den armen Angeklagten das Geſtändniß entpreßt wurde.

„Wie manchen Unſchuldigen mag ich ſchon auf die Tortur geſchraubt haben, der, gepeinigt von den ſchrecklichſten Qualen, geſtand, was er nie gethan hatte! Und ich — ich ſoll mein Gewiſſen beflecken mit Hinrichtung Unſchuldiger! Nein, heute noch geh' ich und ſag' dem hohen Rath meinen Dienſt auf!“ —

„Und machſt Weib und Kinder brodlos und bringſt ſie an den Bettelſtab!“ ſagte Ulrichs Frau.

„Nun dann, ſo ſei's! Lieber ſollt ihr betteln und lieber will ich verhungern, als noch länger zum ungerechten Marterwerkzeug der Gerechtigkeit dienen!“ —

„Aber glaubſt du denn, es würde dann anders werden wenn nicht du mehr den Dienſt haſt, ſondern ein Anderer! Du gehſt — und die Sache bleibt bei'm Alten! Laß es, wie's iſt, lieber Mann, und laß es diejenigen verantworten, die die Verdammungsurtheile fällen!“ —

„Nein, nein! — ſchrie Ulrich laut — und nochmals nein! Heute noch will ich den Herren des Raths beweiſen, wohin das Foltern führt! Ja, ja, beweiſen will ich's ihnen — beweiſen klar und deutlich! Schweig' jetzt, Frau, und laß mich gewähren!“ —

Und er zog ſein Richtkleid an, ſchnallte ſein langes Schwert an die Seite und ging ſtarken Schritts nach dem Rathhaus.

Als er in den Sitzungsſaal trat, ſtanden eben zwei betagte Frauen vor Gericht, die der Hexerei angeklagt waren. Sie betheuerten hoch und heilig, daß ſie unſchuldig ſeien, daß ſie durchaus nicht hexen könnten; aber all ihr Bitten und Flehen, ihre Beweiſe und Betheuerungen halfen Nichts; der Richter drang in ſie, zu geſtehen das Unrecht, deſſen ſie angeklagt ſeien.

Da ſie nun aber Nichts zu geſtehen hatten, verſtummten ſie, und der Richter rief: „Fort zur Folter! Die mag eurem Geſtändniß zu Hülfe kommen!“ —

In demſelben Augenblicke trat der greiſe Ulrich Waldmann heran; ſeine Augen funkelten vor Zorneseifer; doch faßte er ſich und ſprach ruhig zu den verſammelten Räthen:

„Erlaubt mir eine Bitte, geſtrenge Herren! Ich bin zwar auch Diener der Gerechtigkeit; doch ſcheint mir's oft, als müſſe man's nennen Grauſamkeit! Oder iſt's nicht unmenſchlich, ein Geſtändniß, das nicht erwieſen werden kann, durch ſchreckliche Qualen zu erzwingen!“ —

„Welch freche Rede erlaubt Ihr Euch, Ulrich Waldmann!“ —

„Hinaus mit dem Schurken, der dem Rath Schmähungen in's Geſicht zu ſagen wagt!“ —

„Dem ſoll ſein eigenes Schwert den Kopf zurecht ſetzen!“ —

So ſchallten verſchiedene Stimmen. Der Scharfrichter jedoch ſprach:

„Geduld, Geduld, ihr edlen Herren! Das Alles ſoll geſchehen, was Ihr ſagt, und gern auch will ich's leiden! Jedoch beweiſen möcht' ich Euch vorher meine Rede, beweiſen, daß das Foltern eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit iſt! Ich dächte, ſo lange dürftet Ihr meinen grauen Kopf noch auf dem alten Fleck ſitzen laſſen!“ —

„Beweiſen — beweiſen will er's uns! — murmelten die Räthe — Nun, das Vergnügen könnten wir ja dem Alten wohl noch gönnen! — So liefert denn Euren überklugen Beweis, Herr Ulrich! Wir hören!“ —

„So mögen drei der hochwohlweiſen Herren mit mir gehen!“

Es geſchah. Der alte Ulrich führte die drei Räthe in ſeinen Stall, worin die ſchönſten Roſſe der ganzen Stadt ſtanden.

„Gefallen Euch meine Pferde nicht, Ihr Herren! Ich dächte, Ihr möchtet doch wohl Kenner ſein!“ —

„Herr Ulrich, zu was ſoll dies dienen! Eure ſchönen Pferde ſind weit und breit berühmt! Das ſchönſte von allen iſt aber doch der Hengſt dort in jener Ecke! Das iſt ein prächtiges Thier! Aber — um doch wieder auf unſere Angelegenheit zu kommen — Ihr wolltet uns ja den Beweis liefern, daß — —“

Ulrich ſprach kein Wort, zog haſtig ſein ſcharfes Richtſchwert und durchbohrte im Nu den ſchönen Hengſt, daß er ſich alſobald ſterbend in ſeinem Blute wälzte.

Die Räthe entſetzten ſich und frugen: „Was ſoll das? Herr Ulrich, was macht Ihr denn?“ —

„Dies todte Pferd soll Euch meinen Beweis liefern!“ rief Ulrich laut, daß es weithin scholl, und eine Menschenmenge sich an dem Stall versammelte, in der sich unbemerkt die drei Räthe, denen die Sache nicht recht geheuer vorkam, verloren und nicht mehr zu sehen waren.

Durch die Stadt aber verbreitete sich sogleich die Kunde, Ulrich Waldmann, der Scharfrichter, sei wahnsinnig geworden.

Jedoch am andern Morgen erschien er wieder vor den Schranken des Rathsitzungssaales, diesmal aber nicht allein, sondern er hatte seinen treuesten Knecht mitgebracht, den er jedoch mit Ketten gefesselt hatte.

„Edle, gestrenge Herren Schöffen und Räthe, ich erscheine hier vor Euch mit einer Klage! Dieser ungetreue verrätherische Knecht hat gestern frevelnder Weise mein schönstes Roß im Stalle todtgestochen! Richtet über ihn!“ —

Der Knecht betheuerte bei allen Heiligen, daß er unschuldig sei an dem Morde des Hengstes. Ulrich Waldmann jedoch sprach:

„Recht und Gebrauch gebieten, daß Ihr diesen lügnerischen Schurken so lange foltert, bis er seine Missethat gesteht! Ich beharre darauf und die Gerechtigkeit will's!“ —

Und der Knecht wurde gefoltert; denn so verlangte es die Sitte und das Gesetz; so mußte es sein.

Lange zögerte der Arme, zu gestehen und verschwur sich hoch und theuer, daß er unschuldig sei; aber desto schärfer drangen Schrauben und Messer in seinen Leib ein, so daß er endlich im höchsten Schmerze auf der Folterbank austief: „Haltet an! Ich will's gestehen! Ich war's, der den Hengst getödtet!“ —

Nun ließ man ihn los; er hatte ja gestanden.

Erschüttert aber und durchschauert von der entsetzlichen Wahrheit, die den Richtern und Räthen erst jetzt klar ward, sprachen sie zu Ulrich Waldmann:

„Für deinen Beweis verdienteſt du eine Bürgerkrone! Die Folter aber ſei heute zum letztenmale angewendet geweſen!“ —

Der Knecht empfing ein reichliches Schmerzensgeld. Ulrich Waldmann aber dankte auf den Knieen dem Vater aller Güte und Wahrheit in inbrünſtigem Gebete.

Und die Folter war abgeſchafft.

Der kluge Richter.

Es iſt bekannt, daß Sagen oft wandern, ſich an andern Orten, als wo ſie geboren ſind, häuslich niederlaſſen und ſich dort dem Ort, der Zeit und den Verhältniſſen anſchmiegen. Ja, es gibt Geſchichten, die faſt überall geſchehen ſein ſollen — und ſind vielleicht gar nirgends geſchehen. In Deutſchland und dem übrigen Europa haben ſich beſonders viele morgenländiſche Sagen eingebürgert und ſcheinen dem Abendlande ganz gut zu ſtehen und zu gefallen. Zu dieſen aus dem Orient zu uns eingewanderten Sagen gehört folgende.

Es begab ſich, daß ein Kaufmann gen Frankfurt am Main auf die Meſſe ritt und hatte einen ledernen Sack bei ſich, in dem 800 Gulden waren. Unterwegs aber verlor er dieſen Geldſack, bemerkte dies jedoch erſt, als er ſchon in Frankfurt war. Er ließ nun am nächſten Sonntag durch den Pfarrer in der Kirche nach der Frühmeſſe bekannt machen: ein Sack mit 800 Gulden ſei verloren worden; der ehrliche Finder, der ihn wiederbringe, ſolle 100 Gulden Belohnung erhalten.

Bald meldet ſich denn auch bei dem Kaufmann ein einfacher Zimmermann und bringt den Sack, froh, daß er auf ehrliche Art 100 Gulden verdienen könne. Der Kaufmann zählt das Geld,

ob es richtig ſei, und wirft dann dem Zimmermann fünf Gulden auf den Tiſch zur Belohnung. Der Zimmermann jedoch ſagt: 100 Gulden ſeien dem Bringer verſprochen und die verlang' er auch! Aber der geizige Kaufmann erwidert: „Du böſer Schalk! In dem Sack waren volle 900 Gulden, jetzt ſind nur noch 800 Gulden darin! Du haſt dich ſchon bezahlt gemacht, indem du die fehlenden 100 Gulden herausnahmſt! Nimm alſo dieſe fünf Gulden noch als Traglohn und ſei zufrieden!" —

Der Zimmermann aber war nicht zufrieden; denn ſeine Ehre war von dem Kaufmann angetaſtet und ſein redlich erworbener Gewinn ihm vorenthalten; obendrein ſchalt ihn noch der Kaufmann und jagte ihn endlich zur Thüre hinaus.

Darauf ging der Zimmermann zum Stadtrichter und verklagte den Kaufmann. Glücklicherweiſe kannte der Richter den Zimmermann und wußte, daß es ein ehrlicher Mann war. Der Richter ließ nun den Kaufmann ſammt dem Gelde holen und beſtellte ihn auf den anberaumten Gerichtstag auf den Römer.

Bei der Gerichtsſitzung nun fragte der Richter den Kaufmann, ob er einen Eid darauf ſchwören könne, daß in dem Sacke nicht 800 Gulden, ſondern 900 Gulden geweſen ſeien. Der habſüchtige Kaufmann ſagte: Ja — und beſchwor es auch wirklich. Darauf aber fragte der Richter den Zimmermann, ob auch er einen Eid darauf ſchwören könne, daß in dem Sacke nicht mehr als 800 Gulden geweſen ſeien. Der ehrliche Zimmermann ſagte auch: Ja — und beſchwor ſeine Ausſage.

Und nun ſagte der Richter, der recht wohl wußte, was er von den beiden Eiden halten ſollte: „Ich glaub' euch Beiden und traue Eurem Schwur! Es iſt nun gewiß, daß der Kaufmann einen Sack verloren hat, in dem 900 Gulden waren; eben ſo gewiß iſt aber auch, daß in dem Sack, den der Zimmermann gefunden, nur 800 Gulden waren! Folglich kann dies nicht derſelbe

Sack gewesen sein, den der Kaufmann verloren hat! Deßhalb mag nun der Zimmermann den Sack mit den 800 Gulden so lange behalten, bis Einer kommt, der darthun kann, daß er gerad' einen solchen Sack mit 800 Gulden verloren hat! Und bei diesem Spruche bleibts!" —

Der Kaufmann ging mit saurem Gesichte von dannen; der Zimmermann aber hatte nun anstatt 100 Gulden 800.

Die Frankfurter Richter verstehen's.

Die Pest zu Frankfurt.

Jetzt kennt man in Deutschland die Pest nur vom Bücherlesen und Hörensagen und ist auch gar nicht verdrießlich darüber, daß sie weit weg bleibt und keine Reisen macht von Afrika nach Europa.

Früher aber war dies nicht so; da brach in Deutschland die Pest gar oft aus und raffte Tausende mit sich in Verderben und Tod.

Und auch in Frankfurt am Main kehrte sie gar häufig ein, und zwar allemal uneingeladen.

Aber die Frankfurter wissen schon mit solch schlimmen Gästen fertig zu werden.

Denn als die Schreckliche wieder einmal auf Besuch da war, und die Aerzte sich vergebens den Kopf zerbrachen, wie man ihr beikommen oder sie los werden könne, da trat ein weiser Mann zu der versammelten Bürgerschaft und sprach also:

„Aber die Sache ist ja doch so einfach, ihr lieben Leute! Wir mauern die Pest in die Stadtmauer! Da kann sie nicht heraus, und wir sind sie los!" —

Das leuchtete allen Vernünftigen sehr ein; und mit feierlichen Zeichen und Sprüchen ward die Pest, die sich stets als ein blaues Flämmchen zeigte, in die alte Mauer festgebannt.

Seitdem wunderte sich Deutschland darüber, daß sie gar nicht mehr komme. Jetzt weiß man's, wo sie hingekommen und wie sich die Stadt Frankfurt um das deutsche Reich verdient gemacht hat.

Freilich hätt' es noch schlimm gehen können; denn als zu Zeiten des Fürsten Primas die Stadtmauer niedergerissen wurde, da hegte man große Furcht, die eingemauerte Pest möchte nun wieder herausschlüpfen. Sie kam aber nicht, und Niemand weiß, wohin sie gekommen, und ob sie — die Pest — nicht selbst an der Pest gestorben sei. *)

Damit jedoch ihre sehr hochunwohlgeborene Familie, deren Ahnen aus Asiens Urgeschichte stammen, nicht ganz aussterbe, hat sie ein Töchterlein hinterlassen, genannt: Cholera. Dieses mit großem Vernichtungstalente begabte Kind hat zwar bis jetzt Frankfurts Boden nicht seines Besuches gewürdigt und die Frankfurter haben es auch nicht zu sich eingeladen; sollt' es aber dennoch einmal auf seinen deutschen Reisen in die Mainstadt kommen, so wird sich wohl auch eine Mauer finden, in die man es bannt — und wär' es jene zwischen Frankfurt und Eckenheim **), zwischen welcher der ewige Friede weilt. ***).

---

*) Zwischen dem Friedberger- und Allerheiligenthor war an der äußeren Seite der Stadtmauer ein berüchtigter tiefer Sumpf, der „mit dem schwarzen Namen des Pestilenzloches" belegt wurde.

**) Kurhess. Dorf.

***) Der große Frankfurter Friedhof.

Das Einhorn.

Das Einhorn iſt jenes weltbekannte Thier, über das ſchon ganze Bücher geſchrieben worden, das aber noch kein Menſch geſehen hat, trotzdem, daß ſchon ſeit Jahrtauſenden viel Merkwürdiges von ihm erzählt wird. Die Sage vom Einhorn findet ſich in Afrika und Indien — warum ſollte ſie ſich nicht auch in Frankfurt am Main finden! Daß es in Frankfurt Einhörner gibt oder doch gegeben hat, iſt klärlich zu erſehen aus folgendem Begebniß — einem neuen Beweiſe von der wirklichen Exiſtenz jenes fabelhaften Thieres, über das ſich die Naturforſcher die Köpfe zerbrechen.

„1659. Den 22. Septembris. Als die Schantzen-Arbeiter hart vor dem Bockenheimer Thor, am Fundament des äuſſerſten Stadt-Grabens Mauer, gearbeitet haben, haben ſie ein Einhorn fünf Werck-Schuh lang, etliche Klaffter tieff in der Erden ausgegraben; als ſie aus Unverſtand nicht gewuſt, was das für ein Horn geweſen, haben ſie ſolches mit großen Hämmern und Pickeln zerhauen, da dann ein jeder ein Stücklein darvon haben wollen, und iſt ſolch ſchön und rar Stück zertheilet und gleichſam vernichtet worden; die Herren Medici und Materialiſten*) haben etliche ſolche Stücker probirt und für köſtlich befunden; die meiſte ſolcher Stücken haben die Materialiſten und Apothecker von denen Arbeitern theuer gekaufft.“**)

Noch heute gibt es in Frankfurt eine Einhorn-Apotheke.

---

*) Erblicken in der Materie die Grundurſache ihres Lebens (unterhalts).

**) Lersner, Chronik, II., 1734.

Ausführliche Beschreibung

der weitberühmten ansehnlichen Franckfurter Meß, und was zween gute Freunde im Durchgehen observiret, sehr kurios und lustig zu lesen, auf Begehren einiger Liebhaber in dem Truck gegeben durch Adrianum Teutonicum. Gedruckt im Jahr 1694.*)

Ich ging mit einem Freund zu Frankfurt durch die Stadt,
Und sah mich umb und umb, was Gott derselben hat
Aus sonderbahrer Gütt verliehen und gegeben,
Wie mancher wunderlich die Nahrung sucht zu leben.
Wir gingen durch die Meſſ, die weit und breit bekand,
Die hochberühmet ist in manchen fernen Land.
Im Rathhaus fanden wir Gold, Silber und Juwelen,
Frantzösisch Waaren viel, und manche schöne Seelen
Der Damen groß und klein, auch Fürsten, Graffen, Herrn,
Wir sturten selbe an und sahen solches gern.
Dommherren, Edel-Leudt, Canonici und Pfaffen,

*) Es würde fast Etwas vermißt werden, würd' in dieser Sammlung nicht auch der „zwo berühmten Messen" gebührend gedacht. An die Stelle einer Sage oder Geschichte mögen obige Verse treten, entnommen Lersner's Chronik. Sie haben mindestens das Verdienst einer sehr anschaulichen Darstellung und fordern zu Vergleichen auf zwischen damals und jetzt. Die mit Strichen ausgefüllten Stellen enthalten Dinge, die man vermeidet zu sagen.

Hier sei angefügt, was Sebastian Frank in seiner Chronik (1565) über Frankfurt sagt: „Nicht fern von diser Statt (Meintz) ligt Franckfurt, das edel Gewerbhauß, darinn Teutsch und Welsch Kauffleut zwey mal im jar zusammen kommen von allen Landen; daselbs wirt auch nach alter gewonheyt ein Keyser gewehlet. Dabey hinfleußt nit ein vnedler fluß, den sie den Meyn nennen."

Münch, Nonnen, Burgersleut, wir drinnen auch antraffen.
Der eine kauffte diß, der ander kauffte daß,
Der dritte kauffte nichts, sah über seine Naaß
Als wie ein alter Brack, der vierdte discuriret
Von neuen Zeitungen, der fünffte — — — —
Sucht — — — — —, der sechst verwundert sich,
Der siebend lachte nur, der achte schwur greulich
Und lobte seine Waar, der neundt des Kauffers spott,
Der zehend lieff hinweg, da man zu theuer bott,
Der elffte accordirt, der zwölffte abezahlt,
Ein jeder hier und da mit Geld und Müntze prahlt.
Wir giengen weiter fort, die Börsch voll Kaufleuth funden,
Bei denen allerhand der Nationen stunden
Von mancherley Gespräch: wer hätt solches gedacht,
Daß der vornehme Mann ein Vallament gemacht.
Die Mackler hin und her umblieffen sehr geschwind,
Zu schliessen Wexel nur, die man dann leichtlich findt.
Wir schlupfften durch die Leuth, da war ein Ruffen, Schreyen:
Macht Platz nur auf die Seit, viel dorfften sich nicht freuen
Der groben Stöß vom Karn, es wimmelt krimmelt voll,
Wir sahen uns wol vor, daß uns kein grober Knoll
Auch übern Hauffen warff, dann da ist nicht zu sehen
Respeckt und Höflichkeit, und weme was geschehen,
Der wischt das Maul geschwind, macht ja nicht viel der Wort,
Schlich stillschweigens hinweg und ginge weiter fort,
Dem folgten wir auch nach, und bei uns nur bedachten,
Wir wolten alles wohl auffs allerbest betrachten,
Viel hundertley der Kräm wir sahen, gafften an
Von groß und kleiner Waar, wie mancher frembder Mann
Kaufft ein und zahlte aus, ließ seine Waar einpacken,
Der eine auf den Karg, der ander auf den Nacken

Ließ seine Waaren bald fortbringen hie und da,
Ein andern seine Waar man auch abladen sah.
Das Landvolck kauffte ein, Soldaten, Officirer,
Beampte, Bauersleut, viel arme Stieffelschmierer
Sah man voll in der Meß, Quackſalber mancherley,
Und Jean-Potage sich stellt närrisch auch darbey.
Die Storger schnitten auff, der Zahn-Artzt konte sprechen
Sehr hoch von seiner Kunst und thät viel Zähn ausbrechen,
Dort war ein Oculist, der stache einen Stahr,
Ein ander schnitt und stach sich neue Wunden gar,
Schmeltzt Schwefel und das Pech mit Zinn und Bley verwundert
Auff seine Händ und Arm und fluchte auch bey hundert,
Seins gleichen wäre nicht, bald man ein andern sah,
Der hat viel tausend Würm, die kont er zeigen da,
Die er in manchem Land mit Wunder ausgetrieben,
Hie war ein ander Artzt, der zeiget vorgeschrieben,
Wie er im Schweitzer-Land gegraben manches Kraudt,
Dort stund der Qualster-Hans, der rieffe überlaudt:
Hier ist die Gnaden Salb, hier seind die Olitäten,
Hie ist der rechte Mann, so helffen kan aus Nöthen.
Ein ander distelirt Rossolis roth und hell
Das Catharinen-Oel, auch rühmt vorn Leuten schnell.
Wir sahen Brüch und Stein an vielen Taffeln hencken,
Mit Instrumenten auch dort stunden auf den Bäncken
Die Lieder-Sänger fein, die nach Hanß Saxen Art
Gesungen wurden recht von solchen Sängern zart.
Das Murmelthieren-Schmaltz ein anderer hoch prieſe,
Ein solches Thier geschwind uns lebendig vorwieſe,
Er ließ es pfeiffen hell, ein Hechle, ein Maußfall,
Ein Ruff-laut haderlump man hörte überall,
Din, din, derlin, dint, dint, Bomrantz, Citron, Lemony

Von allerhand Gewürtz, Cubeben, Carlemonii,
Ein ander Brüll, Brüll, Brüll aus seinen Kräfften schrie,
Der Glückes-Haffner winckt, man kan gewinnen hie,
Der Scherschleiff rolt und rieff: Scherschlip und Messerschleiffe,
Ich schleiffe umb das Geld auch gute Schusters-Kneippe.
Die Pfannen-Flicker auch sich hatten wohl vertheilt
Verschieden in der Stadt, der Taschenspieler eilt
Von eim ins ander Hauß, die Raßler, Gauckler, Springer
Die Nahrung suchten auch, da bracht man frembde Dinger
Von Tüger, Löwen, Pferdt, Meerkatzen, Affen, Hund,
Kammel und Elephanten sich machten warlich kund,
Gelehrte Beeren auch, der Fabianen viel
Man sah auf der Schmidstuben, Burtzenelly-Spiel,
Commedianten stoltz, der Pickelhering prangte,
Dort aber in der Lufft Hansfub am Saile hangte:
Die Gängler ohne Zahl, die lieffen durch die Stadt,
Ein ander lobte auch sein Bisam hoch und satt.
Im Wirthshauß hörte man die Pfeiffer und Schallmeyer,
Garküchen warn besetzt, man hört die Bauren-Leyer,
Man thönte wunderlich, man sang, man spielt und lacht,
Es ware ein Gereusch bis in die finstre Nacht.
Der ein durchs Poppenspiel sucht Leut an sich zu bringen,
Ein ander brachte vor viel Narren-Possen Dingen.
Da wird die Thorheit all inacht genommen recht,
Wir kehrten wieder umb, und dachten wie so schlecht
Sich mancher umb das Brod muß seuerlich bewerben,
Wann er vor Faulheit nicht wil elend hungers sterben.
Wir funden kleine Tisch daran man stach Pittschier,
Buchführer vielerley sah man auch kommen für,
Notair und Procureurs und grosse Advokaten,
Viel Pfarrherrn, Schreibersleut und kleine Potentaten,

Schulmeiſter vieler Arth, Studenten mancherley,
Juriſten, Medicos, Barbierer, Bader frey,
Philoſophos und Würm, Sternſeher und Propheten,
Calendermacher auch und griliſche Poeten,
Magiſters ohne Zahl, bald ein Licentiat,
Ein Käpgen unterm Hut, bald einen von dem Staat,
Gelehrt und ungelehrt, auch gute Muſicanten,
Bereiters hochberühmt und allerhand Bachanten.
Aus Braband Mahlers auch und Knaben aus der Schul,
Dann manche Kramers-Frau in ihrem Laden-Stuhl.
Wir ſahen ferners auch Bootsknecht, Weinſchröder, Schiffer,
Maynhünckel, Loßgeſind, viel Müßiggänger, Püffel,
Holtzmeſſer, Heintzler auch, die Reff- und Säcke-Träger,
Karnſchieber, Packer und viel Zäncker, Rauff- und Schläger.
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Roßkäm, Stallknechts-Geſind von allerhand Geſchmack,
Canari-Vogelsleut und Krämer mit Taback,
Die Kartenmacher ſelbſt, die Würffler und die Trumpffler,
Viel tauſend Lumpen-Leuth und manchen ſchlimmen Humpler.
Laqueyen, Kutſcher auch man hin und wieder ſah,
Caroſſen groſſer Herrn und Frauenzimmer da,
Dantzmeiſters lieſſen ſich in Häuſern zierlich ſehen,
Vor der Gebackes-Hüt die kleine Kinder ſtehen.
Zuletzt Marx Lucas Freund, die Fechter ſahen wir
Im Krachbein wunderſam ſich klopffen für und für.
Es iſt zu zehlen nicht, was wir für Leuth geſehen,
Auch manche ſchöne Dam in die Comödi gehen.
Viel Juden ſahen wir in Läden groß und klein,
Herr, was habt ihr zu handln, was wolt ihr kauffen ein.

Gumbrecht zum Flederwiſch, der lieff als wär er toll,
Es holgt von Jung und Altn faſt alle Gaſſen voll,
Die Beutelſchneider ſelbſt, die blieben auch nicht aus,
Die Dieb und Schelmen ſich auch machten aus dem Hauß,
Theils waren franco frey, die konten ſich ergetzen,
Theils ſah man führen hin betrübt in Thurn zu ſetzen.

Man fand von aller Art der groß und kleinen Leuten
Von Ehr und gegen Ehr vor niemand ſich nicht ſcheuten,
Geſcheide kluge Leut und dann viel Narren auch,
Ein gantz Holopotrie, wie ſolcher Meſſe Brauch.
Theils ſahen ſauer aus, theils freundlich ſich erzeigten,
Theils rufften überlaut, theils gantz beſcheiden ſchweigten.
Wir lachten unſer ſelbſt, da wir dieſes betracht
Ein ander wünſchten drauff ein freundlich gute Nacht.

Juden- und Chriſtenſchwänke.

1. Die Bartſchuld.

Ein Edelmann war einem Juden 500 Thaler ſchuldig, konnt's aber nit bezahlen. Der Jude drangſalirte ihn, wo er ihn traf; aber der Edelmann war kein Schelm, der mehr gibt als er hat. Da ſaß er nun einmal in einer Barbierſtube in Frankfurt am Main und ließ ſich raſiren, als der Jude auch hereinkam und dem eingeſeiften Schuldner hart zuſetzte wegen der Bezahlung. Der Edelmann, deſſen eine Barthälfte ſo eben wegraſirt war, ſagte: „Wilt du wol warten mit der Zahlung, bis die andere Hälfte

meines Bartes auch abgenommen ist?" — Das versprach der Jude gern und betheuerte es mit einem Eide; worauf hin aber der Edelmann dem Barbier befahl, ihm die andere Barthälfte stehen zu lassen. Und so verblieb er die ganze Zeit seines Lebens Schuldner des Juden, der ihm diesen Zahlungsaufschub selbst verwilligt hatte.

2. Der getäuschte Roßtäuscher.

Ein durchtriebener Gast kam in ein vornehmes Wirthshaus und bestellte eine gute Mahlzeit mit dem Bemerken, es kämen etliche Kutschen voll Leuten hinter ihm — seine Herrschaft, die ihn vorausgeschickt. Der Wirth glaubte ihm und richtete stattlich zu. Wie aber Niemand kam, stellte sich der Gast, als verwundere er sich höchlichst darüber, und verlangte unterdessen Etwas für den Hunger. Der Wirth trug ihm wohl auf, und der Gast ließ sich's wohl schmecken.

Nach der Mahlzeit sprach der schlaue Geselle: „Kann mir der Herr Wirth nicht ein Pferd schaffen? Ich will hinausreiten und sehen, wo meine Herrschaft bleibt! Es muß ihr gewiß ein Unglück begegnet sein!" — Der Wirth antwortete: „Ich habe zwei Pferde in meinem Stalle; wenn es dem Herrn beliebt, so steht ihm eines zu Diensten!" — Jener nahm es an, ließ satteln und ritt zum Thore hinaus.

Als er nun ein paar Meilen von der Stadt weg war, begegnete ihm ein Jude, ein Roßtäuscher, der auf einem hagern Klepper ritt. Das schöne Pferd des Roßdiebs stach dem Juden in die Augen, er ritt hinzu und fragte, ob es nicht feil sei. Der Andere bejahte und ward mit dem Juden eins, daß dieser ihm 50 Thaler und seinen Klepper dafür gab. Der Jude probirte nun sein neugekauftes Pferd und es gefiel ihm so wohl, daß er wünschte, noch ein solches zu haben. Der Verkäufer wies ihn darauf in die Stadt und zwar in das

Wirthshaus, darinnen er ſo gut und billig gegeſſen; dort ſei noch ein ſolches Pferd zu finden. Beide ritten nun von einander; der Roßdieb, lachend über den gelungenen Betrug — der Roßtäuſcher, lachend über den guten Handel.

Als nun der Jude in das ihm bezeichnete Wirthshaus kam, fragte er ſogleich am Eingange den Wirth, ob er ein ſolches Pferd hätte. Der Wirth bejahete und hieß den Juden mit ſeinem Pferd zu jenem in den Stall kommen. Da ſie aber wieder heraus gingen, ſchloß der Wirth den Stall zu und ſprach: „Gott ſei Dank, mein Pferd hab' ich wieder! Seht nun, wo Ihr das Eurige wieder bekommt!" — Da ſah der Jude, daß er betrogen war.

3. Theures Salz.

Mehrere Kaufleute kamen auf die Frankfurter Meſſe, kehrten in einem Wirthshaus ein, und ließen ſich die Mahlzeit wohlſchmecken. Der Wirth aber hatte aus Verſehen kein Salz auf den Tiſch geſtellt, und deßhalb wollten die Kaufleute, nach altem Gebrauch, Nichts bezahlen, als ſie fortgingen. Der Wirth ließ es auch geſchehen und war noch beſonders höflich dabei, indem er ihnen ſein Gaſthaus für die Zukunft empfahl. Wirklich kehrten dieſelben Kaufleute ſpäter wieder in demſelben Wirthshaus ein; der Wirth aber ſtellte bei der Mahlzeit nun jedem von ihnen ein abſonderlich Salzfaß vor, und jeder der Eſſer mußte einen Thaler bezahlen — viel Geld für ein Mittageſſen im 17. Jahrhundert.

4. Lehrgeld.

Ein Frankfurter Jude fragte kurz vor der Oſtermeſſe 1715 einen Kaufmann, ob dieſer nicht wiſſe, ob junge angehende Kaufleute, ſo noch nie hier geweſen, auf die bevorſtehende Meſſe kämen — er wolle dieſelben „Lehrgeld" geben laſſen. Und er erfuhr, daß von Verviers einige kämen, die mit wollenen Tüchern handelten.

Des Juden Frau ging nun mit einer andern Jüdin köſtlich geputzt in die Meſſe und in des „wollenen Tuchhändlers" Laden; ſie ſuchten eine gute Parthie Tücher aus, konnten aber — „mit Fleiß" — über den Preis nicht einig werden und gaben daher vor, zu andern Kaufleuten zu gehen, die billigere Waare hätten. Indeſſen kommt der Ehemann der Judenfrau in den Laden und hat einen diamantenen Ring von 500 Thaler am Finger, überreicht ihn ſeiner Frau und bittet dieſe, die Kleinigkeit für diesmal zur Meſſe freundlichſt anzunehmen. Der Kaufmann machte große Augen und dachte: „die Frau iſt ſo koſtbar gekleidet — der Mann ſchenkt ihr einen ſo koſtbaren Ring: — das müſſen ſehr reiche Juden ſein!" — Indeſſen ſagte die Frau zu ihrem Manne, mit dem Herrn ſei Nichts zu handeln; er fordere zu viel. Darauf ſtellten ſie ſich, als wollten ſie weiter gehen. Der Kaufmann bat ſie, zu bleiben, er wolle, der Kundſchaft wegen, thun, was möglich. Sie wurden nun um eine anſehnliche Parthie Tücher einig, und der Kaufmann ging darauf ein, daß der Jude den dritten Theil des Preiſes ſogleich bezahle, den Reſt aber in weiteren Terminen. Die Käufer ſchleppten nun die Waare fort; den Reſt des Preiſes aber hat der Kaufmann nimmer bekommen; denn der Jude fallirte.

5. Die Weinfäſſer.

Zwei Juden führten auf dem Marktſchiff drei Fäſſer mit Wein von Mainz nach Frankfurt. Weil ſie aber den Chriſten, von denen das Schiff voll war, nicht trauten und dachten, dieſe möchten davon trinken, legten ſie die Fäſſer nicht unten in's Schiff, ſondern oben auf's Verdeck. Die Chriſten aber bohrten unten im Schiff Löcher durch die Bretter und ſodann auch Löcher in die Fäſſer. Von dem herunterlaufenden Wein trank nun, wer wollte; ſodann füllten ſie alle Krüge, Flaſchen, Schalen, Keſſel

und Töpfe damit. Endlich landete das Schiff und jeder Weintrinker ging ſchweigſam taumelnd ſeinen Weg. Die jüdiſchen Weinreiſenden aber holten Arbeitsleute herbei, die da helfen ſollten, die Fäſſer fortzubringen. Indem dieſe nun die vermeintlich vollen, in Wirklichkeit aber leeren Fäſſer mit rechter Rieſenkraft anfaſſen und aufheben wollten, purzelten etliche der Laſtträger in's Waſſer. Die Juden aber, die in ängſtlicher Hut bei ihren Fäſſern geſeſſen hatten, merkten nun, daß ſie wohl Weinfäſſer bewacht hatten, aber leere.

So geht es in der Welt: der Eine hat das Faß, der Andre hat den Wein. Womit hältſt du's?

6. Die drei Ringe.

Vor Zeiten mußten die Juden beſondere Abzeichen in der Kleidung tragen, woran ſie zu erkennen waren. In Frankfurt am Main und vielen andern Orten Deutſchlands war es üblich, daß die Judenweiber blaugeſtreifte Schleier trugen, die Männer aber gelbe thalergroße Ringel auf dem Rock oder Mantel. Dieſer Gebrauch dauerte bis ungefähr zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Nun hatte einmal an eines katholiſchen Fürſten Tafel ein Mönch mit einer ſpitzigen Religionsfrage über „die dreyerley Vaterunſer" eines jungen reformirten Fürſten Hofmeiſter angegriffen. Um ſich zu rächen, legte der Hofmeiſter dem Mönche die Gegenfrage vor: „Woran kann man dreierlei Juden erkennen?" — Der Mönch beſann ſich lange, mußte aber endlich bekennen, daß er nur von einerlei Juden wiſſe. Da bekam er, unter großem Gelächter aller Gäſte, die ſtachlichte Gegenantwort, daß es gewißlich dreierlei Juden gebe und an gewiſſen Zeichen zu unterſcheiden ſeien.

„Die erſten trügen ihre Ringe an den Röcken; dies ſeien die ungetauften Juden, die ihrer Art und Natur nach die Leute be-

trögen. Die andern hätten die Ringe an den Fingern; dies seien diejenigen Kaufleute, die durch Ueberforderung den Leuten das Geld aus dem Beutel zögen. Die dritten aber, das seien die allerärgsten und trügen die Ringe auf den Köpfen; dies seien die Mönche, so die Leute mit ihren Fabeleien nicht allein um's Geld, sondern auch um die Seele brächten."

7. Josuas Ochsenritt.

In Schudt's Jüdischen Merkwürdigkeiten (aus denen diese Geschichtchen entnommen) *) ist allen Ernstes der Vorschlag gemacht, daß die Juden zu leichterer Erkennung und zu ihrer weiteren Beschimpfung „an statt der Pferde, auf Ochsen oder Kühen reiten solten." Sodann folgt ein Geschichtchen aus dem hebräischen Büchlein Ben Sira.

„Der König Nebucadnezar sprach zu Ben Sira: Warumb hat der Ochs keine Hahre auf der Nasen? — dem er antwortete: Als Israel und Josua umb Jericho solten herumbgehen, daß sie fallen möchte, so war Josua gar fett; man führte zu ihm ein Pferd, einen Esel, einen Maulesel, darauf zu reiten, aber sie sind alle drey, weil Josua zu schwer war, umbgefallen und unter ihm gestorben; da führte man zu ihm einen Ochsen, der trug ihn; da Josua das sahe, küste er zur Danckbarkeit ihn auf seine Nase; deßwegen hat der Ochs keine Hahr auf der Nase.

---

*) Mit Absicht sind hier nur solche Geschichten mitgetheilt, aus denen wohl auch der Geist der Zeit durchleuchtet, deren Kuriosität aber mehr harmloser Natur ist. Von allen sonstigen „ahnungsvollen Dingen" und „alten Mährchen" (Göthe, Dichtung und Wahrheit, I. Theil, 4. Buch), von den Grausamkeiten, Verspottungen, Lästerungen u. s. w. u. s. w., schien es besser, zu schweigen.

Muß wohl ein kräftiger Kuß geweſen ſein, der nicht nur jenem Ochſen, worauff der Joſua geritten, die Hahr von der Naſe weggeküſſet, ſondern auch ſolche kräftige Würckung, vielleicht durch eine geheime Sympathie mit dieſem, bey allen andern Ochſen gehabt, daß ihre Naſe ohne Hahr blieben.

Welcher frommer Jude wolte nun nicht gern dieſem groſſen Helden Joſua auff einem Ochſen nachreiten, ja ihn nicht dazu, nach Joſua Exempel, auff die Naſe, oder wohin er wolte, küſſen? Sie ſolten lieber auf Ochſen, als, wie ſonſt die Cardinäle und groſſe Herren in Italien und Spanien thun, auff Eſeln oder Mauleſeln reiten." —

8. Doktor Eſel.

Nicht zunächſt frankfurtiſch, aber hübſch und lehrreich iſt folgender Schwank.

„Weil das Magiſter, Licentiat und Doktor machen heute gar zu gemein wird, und ſehr viel Blinde mit unterſchleichen, haben ſolche ärgerliche Gewonheit die Frantzoſen im Jahr 1649 am Faſtel-Abend männiglich vorſtellen und einen vollſtändigen mannbahren Eſel öffentlich zum Doktor ausruffen wollen. Dieß Thier ward auff einem ſchönen mit ſechs andern Eſeln beſpannten Wagen geführt. Vor ihm war ein Pult, auff dem lag ein groſſer Foliant, den Langohr mit zimlichen Brill-Augen ſteiff anſahe. Zur Rechten ſaß Plato, zur Lincken Ariſtoteles in ihrem alt-philoſophiſchen Habit. Und begleiteten ihn, ohne die Reuterey, wohl 2000 zu Fuſſe. Endlich ward er auff einem erhabenen Ort, in Gegenwart aller vornehmen Herrn, mit gewöhnlichem Pomp und Zierrath, zum Doktor erkläret, dabei ſich eine ſchöne Muſik hören ließ."

Die Stadt Bourges in Frankreich ſoll einen Eſel auf einem Katheder in ihrem Wappen führen. „Dahero wann einer zu Ehren befördert wird, der nichts gelernet, ſagt man im Sprüchwort, er führe das Wapen der Stadt Bourges.“

Erſtes Buch Moſis und Pſalmen.

1.

Am 16. Juli 1679 fing ein Frankfurter Pfarrer an, über das erſte Buch Moſis Predigten zu halten zur kirchlichen Erbauung der evangeliſchen Chriſtenheit. Er hatte wohl im Sinn, die ganze Bibel von Anfang bis Ende auf dieſe Weiſe ſeiner heilsbegierigen Gemeinde auszulegen.

Er kam aber nicht weit damit; denn der Tod trat zu ihm und ſprach: „Lieber Freund, ſo gut du es auch meinen magſt — mir dauert die Sache zu lang! Du haſt genug gepredigt!“ —

Aber der Pfarrer hatte ſich ſchon vorgeſehen und hatte ſeinem Nachfolger im Amte auf die Seele gebunden, da weiter zu predigen, wo er ſtehen geblieben.

Und der that es auch — mußte aber auch ſterben, als er noch lange nicht am Ende des Anfangs der Bibel war.

Aber auch deſſen Nachfolger predigte da weiter, wo Jener aufgehört hatte. Und ſo gingen 25 Jahre hin.

Am 16. Juli 1704 war der dritte Pfarrer zu Ende gekommen, nicht allenfalls mit der ganzen Bibel, nein, nur mit dem erſten Buch Moſis, worüber mehr als 600 Predigten gehalten worden waren.

Die Nachfolger dieſer drei ehrwürdigen Pfarrherren ſind ihnen aber nicht nachgefolgt im Weiterpredigen, ſondern gingen ihre eigenen Wege.

Seitdem ſollen nun jene Drei von Zeit zu Zeit erſcheinen und ihre noch im Frankfurter Erdenthal wallenden Amtsbrüder auffordern, weiter zu predigen am zweiten Buche Moſis.

2.

Anno 1636 fing ein anderer Frankfurter Pfarrer Predigten über die Pſalmen an, die bei ſeinem Tode ebenfalls jener obgenannte dritte Pfarrer fortſetzte und beſchloß am 4. Sept. 1711. Demnach dauerten dieſe Pſalmenpredigten 75 Jahre — ſchreibe fünfundſiebenzig Jahre.

Der letzte dieſer beiden Pſalmenprediger dachte nun: diejenigen, die die Predigten über den erſten Pſalm gehört haben, leben doch nicht mehr, und über die Pſalmen kann man nie zu viel predigen — fing demnach ſogleich am 18. Sept. 1711 „die Pſalmen wiederumb an von neuem zu erclären.“

„Wahrlich! So iſt's! Es iſt wirklich ſo! Man hat mir's geſchrieben!“

Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.“

Des Spritzenmeiſters Tod.

Im Jahr 1719 war in Frankfurt am Main der große Chriſtenbrand. Man nennt dieſe gräßliche Feuersbrunſt nur deßhalb ſo, weil eine frühere (1711) den Namen Judenbrand erhalten hatte.

Ueber 400 Häuſer brannten ab und viele Menſchenleben gingen zu Grunde.

Aus allen umliegenden Orten waren Helfer gekommen, auch von Hanau.

Als nun der Hanauer Spritzenmeiſter ſich ſtark abgearbeitet hatte und mit ſeiner Spritze eben an der Bornheimer Pforte ſtand, da fing er an zu fluchen und ſchrie: „Bier her! Bier her! Ich will löſchen!“ —

Aber in demſelben Augenblicke fiel von dem Thürmlein der Bornheimer Pforte der glühende Glockenſchwengel herunter und ſchlug ihn todt.

Sein Kamerad, der dicht bei ihm ſtand, aber nicht geflucht hatte, ward wohl auch verwundet, kam aber mit dem Leben davon.

Die Nachricht.

Ein jedes Städtchen
Hat jetzt ſein Blättchen —

ſein Wochenblättchen nämlich, worin allerhand öffentliche Bekanntmachungen vorkommen und das von gewöhnlichen Leuten oft mehr ſtudirt wird, als alle andern Zeitungen und die beſten Bücher.

Vor Zeiten aber war das nicht ſo; und was da öffentlich bekannt gemacht werden ſollte, wurde, wie es noch jetzt in Dörfern geſchieht, an die Kirchthüren, an's Rathhaus, auch wohl an die Stadtthore angeſchlagen, auf den Straßen oder auch wohl von der Kanzel herunter verkündigt.

So geſchah's denn auch in der freien Reichsſtadt Frankfurt am Main.

Nun hatte aber auch einmal eine Magd ein Halstuch verloren, und der Pfarrer forderte in der Kirche nach der Predigt den „ehrlichen" Finder auf, es zurückzugeben, fügte aber ärgerlich derb hinzu:

„Man ſoll es der Schlamp' wiedergeben; ſie mag aber ein andermal beſſer Acht haben!" —

Obwohl dergleichen „patriarchaliſche" Ausdrücke damals eben nicht ſelten von der Kanzel ertönten, ſo „wurmte" es denn doch Vielen, die da dachten, auch einmal zu einem ſolchen öffentlichen Ehrentitel gelangen zu können.

Damit es nun nicht dahin komme, gründete ein Frankfurter Buchdrucker am 1. Jan. 1722 die „Wochentliche Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten von allerhand in- und auſſerhalb der Stadt zu kauffen und zu verkauffen, zu verleyhen und lehnen ſeyenden, auch verlohren, gefundenen und geſtohlenen Sachen u. ſ. w." —

Da ward denn Nichts mehr dergleichen von der Kanzel herunter verkündigt, ſondern wurde in „das Blättchen" gerückt, das immer noch erſcheint, alſo ſchon lange ſein hundertjähriges Jubiläum gefeiert hat.

Und an alledem war jenes unſchuldige Halstuch Schuld.

Seit 1807 heißt das Blatt „Intelligenzblatt"; man nennt's aber im Volkston immer noch „die Nachricht".

Wahrhafftigkeit der Weibs-Leuth. *)

Weiters Erasmus lobet sehr
Die Stadt Urfell, weil ihm daher
Ein Weib, so wohl gezogen ist,
Zur Ehe gegeben worden ist.
Dies ist der Urßler Weibs-Leuth Ruhm,
Kaum findest solche um und um;
Der Mann in Wahrheit ist ernährt,
Wem Gott daraus ein Weib beschehrt.
Dann diesen Weibs-Leuth angebohrn,
Daß sie die Zeit halten verlohrn,
Da sie nicht hätten Tag und Nacht
Ihr'm stücklein Brod stets nachgedacht;
Nahrhafftigkeit wahrhafftig ist
Ihn angeleg'n zu aller Frist;
Sommer und Winter gilt ihn gleich,
Nicht zärtlich seynd sie, auch nicht weich:
Im Schnee und Regen gehn sie fort
Früh, spath, sie handlen hier und dort,
Daß sie als ehrlich Leuth passirn
Sich lassen keine Müh verirn;
Nach Franckfurt sie stets marchandirn,
Sie tragen Nüß, Aepfel und Birn,

*) Aus: „Nova Facies, das ist: Neues Auffsehen der in Königsteiner Graff- und Herrschafft gelegenen Stadt Ober-Ursel, worinn sich selbige von zweyen Seculis her, absonderlich vom 1537sten biß auff dieses gegenwärtige 1724ste Jahr darstellet. Gedruckt in diesem Jahr." —

Wachholder und den weiſen Sandt.
Es iſt genug im Land bekandt,
Daß nichts ſo gering zur Nahrung dient,
Das dieſen Leuth kein Vortheil bringt:
Sie nähren ſich in ſaurem Schweiß,
Das macht ihr ohnermüdter Fleiß.
Jedoch ſeynds luſtig und fröhlig,
Die Urßler Arth iſt glückſeelig.

Der Hochzeitsgaſt.

Ein Graf von Falkenſtein reiſte im Jahr 1781 nach den Niederlanden und kam durch Frankfurt am Main. Nicht weit hinter der Stadt ließ er den Wagen vor einem Wirthshauſe halten, in welchem es gar luſtig herging. Er ſtieg aus, ging ganz allein in das Haus hinein und fragte den Wirth, was für eine Luſtbarkeit in ſeinem Hauſe ſtatt habe. Der Wirth antwortete: „Wir feiern ein Hochzeitsfeſt!“ — In liebenswürdiger Weiſe fragte darauf der Graf: „Kann ich wohl Antheil an dieſem Vergnügen nehmen?“ — Der Wirth ging in das Zimmer, um von der Geſellſchaft die Erlaubniß zu erhalten, welche auch bewilligt ward.

Als der Graf in das Zimmer trat, ſtanden Alle höflich auf, das Brautpaar ward ihm vorgeſtellt und in leutſeligſter Weiſe von ihm empfangen. Er trank auf die Geſundheit der jungen Eheleute und Alle waren entzückt über die Freundlichkeit des vornehmen Herrn.

Nach kurzer Zeit aber nahm er wieder Abſchied, ſtieg in ſeinen Reiſewagen und fuhr ab.

Die luſtige Hochzeitsgeſellſchaft vergnügte ſich weiter. Da hob Einer die Weinflaſche, die vor dem Grafen geſtanden, auf, um einzuſchenken, und ſah unter derſelben ein Papier liegen. Als dieſes genauer betrachtet wurde, war es eine Anweiſung von 600 Gulden, die bei Vorweiſung des Scheins den jungen Eheleuten ſogleich von einem Frankfurter Handelshaus auszubezahlen waren. Unterſchrieben aber war der Schein: Joſeph II. Er war es, der, unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein reiſend, der Hochzeit beigewohnt hatte.

„Ich denk' ſo manchmal hin und her:
's gibt doch kein'n Kaiſer Joſeph mehr;
Wenn Einem der in's Auge ſah,
Das war, mein Seel', ein Gloria!" —

Cüſtine's Leibwache.

Im Jahr 1792 brach der erſte franzöſiſche Revolutionskrieg aus, und der franzöſiſche General brach ein in Deutſchland und eroberte ohne Weiteres Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt am Main, als gehörte es dazu — zu Frankreich nämlich.

In Frankfurt ſchlug Cüſtine ſein Quartier auf im „rothen Haus" auf der Zeil. Die Frankfurter Bürger umlagerten ängſtlich dieſes Haus und blickten bang an ihm hinauf; denn ſie befürchteten jeden Augenblick, daß der General das Zeichen zum Plündern geben werde.

Dicht an dem Thore des Gaſthofs ſtanden fortwährend ungefähr vierzig junge ſtarke Metzger, ihr Schlachtmeſſer an der Seite, und neben jedem ſeine rieſenhafte, löwenartige Dogge.

Ritt nun Cüſtine mit ſeinen Offizieren aus, ſo zog ihm die

Metzgerschaar mit den Doggen nach, Schritt vor Schritt, bis wieder zurück vor's rothe Haus, an dessen Thor sie stehen blieben. So ging es von Morgens bis Abends. Und da die Metzger sich Nichts verlauten ließen, so wußte man lange nicht, was ihre Absicht war.

Erst als Cüstine und der Frankfurter Magistrat sich verständigt hatten, zogen die Metzger mit ihren Hunden nach Haus und standen ferner nicht mehr Leibwache.

Als man sie später fragte, da Cüstine schon längst das Feld geräumt hatte, weßhalb sie also gethan, sagten sie:

„Sobald der General das Zeichen zum Plündern gegeben hätte, hätten wir unsere Doggen auf ihn und seine Offiziere gehetzt! Der wäre nicht davon gekommen! Wir vielleicht auch nicht! Aber plündern hätten wir die Stadt nicht lassen!" —

Ob Cüstine wohl geahnt, welche liebenswürdig schreckliche Leibwache er in Frankfurt gehabt?

Cüstine's Prophezeihung.

Prophezeihen ist leicht; ob's aber eintrifft, das ist die Frage.

Im Juli 1792 wurde Kaiser Franz II. in Frankfurt a. M. gekrönt. Im Oktober sah es anders aus. Da spielten die französischen Truppen die Herren, räuberisch übermüthig.

General Cüstine geberdete sich denn auch, als wenn Alles selbstverständlich sein gehöre, seinem Herrn, der großen Nation.

Nun war's noch lange hin, bis man schrieb: 1806 — und kein Mensch konnte im Jahre 1792 wissen, ob in einem Jahrzehend Deutschland zu Frankreich gehören werde, oder Frankreich zu

Deutſchland; — denn ſo was ſteht allein in Gottes Hand, der es auch allein vorher weiß.

Aber prophezeihen kann man doch.

Herr Cüſtine ſtolzirte mit Gefolge an der Frankfurter Hauptwache dahin; und der Platz war angefüllt mit einer großen Menſchenmenge, die die Neugierde trieb, den Helden des Tages zu ſehen.

Da wandte ſich der Herr General plötzlich um, lächelte höhniſch und frug: „Ihr Leute, habt ihr denn auch den Kaiſer geſehen?“ —

Und einige Stimmen antworteten: „Ja!“ —

„Nun, ihr werdet keinen mehr ſehen!“ ſprach Cüſtine und ſtolzirte weiter.

In Mainz ſoll er dieſelbe Frage gethan haben.

Und ſeine übermüthige Rede ſollte Wahrheit werden.

Die letzte Kaiſerniſche.

1.

„Es ward da mancher Kaiſer gekrönt mit Karols Kron'
Und feierlich geſetzet auf goldgeſtickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es ſtrömte der Fülle Horn,
Es ſchöpfte jeder Arme Wein ſich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiſer der Erzſchenk' den Pokal.
Mit Kaiſerbildern wurden bedeckt alle Wänd' im Saal.“

Kopiſch.

Frankfurt am Main, ſchon längſt die deutſche Kaiſerwahlſtadt, ward im Jahre 1562 auch die deutſche Kaiſerkrönungsſtadt. War auch die Wahl wichtiger für das Schickſal des Reichs, ſo war doch die Krönung (früher meiſt in Aachen gehalten) luſtiger und trat lebendig anſchaulich dem Volke näher.

Die Krönung des drittletzten deutschen Kaisers (Joseph II.) hat ein gleichzeitiger Frankfurter Bürgerssohn beschrieben *), der berühmter geworden ist, als mancher deutsche Kaiser; die erste Kaiserkrönung, die zu Frankfurt stattfand, war diejenige Kaiser Maximilian II. im November 1562, und die dabei vorkommenden Ergötzlichkeiten beschreibt ein Augenzeuge in Kürze folgendermaßen:

„Im Römer hat der Kaiser Bankett gehalten. Drei Hatschiere warfen Gold und Silber aus. Aus einem schwarzen zweiköpftigen Adler springt rother und weißer Wein; der Wein ist Preiß worden. Neben dem Bronnen hinten ist eine Kuch von Breddern gemacht gewest, darin hat man einen Ochsen gebraten, der ist mit allerlei Wildpret und Vögeln gefüllt gewest, den hat man auch Preiß gegeben; und ist ein Haufen Haser vor den Römer geschütt gewesen, darin ist der Sax gerennt und mit einem silbern maß einmal geschepft, und ist auch Preiß worden. — Den andern Tag nach der Krönung ist ein Schloß von Holz gemacht uff dem Mayn mitten gebauwet gewesen; das hat man angezündt, das ist mit Schoßen gefüllt gewest; allsogleich auch das Geschütz dreimal abgeschoßen. Uff dem Roßmarkt hat man umbs Ringlein gerennt, da hat der Sax mit dem Hertzog von Jülich in Rot gekleidet, das Best gewonnen und sechs Kleynod bekommen." **)

2.

„Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum;
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniß Raum.
Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat." (K.)

Im Römer (dem Frankfurter Rathhaus) ist ein großer, alterthümlicher Saal, der Kaisersaal, an dessen hohen Fenstern sich der

*) Göthe, Dichtung und Wahrheit.
**) Kirchner's Geschichte von Frankfurt.

neugekrönte Kaiſer dem auf dem Römerberge verſammelten Volk in ſeiner Kaiſerpracht zeigte, und in dem die Majeſtäten zu ſpeiſen geruhten, bedient von Fürſten und Reichsgrafen.

An den langen Seitenwänden dieſes Saales ſind Niſchen, in Spitzbögen oben zulaufend, angebracht. Dieſe Niſchen ſind ſchon ſeit Jahrhunderten zur Aufnahme der deutſchen Kaiſerbilder benutzt worden — jedoch ohne daß man wüßte, ob ſie dazu auch gebaut worden.

In neueſter Zeit ſind die alten unſchönen Kaiſerbilder verdrängt worden durch herrliche Gemälde, auch die deutſchen Kaiſer vorſtellend, von den Karolingern bis zu Franz II.

Als die Niſchen im 15. Jahrhundert gebaut wurden, dachte man ſicher nicht daran, ob es mehr deutſche Kaiſer oder mehr Niſchen geben werde. Als ſich aber immer mehr und mehr Niſchen mit Kaiſerbildern füllten, mochte manches bedenkliche deutſche Gemüth Sorge tragen, wo denn die Kaiſer eine Unterkunft fänden, wenn die Niſchen alle beſetzt ſeien. Denn mehr Niſchen, als da waren, waren doch nicht da.

Das rückte immer weiter: Kaiſer ſtarben, Kaiſer kamen wieder, um dann auch bald in ihre Niſchen zu kommen, und wieder neuen Kaiſern Platz zu machen auf dem deutſchen Kaiſerthron.

Und endlich war denn auch wirklich nur noch eine einzige leere Niſche vorhanden, und

„Das liebe, heil'ge röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen?"

Aber das Schickſal hatte ſchon geſorgt, daß der Baumeiſter des Saals nicht zu Schanden werde.

Denn da erſtand jenſeits des Rheins auch ein Kaiſer, Napoleon genannt, ein Gegenkaiſer, der da dachte: „Tauſend Jahre ſind vor mir wie ein Tag!" —

Und er hämmerte auf das tauſendjährige deutſche Kaiſerreich

los, daß es zu zerbröckeln anfing, und der gute Kaiſer Franz geſtehen mußte: „Ich kann's nit mehr halten! Es kann auch nit länger mehr dauern: — 's iſt ja blos noch Eine Kaiſerniſch' im Römerſaal! Grad' noch ein Stübchen für mich!"

Und im Jahr 1806 legte Kaiſer Franz die deutſche Kaiſerkrone nieder, das deutſche Kaiſerreich hatte aufgehört — und am Rande des Kaiſerſaals in der letzten Niſche ſteht das Bild des letzten deutſchen Kaiſers.

Der Frankfurter Kaiſerſaal und die Inſel St. Helena, ſo wie noch manch andres Fleckchen auf dem Erdboden, können bezeugen, daß das Schickſal alle Sprachen zu reden verſteht: deutſch, franzöſiſch, engliſch, himmliſch und irdiſch — verſtändlich aber immer für den, der ſein achtet.

3.

Trotzdem, daß keine Niſche mehr für ein neues Kaiſerbild da iſt, wollten die Deutſchen dennoch einen Kaiſer wählen. Und ſie wählten auch einen im Jahre 1849.

Die Denkmünzen waren ſchon geprägt und Frankfurt träumte ſchon von den Feiertagskleidern für den Krönungstag.

Und was die Niſchen anbetrifft, ſo dachte man, das Schickſal habe ſich diesmal verrechnet. Aber bald zeigte ſich, daß es viel beſſer rechnen kann, als die 42 Millionen Deutſchen zuſammen genommen, ſämmtliche Börſenſpekulanten mit eingerechnet.

Daß trotz der Wahl der Gewählte nicht Kaiſer werden ſollte, ſoll auch vom Schickſal angedeutet worden ſein.

Denn eine dunkle Sage geht, daß, als bei der Verkündigung der Wahl alle Glocken in dieſem feierlichen Augenblicke geläutet wurden, die große Karolusglocke auf dem Pfarrthurm, die zu Ehren Karls des Großen alſo heißt, einen gewaltigen Sprung bekommen habe — und daß in der Mondſcheinnacht die Kaiſer im

Römerſaal aus ihren Niſchen hervorgetreten ſeien und in einer geſpenſtiſchen Rathsſitzung beſchloſſen hätten, keinen neuen Kaiſer mehr einzulaſſen — ſchon deßwegen nicht, weil keine leere Niſche mehr vorhanden ſei.

Und ſo iſt denn Deutſchland kaiſerlos bis auf den heutigen Tag.

Der letzte Krönungsbeutel.

Wo ſteckt der? — In der Geſellenlade des Bäckerhandwerks zu Frankfurt a. M.

Wie aber kommt er da hinein? — Es iſt bekannt, daß bei den Kaiſerkrönungen gar vielerlei Volksbeluſtigungen ſtattfanden, daß dem auf dem Römerberg verſammelten Volkshaufen Mancherlei preisgegeben wurde, Schluckbares und Schlagbares, ſo auch allemal ein Beutel voll goldner und ſilberner Krönungsmünzen, die man nicht verſchlucken konnte, die aber Anlaß gaben, daß an manchem Menſchenrücken die Eigenſchaft der Schlagbarkeit erprobt wurde. *)

Die Krönung des letzten deutſchen Kaiſers fand ſtatt am 14. Juli, 1792.

Als nun die Münzen unter die ſich darum balgende und raufende Menge ausgeſtreut waren, flog auch zuletzt der Beutel, worin ſie enthalten geweſen, durch die Luft, zwiſchen die Menſchenköpfe und gerade einem Bäckergeſellen auf die Bruſt.

Mit einem Freudenſchrei kreuzte dieſer haſtig beide Arme über Bruſt und Beutel und wollte mit ſeiner Eroberung ſich aus dem

*) „Zum Schluſſe ging es am allerlebhafteſten her, als er (der Erzſchatzmeiſter) die Beutel ſelbſt auswarf, und ein Jeder noch dieſen höchſten Preis zu erhaſchen trachtete.“ Göthe.

Staube machen. Aber das ging nicht ſo leicht. Denn der Bäckergeſelle ſtack ja mitten in dem tollen Menſchenknäuel, und ſeine Nachbarn hatten wohl bemerkt, daß er der glückliche Krönungsbeutelfinder ſei.

Und ſo entſtand denn ein grimmiger Kampf, in welchem dem Bäckergeſellen der Beutel entriſſen werden ſollte; aber der Beutelbeſitzer war ſtark und ſuchte ſeine herrliche Beute mannhaft zu behaupten.

So wälzte ſich der um den Beutel kämpfende Haufe über den Römerberg in eine andere Gaſſe, woſelbſt ein Bürger Wache ſtand. Dieſer, als ein Schützer der Ruhe und Ordnung, wußte nicht, um welchen Kampfpreis es ſich hier handle, glaubte vielleicht, mit ganz gemeinen Verbrechern und Ruheſtörern hier zu thun zu haben, ſchlug blindlings mit dem Gewehrkolben in den Menſchenknäuel und traf gerade den immer noch den Beutel beſitzenden Bäckergeſellen auf den Kopf. Schwer verwundet und bewußtlos ſank der Arme nieder und wurde ins Spital gebracht.

Den Beutel hatten ſie ihm weggeriſſen, hatten ſie ſich gegenſeitig, noch lange fortkämpfend, aus den Händen gezerrt, bis endlich die Sache ein Ende nahm und Einer die Beutelbeute davon trug.

Das ehrſame Bäckerhandwerk aber ließ es nicht dabei. Durch richterliche Entſcheidung wurde der Beutel den Bäckern zuerkannt, und da man wußte, wer ihn hatte, ſo bekamen ſie ihn auch.

Als koſtbares Beſitzthum ward er nun in der Geſellenlade aufbewahrt; bei Geſellengeboten und wenn ein Geſelle zum Meiſter gemacht wurde, legte man den Beutel auf den Deckel der aufgeſchlagenen Lade, gleich einem Heiligthume, das an den Ernſt und die Feierlichkeit des Augenblicks mahnt.

Der Bäckergeſelle ward bald wieder geſund und ward fernerhin ſcherzweiſe genannt: das Krönungsköpfchen.

Die Krönungsnacht.

Am Abend vor dem Tage der Krönung kamen in eiliger Haſt zwei Engländer in Frankfurt am Main an, die die weite Reiſe gemacht hatten, um dem Schauſpiel des morgenden Tages beizuwohnen.

Aber die Stadt war ſchon ſo erfüllt mit fremden Gäſten, daß in keinem Gaſthauſe mehr Platz war; und die andern Häuſer waren ebenfalls beſetzt, ſo daß die beiden Engländer überall abgewieſen wurden, ob ſie gleich einen hohen Preis boten nur für ein einziges Stübchen.

Es ward immer dunkler und kühler; noch hatten ſie keine Wohnung gefunden, und auf der Straße zu übernachten, dazu hatten ſie doch auch keine Luſt.

Endlich kamen ſie in ein enges Gäßchen, in dem an ſeiner Hausthür ein ehrſamer Bürger ſtand und ſeine Pfeife rauchte. Dieſem klagten ſie ihre Noth.

„Recht gern möcht' ich den Herren dienen, wenn ich könnte! Aber mein Haus iſt klein und eng! Die untern Zimmer ſind ſchon beſetzt! Ich ſelbſt hab' mich in einer Bodenkammer einquartirt — drei Stiegen hoch!" —

Nach einigem Hin- und Widerreden wurde er endlich mit den Fremden eins, ihnen ſeine eigne Schlafkammer für dieſe Nacht zu überlaſſen, und zwar um einen ſehr hohen Preis, den die Beiden aber gern bereit zu geben waren, da ſie doch mindeſtens die Nacht über unter einem Obdach weilen konnten.

Sie baten den Hausherrn, ſie recht früh wecken zu laſſen und ließen ſich von ihm hinaufführen, drei Stiegen hoch; ein Licht konnt' er ihnen jedoch nicht mitgeben, da ſeine ſämmtlichen Hausleute ſchon ſchliefen, um recht frühzeitig wach zu werden, und er ſelbſt den Weg im Dunkeln finden konnte.

In der Bodenkammer fand ſich denn das Bett, in welches die Beiden ihre müden Glieder friedlich neben einander legten, dem Hausherrn nochmals anbefahlen, ſie früh zu wecken, und dann bald entſchliefen.

Wo der Hausherr ſelbſt übernachtete, iſt unbekannt.

Nachdem die beiden Schläfer in der Bodenkammer geſchlafen, was ſich nur ſchlafen ließ, erwachten ſie endlich — es war aber noch immer Nacht; und ſie legten ſich von Neuem zum Schlafe nieder — und ſchliefen abermals — erwachten wieder — es war aber noch immer Nacht; und abermals legten ſie ſich nieder, den lang erſehnten Krönungsmorgen zu erwarten.

Eine unendliche Ewigkeit ſchien ihnen dieſe lange, lange Nacht zu ſein; denn ſo oft ſie auch erwachten — immer war dichte Dunkelheit um ſie her.

„Nein, die deutſchen Nächte ſind doch gar zu lang!“ rief endlich der Eine, ſtieg aus dem Bette, ſtolperte über einen Stuhl und fiel ſeiner ganzen Länge nach zu Boden. Er raffte ſich auf, tappte an der Wand hin und kam endlich an ein Fenſter, das ihm freilich ſonderbar genug vorkam, indem es faſt bis herunter auf den Boden ging und mit einem Schlüſſel in der Mitte verſehen war.

„Mächtig große Fenſter haben die Deutſchen, aber auch unverſchämt lange und finſtere Nächte!“ —

Er riß das Fenſter auf, um nach dem Morgen zu ſehen; aber er ſah weiter Nichts, als immer dieſelbe dicke Finſterniß, und zweifelte nun nicht mehr, daß es noch gar zu früh ſei und daß nur ſeine Schauſehnſucht ihn nicht ſchlafen ließe.

Er ließ das Fenſter offen, legte ſich wieder zu ſeinem Reiſegenoſſen nieder und Beide malten ſich einſtweilen all die Herrlichkeiten der Kaiſerkrönung aus, die ſie am morgenden Tag mit leibhaftigen Augen ſelbſt zu ſehen erwarteten. Immer aber hefteten

ſie ihre Blicke auf das Fenſter, um ſogleich beim erſten Morgengrauen ſich auf die Beine zu machen.

Mancher Fluch der Ungeduld ließ ſich noch in der Bodenkammer hören über die abſcheulich langen Nächte der Deutſchen — aber Tag werden wollte es durchaus nicht.

Endlich, nachdem ſie es gar nicht mehr aushalten konnten, waren ſie entſchloſſen, aufzuſtehen und ihren Wirth zu fragen, wie lange denn noch dieſe grauenhafte Nacht dauere — als dieſer ſelbſt zur Thüre herein kam, durch welche denn einige Hellung in die Kammer drang.

„Ei, ei, meine Herren, immer noch im Bett! Die Krönung iſt ſchon lange vorüber!“ —

„Was? Vorüber? Es iſt ja noch ſtockfinſtere Nacht!“ —

„Ja, hier wohl, aber draußen nicht! Es iſt ja heller Nachmittag! Hat meine Magd die Herren denn nicht geweckt!“ —

Die gerufene Magd erklärte nun, daß ſie das Wecken vergeſſen, im Eifer, ſelbſt die Krönung mit anzuſehen.

Und als nun die beiden Britten die Kammer genauer unterſuchten, fand ſich, daß in derſelben gar kein Fenſter war, und daß das, was der eine als ein vermeintliches Fenſter geöffnet, ein Glasſchrank war, den der Hausherr aus Mangel an Raum in die Bodenkammer geſtellt hatte.

So war ihnen denn aus dem Krönungstag eine Krönungsnacht geworden.

Mit Flüchen und Verwünſchungen verließen ſie das Haus und ſegelten hinüber nach Altengland, machten jedoch gute Miene zum böſen Spiel, um nicht auch noch zum Schaden den Spott zu tragen.

Sie erzählten Viel von den Herrlichkeiten des Frankfurter Krönungstages, ließen ſich aber kein Wort verlauten von all den Schreckniſſen der Frankfurter Krönungsnacht.

Der Türkenſchuß.

Es war einmal ein junger Florentiner, Paolo, der war in die Sclaverei nach Algier gerathen und mußte die Gärten des Deys pflegen. Nun war dorten auch eine Chriſtenſclavin, Clara Pulci, eines Seemanns Tochter, die gern befreit geſehen hätte den trauernden Paolo — und ſich mit. Deßhalb ſuchte ſie ihn heimlich zu ſprechen, erzählte ihm, daß ſie die nächſte Dienerin und Lehrerin des jungen einzigen Töchterchens des Dey's geweſen und noch ſei; daß ſie dem kleinen Türkenmädchen aber ſchon früh heimlich die Lehren der alleinſeligmachenden chriſtlichen Religion eingepflanzt habe; daß Subeida — ſo hieß die Tochter des Dey's — die ſchönſte Jungfrau von ganz Algier ſei, aber gern aus dem Türken- in das Chriſtenland entfliehen möge, um dort, fern von dem Halbmond, unterm Kreuze zu leben; daß Subeida ihm, dem Paolo, Mittel und Wege zur Flucht bereiten wolle, wenn er ſie mitnähme — und dergleichen mehr, wie es ſchon öfter dageweſen.

Paolo, den die Sehnſucht nach ſeiner Heimath hinzog, willigte natürlich ſogleich in den ganzen Plan, der ſchon am nächſten Morgen ausgeführt werden ſollte.

Nun war aber auch ein Günſtling des Dey's, Dhul Makan, der liebte Subeida, ward aber von ihr nicht wiedergeliebt, ſondern eher das Gegentheil davon; und das verdroß ihn ſehr, und er ging auf nichts Geringeres aus, als den Dey zu bitten, daß dieſer ſeine Tochter zwinge zur Heirath mit ihm.

Der Dey war ſogleich dazu bereit und befahl ſeiner Subeida, morgen den ihr verhaßten Dhul Makan zu heirathen. Die aber wollte natürlich nicht, und der Vater erzählte ihr folgende ſchöne Sage:

„Wiſſe, daß es vor hundert Jahren auch ſchon ungehorſame Töchter in dem Staate Algier gab. Da war ein Kalife, Namens Cheiri, deſſen Tochter auch die Schönſte des Reiches war, aber auch den von ihrem Vater ihr zugedachten Mann nicht nehmen wollte. Und willſt du wiſſen, was Cheiri that? — Er ließ ſeine Tochter in einen Sack binden und in's Meer werfen! Siehſt du, da draußen in das tiefe, grauſige Weltmeer!“ —

Subeida entſetzte ſich natürlich; denn ſie verſtand recht wohl die gute Lehre dieſer ſchönen Sage. Und es war alſo ein rechtes Glück, daß die Flucht mit dem jungen Florentiner ſchon feſt verabredet war, gerade als hätte Subeida ſchon vorher das ihr bevorſtehende grauſige Schickſal geahnt.

Und am früheſten Morgen ſchon befanden ſich Subeida, Clara, Paolo und einige treue Sclaven in einer leichten Barke und ſegelten luſtig über's Meer; und als ſie an der Küſte Spaniens landeten, bemerkte Paolo mit Schrecken am fernen Horizont ein Schiff mit dunklem Segel, und — wem anders konnte dieſes gehören, als ihrem Verfolger, dem grimmigen Dhul Makan.

Sie kamen jedoch glücklich nach Gibraltar — es war gerade Sonntag — ſchnell eilten ſie in die Kirche — Subeida ließ ſich ſchnell taufen und war demnach eine rechtgläubige Chriſtin.

Als Dhul Makan nach Gibraltar kam, waren Jene ſchon lange wieder fort, und man vertraute ihm heimlich, daß ſie nach Florenz entflohen ſeien, der Vaterſtadt Paolo's.

Wirklich kamen Jene auch glücklich in Florenz an, und Paolo hatte nichts Eiligeres zu thun, als Subeida zu ſeinem Vater zu führen, damit dieſer ihr und ihm ſeinen Segen gebe.

Aber Diego Lasca, der reiche Kaufherr, war nicht zu Hauſe; er war mit ſeinen Waaren auf die Meſſe gereiſt, nach Frankfurt am Main.

Folglich mußten ſie ihm nachreiſen und kamen auch bald in

die freie Reichsſtadt. Auf der Zeil, in dem Gaſthaus zur Roſe, kehrten ſie ein und es gefiel ihnen da ſehr gut. Doch alſobald eilten ſie in die Meſſe auf den Römerberg, um den Vater Paolo's zu ſuchen. Sie fanden ihn in der Römerhalle, als er gerade über ſeinen verlornen Sohn weinte.

Alle umarmten ſich natürlich, und der gute Vater willigte ſogleich in die Heirath der Beiden. Dieſe ging denn auch ſchon am andern Tag vor ſich, und in dem Gaſthaus zur Roſe ward mit großem Glanz das Hochzeitsfeſt gefeiert, das bis zum ſpäten Abend dauerte.

Wer konnte glücklicher ſein, als Paolo und ſeine junge, ſchöne Frau! — Aber man ſoll nicht zu früh jubeln; denn das Unglück ſchreitet ſchnell!

Dem Gaſthaus zur Roſe gegenüber ſtand natürlich auch ein Haus, das Eckhaus der Haſengaſſe. In dieſes hatte ſich Dhul Makan, der natürlich auch von Florenz nach Frankfurt gereiſt war, einlogirt; ſonſt wär' er ja Jenen nicht gegenüber geweſen.

Am früheſten Morgen nun ſtand Dhul Makan aus dem Bett auf, ſtellte ſich an's Fenſter und ſang — ſang ein Lied — ein Lied, das Paolo immer in der Sclaverei geſungen hatte, ſehr ſehnſüchtig ſchmerzhaft, nach bekannter Melodie — deſſen letzte Verſe lauteten:

„Wäre nicht mein Glück: Erinn'rung,
Wär' mein höchſtes Glück: Vergeſſen!“ —

Er muß eine recht ſtarke Stimme gehabt und die Nachtwächter müſſen wohl ſchon geſchlafen haben; denn ſein Lied drang über die breite Zeil bis hinter die Roſe, ja ſogar durch die verſchloſſenen Fenſter der Neuvermählten.

Als dieſe die bekannte Melodie hörten, öffneten ſie natürlich das Fenſter, und mit Schrecken zeigte die junge Frau auf das gegenüberſtehende Haus, an deſſen Fenſter Dhul Makan in reichſtem

Schmucke ſtand, eben fertig ſingen war und in der Hand ſchon die Piſtole hatte, die nur noch auf den Druck des Fingers wartete — natürlich um Jene todtzuſchießen.

Als die Neuvermählten dieſes ſahen, gingen ſie nicht vom Fenſter weg — ei, bewahre! — ſondern die junge Frau ſank angſterfüllt in die Arme des jungen Gatten — am offenen Fenſter.

Das kam dem fürchterlichen Dhul Makan gerade recht; er zielte, ſchoß, traf Beide mit einem einzigen Schuß, und Beide ſanken auch ſogleich lautlos in des Todes kalte Arme, kurzem Erdenglück entriſſen nach ſo langem, langem Harme.

Die Nachbarn eilten herzu und fragten: „Sagt, wo hat es wohl geſchoſſen?“ — Aber Keiner konnt' es ſagen.

Bald ſah man einen Fremden hohen Standes mit Mantel, Federhut und Degen aus Frankfurts Thor reiten, der an der Sachſenhäuſer Warte noch einmal zurückblickte, froh über die gelungene Rache war und ſchnurſtracks von Sachſenhauſen nach Algier eilte.

Die muntern Hochzeitsgäſte aber eilten natürlich am frühen Morgen wieder nach dem Gaſthaus zur Roſe, um auf die jungen Eheleute mit der alten Spottluſt Pfeilen zu zielen. Aber, ach, was fanden ſie da? — Zwei Leichen, die ſich noch im Tod umwanden, und neben ihnen die getreue Clara in der Ohnmacht Banden.

Zuerſt einigemale ſtummer Schreck, ſodann lautes Klagen. Clara erholt ſich, erzählt die Geſchichte von dem Lied nach bekannter Melodie, von dem Schuß, von ihrer Ohnmacht — alles Dies erzählt die Treue mit des Jammers bleichen Mienen.

Die Kunde davon ward ſchnell in der Stadt bekannt und erfüllte ſie natürlich mit Leide.

Das Haus aber, der Roſe gegenüber, am Eck der Haſengaſſe, ward ſeit dem herben Unglückstage „zum Türkenſchuß“ geheißen.

Der Beſitzer deſſelben ließ das Bild Dhul Makans mit der geſpannten Piſtole in Eichenholz aushauen und ſtellte es an die Ecke des Hauſes im erſten Stockwerk.

„Dieſe Wohnung ſank nach Jahren —
An des Neubau's Vorderſeite
Hielt, aus buntem Blech, ein Türke
Die Piſtole hin in's Weite.
Ein Palaſt entſtieg das Haus jüngſt
Reich erneut des Grundes Schooſe,
Und des Türken Standbild zielet
Finſter wieder auf die Roſe.“ —

Obgleich nun gegenwärtig jener Türke etwas abgemagert iſt — was nicht zu verwundern bei dem ausgeſtandenen Schmerz, der Aufregung und dem geſundheitswidrigen Rachedurſt, ſo wie auch bei dem ſchon ziemlich hohen Greiſenalter des Türken und bei der Anſtrengung, immerfort die Piſtole gradaus in die Luft zu halten — ſo können doch alle Türken- und Chriſtenkinder aus jenem Standbild und dieſer wunderbar ſchönen Sage erſehen, daß Nichts in der Welt ohne wohlweisliche Urſache daſteht.

Zwei Kirchweihſchüſſe.

Oberrad iſt ein Dorf, liegt ſüdlich von Frankfurt, und es läßt ſich allda recht gut leben, wenn man was zu leben hat.

Alljährlich iſt aber auch Kirchweih daſelbſt, oder, wie's die Frankfurter nennen: „Oberräder Kerb,“ und war früher eine der beſuchteſten Kirchweihen, ein luſtiger Tag, und die Frankfurter wußten ſchon, wie man's anfängt, luſtig zu ſein und wo. Zur

Oberräder Kirchweih ſtrömten ſie hinaus und ließen viel Geld dort, leerten die Beutel und füllten die Köpfe, ſo daß Mancher am andern Tag jammerte über den Geiſt des Oberräder Aepfelweins.

Die Wirthe dortſelbſt führten dabei ihr Schäfchen in's Trockne, vorausgeſetzt, daß es nicht regnete; denn ſonſt wurde Alles zu Waſſer: der vorausgebackene Kuchen, der ſchon ohnedies nicht waſſerfreie Hohenaſtheimer (Aepfelwein), die Freude und das Geld, das gelöſt zu werden gehofft ward.

Das klingt ſchon trauriger, als es Anfangs klingen zu wollen ſchien; rüſte man ſich jedoch auf Allertraurigſtes.

Vor Zeiten war auch ein Wirth in Oberrad, der war gar arg verſchuldet, und es war bei ihm bald Matthäi am letzten — will heißen: er war am längſten Wirth geweſen; denn ſeine Gläubiger wollten ihm Haus und Hof verkaufen, wenn er ſie nicht alsbald bezahle; ſintemal er ein liederlicher Geſelle ſei, der leichtſinnig Schulden gemacht und ſich in ſein Unglück hineingerannt habe.

Da vertröſtete er ſie noch bis übermorgen.

„Morgen iſt Kirchweih; da löſ' ich viel Geld; dann kann ich euch zufrieden ſtellen; habt alſo nur noch ſo lange Geduld!" —

Lang war es ſchönes Wetter geweſen, und Frankfurter und Oberräder freuten ſich auf's Kirchweihfeſt.

Aber wie verfinſterten ſich die frohen Geſichter, als am Kirchweihmorgen ſich der Himmel mit Regenwolken umlagerte und bald das Waſſer in unendlichen Strömen herabfloß vom Morgen bis zum Abend.

Regen und Hagel, Sturm und Ungewitter — all dies kam ſo reichlich und endlos, daß es Keinem einfiel, aus der Stube zu entweichen, der nicht mußte.

Da gab es viel Jammerns, und der verſchuldete Wirth hätte auch gejammert, wenn ihn ſeine Wuth und ſein Ingrimm dazu hätte kommen laſſen. Denn als er ſeine Hoffnungen ſo vernich-

tet ſah, wußte er ſeinem Aerger keinen Zügel mehr anzulegen; er riß in ſchauderhafter Haſt ſeine geladene Flinte von der Wand, eilte wuthſchnaubend hinaus und zielte gegen den dunkelwolkigen Himmel.

„Mit Blitz und Donner und Sturm willſt du mich zerſchmettern, du dort oben! So ſei auch du zerſchmettert, der du mir Alles mißgönnſt!“ —

So brüllt er in wahnſinniger Graßheit, zielt und ſchießt — und in den nächtigen Wolken verſchwindet die Kugel.

„Hu, Bruder, du biſt unſer! Hu, Bruder! Hu, hu!“ — So ſchwirrt und ſummt es ihm aus den Nebelhöhen um's Ohr, geſpenſtiſch geiſterhaft.

Er lacht laut, um den Schrecken zu übertäuben; aber ſie laſſen ihn nicht mehr los, die Racheſtimmen, ob er auch davon rennt und ſich die Ohren zuhält; immer dringt es auf ihn ein, das Höllengeziſch und Geſchwirr und Geſauſe.

Als er wieder in ſein Haus kam, war der Blitz hineingeſchlagen und ſtand in hellen Flammen; Nichts blieb ihm übrig; ſein Weib ſtarb vor Schrecken und Gram und ſein einziges Kind folgte bald nach.

So im ſchrecklichen Unglück, ohne Freund und ohne Unterſtützung, lebte er noch ein Jahr lang in einem verlaſſenen einſamen Häuschen; ſeine Geſellſchaft waren ſtets die grauenhaften Unſichtbaren, die ihn ruhelos peinigten.

Da kam das Kirchweihfeſt abermals heran. Alles jubelte, tanzte und ſang, und das herrlichſte Wetter lockte die Menſchen zu Tauſenden heran.

Einer nur, der gottvergeſſene Wirth, konnte nicht fröhlich ſein; die Freude der Andern machte ihm ſeine Pein nur noch bitterer und herber.

Da holte er ſeine einzige Habe, die ihm von damals noch ge-

blieben war, ſeine Flinte, lud ſie, und — — wollte er abermals gen Himmel ſchießen?

Es knallt; die Menſchenmenge ſtrömt herbei; ſich ſelbſt hatte der Wirth die Kugel durch den Kopf gejagt.

Ob nun die Rachegeiſter verſöhnt waren — das hat Niemand erfahren; aber auch Niemand iſt ſeinem Beiſpiele gefolgt; und wenn's auch künftig am Kirchweihtag regnete, nahm man's als eine Schickung deſſen, der ſtets weiß, was er will und wann es gut iſt.

Die drei Leyern.

Es war in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, da lebte in Artern, einem Städtchen der Grafſchaft Mansfeld,*) ein ehrſamer Hufſchmiedmeiſter, gewöhnlich nur der alte Hans genannt.

Bei dieſem ſtand einmal in der Abenddämmerung plötzlich ein vornehmer Herr in der Werkſtatt, ohne daß Hans geſehen oder gehört hätte, wie und wo er hereingekommen. Er ſah faſt aus, wie ein ſpaniſcher Edelmann, blinzte aber gar kurios mit dem Auge, als hätt' er Sand drin, und hinkte, als wär' ihm ein Ambos auf den Fuß gefallen.

„Guten Abend, Meiſter!"

„Schön Dank, Herr Unbekannt!" —

„Mein Fuß ſchmerzt mich! Ich möcht' reiten!" —

„Dazu ſcheint mir ein Pferd dienlich!" —

„Das Pferd hätt' ich ſchon; aber es iſt nicht beſchlagen!" —

---

*) Jetzt zum Regierungsbezirk Merſeburg der preuß. Provinz Sachſen gehörig.

„Dem Fehler könnt' ich abhelfen!" —

„So macht mir vier hübſche Hufeiſen!" —

„Hat's Eile?" —

„In zwei Stunden muß ich ſie haben!" —

„Das iſt nicht möglich!" —

„Auch nicht, wenn ich Euch dieſes hier gebe?" —

„Doch, doch!" rief eilig, aber ein wenig erſchreckt Hans, als ihm Jener vier Goldſtücke hinreichte, von denen jedes faſt ſo groß war, als ein Hufeiſen ſelbſt. Und indem ſie Hans in ſeinen Händen wog, ſprach er geſchäftig: „Aber ſputen muß ich mich!" —

„Wird einem ſo geſchickten Meiſter nicht ſchwer fallen!" —

„Den beſten Thüringer Stahl nehm' ich dazu!" —

„Nein, nein, mein Rößlein muß noch blankere Schuhe tragen! Die Hufeiſen müſſen von Silber ſein!" —

„Von Silber! Ihr ſcherzt, Herr! Iſt das jetzt Mode?" —

„Bei mir, ja!" —

„Aber ich hab' im ganzen Hauſe nicht ſo viel Silber, als — —"

„Als dieſes hier!" fiel der Fremde ein, zog unter ſeinem Mäntelchen eine dicke Silberſtange hervor und fuhr fort: „Nehmt! Es reicht gerade für die vier Hufeiſen!" —

Hans ſchaute zwar verwundert drein; doch nahm er das Silber — hätte gern noch Mancherlei gefragt; aber der Fremde ſprach ſchnell: „Alſo in zwei Stunden!" und war verſchwunden, ehe Hans noch recht wußte, wie ihm geſchah und woher der plötzliche ſtarke Luftzug im Schornſteine komme.

Er beſchaute nochmals bedenklich, aber doch liebäugelnd ſeine vier großen Goldſtücke und legte ſie dann auf das Fenſtergeſims; darauf begab er ſich ſchnell an die Arbeit, ſchmolz und hämmerte mit ſolcher Emſigkeit, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff

— und wirklich waren die vier ſilbernen Hufeiſen fertig, ehe noch zwei ganze Stunden verfloſſen.

Es war allmälig Nacht geworden; durch die ſchmutzigen kleinen runden Scheiben ſchien der Mond und vermiſchte auf unheimliche Weiſe ſein Licht mit dem erlöſchenden Schmiedefeuer.

Hans wartete und wartete; aber der fremde Herr kam immer noch nicht; und um nach harter Tageslaſt nicht vom Schlaf übermannt zu werden und ſich bis zur Ankunft des Fremden wach zu halten, nahm Hans aus einer Niſche in der Mauer ein altes vergilbtes Büchlein hervor, das er ſchon gar oft geleſen und das ihm doch immer wieder gefiel: „Des Erzſchwarzkünſtlers Dr. Johannes Fauſt ärgerliches Leben und ſchreckliches Ende; eine höchſt wunderbare und ſchauerliche Hiſtorie. Gedruckt in dieſem Jahr.“ —

Als er ſich nun ſo recht hineingeleſen, ſchauert' es ihn auch wirklich, beſonders wenn zuweilen noch ein Funken aus der Schmiedeeſſe in die Höhe flog und in dem dunkeln Rauchfang erloſch.

Plötzlich erloſch aber auch in einem Nu ſeine trübe Lampe, — ein Krach — ſodann ein Geklirr und Geklingel an der Eſſe, darinnen die Flamme nochmals neu aufloderte; und als Meiſter Hans erſchrocken aufſprang, um zu ſehen, woher dies geſpenſtiſche Begebniß — da trat der vornehme Herr in hinkender Eile zu ihm heran und ſprach: „Ich komm ſpät! Aber den Artner Weiberchen iſt Nichts anzuhaben! Draußen ſteht mein Rößlein! Macht Eure Sache gut, Meiſter!“ —

Von kaltem Schauer durchrieſelt, aber froh, daß die Sache ihrem Ende nahe, ſuchte Hans ſeine vier ſilbernen Hufeiſen, fand aber nur drei davon; das vierte war bei dem Krach ins Feuer gefallen und zerſchmolzen.

„Das ſoll ja gleich der Teufel holen!“ brummte Hans in den Bart.

„Wenn er's nicht ſchon geholt hat!" erwiderte der Fremde mit höhniſch grellem Lachen.

„Alle guten Geiſter!" bekreuzigte ſich Hans.

Der Fremde wandte ſich ab und ſprach: „Ich hab' große Eile, Meiſter!" —

„Soll ich Euch ein neues ſchmieden?" —

„Kann nicht länger warten! Es iſt heute der letzte April! Muß noch auf den Brocken reiten! Ein weiter Weg! Geht's nicht mit — ſo geh's ohne Hufeiſen! Laßt nur die andern drei auch vom Teufel holen!" —

„Wollt Ihr ſie denn nicht haben! Drei ſind doch beſſer, als keins!" —

„Nein, nein, die Drei iſt mir verhaßt!" —

„Aber warum denn, lieber Herr?" ſtotterte Hans, um nur Etwas zu ſagen, indem er dem Fremden vorſichtig zur Thüre nachging.

„Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil,
Allein es iſt mir mal zuwider!"

entgegnete der Fremde mit ſchief geneigtem Kopfe und flüchtig achſelzuckend, ſchwang ſich dann auf ſein ſeltſam ausſehendes Rößlein, das Hörner zu haben ſchien und aus deſſen Nüſtern Feuerſchlängelchen hervorſprühten. Und indem er nochmals dem Meiſter kurz zunickte zum Abſchiede, ſo daß die rothe Feder auf ſeinem Barett in wunderliche Schwankungen gerieth, galoppirt' er ſauſend davon, daß es Hans faſt vorkam, als ſäh' er des Satans ſchnelleſten Botſchafter durch die Lüfte dahin fliegen — bis Jener im mondbeleuchteten Tannenwalde ſpurlos verſchwand.

Meiſter Hans ging nun zuerſt an das Fenſtergeſims zu ſeinen Goldſtücken, wollte ſie anfaſſen, verbrannte ſich aber tüchtig ſeine ſchwieligen Hände; denn ſtatt Goldſtücke lagen glühende Kohlen

da, aus denen Schwefeldünſte emporſtiegen. Da nahm Hans eine Schaufel und warf ſie damit in ſein Schmiedefeuer. Er dachte ſchon, mit den Hufeiſen würd' es ihm ebenſo gehen; aber nein, die blieben, wie ſie waren; und er nahm ſie und eilte damit aus der Werkſtatt, um ſie den Seinigen zu zeigen und ihnen die Wundergeſchichte zu erzählen. Als er aber hinauf in die Stube kam, ſchliefen ſchon Alle; er wollte ſie nicht wecken, legte die Hufeiſen bei Seite und ſich ſelbſt ins Bett, nachdem er noch ein Vaterunſer mehr als gewöhnlich gebetet.

Am andern Morgen ſchlief Meiſter Hans noch feſt, als die Sonne ſchon längſt aufgegangen. Da ward er geweckt, und vor ihm ſtand ſein Sohn Georg, reiſefertig, um Abſchied zu nehmen bei ſeiner Wanderung in die Fremde. Meiſter Hans gab ihm ſeinen beſten Segen; und ſchon ſtand Georg unter der Thüre, als ihn ſein Vater nochmals zurückrief.

„Sieh', dort drüben auf dem Ofen liegen ſie ja noch, die drei verwünſchten ſilbernen Hufeiſen! Ich mag ſie nicht mehr anrühren! Nimm du ſie mit, Georg! Vielleicht helfen ſie dir einmal aus der Noth!" —

„Wo ſind ſie denn her, Vater?" —

„Nicht weit! Kann dir's nicht recht ſagen! Nimm ſie nur mit! Und wirſt du vielleicht einſt ein vornehmer Herr — ha, ha, ha — ſo kannſt du ſie dir ja in dein Wappen malen laſſen! Sieht doch hübſcher aus, als Scheer' und Bügeleiſen!" —

Hans mußte über ſeinen eigenen höchſt kurioſen Einfall alſo lachen, daß Georg kaum mehr zu Worte kommen konnte, nicht mehr weiter nach dem „Herkommen" der Hufeiſen fragte, ſondern ſie in ſein Felleiſen ſteckte und damit in die weite, weite Welt hinaus wanderte. Er reiſte lange durch Frankreich und kam auch nach groß Paris, das ſeine Leute bildet; denn er war ein Schnei-

der. Dann überschritt er wieder den Rhein, um in sein Vaterland zurückzukehren, das die allerbesten Gaben verleiht. Endlich kam er in die schöne Stadt am Main, so man Frankfurt nennt.

Hier gefiel es ihm sehr wohl und er blieb daselbst. Aus dem Schneidergesellen ward ein Schneidermeister und endlich gar ein Gastwirth. Sein Gasthaus hieß der Weidenhof*) und stand in Frankfurts Hauptstraße — Zeil genannt, weil man sie sich gräder denkt, als sie ist. Aber bis zu einem Wappen bracht' es der Gastwirth doch nicht.

Er hatte jedoch einen Sohn, der sollt' es dahin bringen; den ließ er studieren, und bald sah er in seinem Sohn einen Herrn Rath und noch mehr. Der heirathete ein vornehmes Jungfräulein und bezog ein Haus in der Straße, so man den großen Hirschgraben nennt, weil dort in früheren Zeiten eine mit Nußbäumen bepflanzte Wiese war, auf welcher Hirsche weideten, die da gehegt und gepflegt wurden für die großen Hirschessen des hohen Raths.

Da sagte Vater Georg zu seinem Sohne: „Lieber Kaspar, jetzt mach' an dein Haus auch ein Wappen! Bist ein vornehmer und gescheidter Herr — du kannst's ja! Sieh', hier sind drei Hufeisen von deinem seligen Großvater; die laß in das Wappen hauen; und du wirst sehen, daß es gut steht!" —

Die Frau Räthin Schwiegertochter sagte: „Ach ja! Das Andenken der Vorfahren muß man ehren! Die drei Hufeisen gefielen mir auch!" —

Dem Herrn Rath Kaspar aber gefielen sie gar nicht; er wollte jedoch nicht ganz gegen den Willen des Vaters handeln und versprach's.

Aber erst lange nach Vater Georgs Tode kam es dazu; der

---

*) Das jetzige Haus Mozart.

Herr Rath jedoch hatte dem Steinmetzen befohlen, keine Hufeisen, sondern drei umgekehrte gekrönte Steigbügel in das Wappen zu hauen; das passe für einen vornehmen Herrn, Ihro Kön. Kaiserl. Majestät würklichen Rath, besser. Steigbügel seien in Form und Gebrauch auch gar nicht weit entfernt von Hufeisen, hingen aber doch um ein gutes Theil höher und erinnerten zugleich durch den Namen an das Bügeleisen — und so sei des Großvaters, des Vaters und des Sohnes Wunsch genügt und in dem Einen Zeichen der Beruf und der Geschmack von allen Dreien dargethan.

Bald war denn auch oberhalb einer eisernen Schnörkelzierung, in welcher die in einander geschlungenen Buchstaben J. C. G., über der Hausthüre das Wappen mit den drei Steigbügeln angebracht. — Der Steinmetz aber ließ sich gewiß nicht träumen, daß sein bescheidenes Kunstwerk einst noch von Dichtern besungen und von der Menge angestaunt würde als ein Wahrzeichen in Frankfurts Mauern.

An demselben Tage als es fertig war, soll der Herr Rath einen feinen Cavalier aus dem schönen Lande des Weins und der Gesänge zum Besuch gehabt haben; als dieser jedoch wieder fort war, seien auch die lang aufbewahrten drei silbernen Hufeisen verschwunden gewesen.

Und es geschah, daß der Herr Rath ein Söhnlein bekam. *)

An demselben Tage nun, Mittags um die zwölfte Stunde, soll sich mit dem Wappen über der Hausthür etwas ganz Absonderliches zugetragen haben. Denn als man später wieder einmal genauer nachsah, waren keine Steigbügel darinnen, sondern drei

*) Für die, welche die Lebensgeschichte desselben genauer kennen, sei bemerkt, daß dem Erzähler dieses der spätere Umbau des Hauses im Sommer 1754 recht wohl bekannt ist.

Leyern. Zwar hieß es, der Steinmetz habe ſie damals hinein gehauen und man hab' es ſeither nur nicht bemerkt, daß es Leyern ſeien. Aber die Sage liebt ſolche Steinmetzenarbeit nicht und erzählt Dinge, die kein Auge geſehen und kein Ohr gehört.

Um jene hochmittägliche Geburtsſtunde, da die junge Frau Rath innerhalb der geheiligten Hausräume eines Knäbleins genas, das ganz ſchwarz auf die Welt kam und gar noch nicht lebendig werden wollte, geſchahen außerhalb des Hauſes Zeichen und Wunder.

Um das Hauswappen herum ſchwebte eine Geiſterſchaar: gehörnte Dick- und Dürrteufel im Kampfe mit himmliſchen Heerſchaaren; die Engel beſiegten endlich die Püſtriche, die haſtig die drei hufeiſenförmigen Steigbügel aus dem Wappen riſſen, herunterplumpten und in den Boden verſanken. Selige Knaben, in Kreisbewegung ſich nähernd, umſchwebten ſodann ſchirmend das leere Wappenſchild. Da erſchien zuerſt die mit Myrthen und Roſen geſchmückte Erato*) und fügte an die Stelle des oberſten Steigbügels eine Leyer ein; ſodann erſchien die lorbeerbekränzte Kalliope**) und fügte an die Stelle des unterſten Steigbügels eine Leyer ein; endlich erſchienen Melpomene***) mit dem Cypreſſenkranz und Thalia†) mit dem Jokusſtab gemeinſam und fügten in die Mitte jener beiden Leyern noch eine in das Wappen. Die wachehaltenden ſeligen Knaben ſtimmten ſodann im Verein mit ſeligen Mädchen, Amoretten und Genien heilige Geſänge an — bis Apollo mit den drei Erzengeln erſchien, um das Wappen weihend und ſegnend in Schutz zu nehmen.

---

*) Muſe der Liebeslieder.
**) Muſe des Epos.
***) Muſe des Trauerſpiels.
†) Muſe des Luſtſpiels.

Darauf öffnete ſich die Aetherwölbung in höchſter Höhe: im Oſten erglänzte der Olymp und im Weſten der „Himmel.“ Und während nun die um das Wappen beſchäftigt geweſenen Geiſter nach Oſten und Weſten emporſtiegen, ſahen ſich Jupiter und „der Herr“ eine Weile ernſt und ſchweigend an, als wären ſie über eine höchſt bedenkliche Sache noch nicht recht einig. Endlich aber erheiterten ſich die Züge Beider, als hätten ſie ſich verſöhnt; und Jupiter ſprach:

„Will er in meinem Himmel mit mir leben,
So oft er kommt, er ſoll ihm offen ſein!“

Und der leutſelige „Herr“ im Weſten, der keine unfruchtbaren Kriege liebt, ſprach mit ſanftem, begütigendem Tone: „Der meine auch!“ — Indem nun die Sonne nach alter Weiſe tönte, ſchloß ſich die Aetherwölbung, die ganze Erſcheinung war verſchwunden — und auf der übrigen Erde ſowohl, als auf dem großen Hirſchgraben, war nur das gewöhnliche Werktagsgetriebe zu ſehen.

Und als die Leute zufällig nach jenem Hauswappen ſahen, erblickten ſie die drei Leyern, ohne jedoch allzuviel dabei zu denken. Aber ſie waren da und ſind noch da bis auf den heutigen Tag.

Während in jenen hohen und höchſten Regionen all jene Wunder ſich begaben, war das Knäblein, das um jene Stunde in dieſem Hauſe geboren, faſt wie todt und gab kein Lebenszeichen von ſich; da wuſch man aber ſeine Herzgrube mit Wein, und plötzlich ſchlug es die Augen auf, ſo daß die Großmutter freudig erſchreckt rief: „Räthin, er lebt!“ —

Und das Knäblein lebte nicht nur, ſondern ſtrebte auch, ward ein Männlein und ein Mann und hat ſein ganzes Leben lang gar viel auf der Leyer geſpielt, ſchöner, als irgend ein Anderer. Iſt auch ein gar vornehmer Herr geworden; doch nennt man ihn gewöhnlich nur mit ſeinem ſchlichten Namen: Wolfgang Göthe. —

„Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß." (Göthe) *)

Der Irrlichtertanz.

Gleichwie der Epheu den Eichbaum, alſo umrankt die hiſtoriſche Sage die Hiſtorie ſelbſt; ja, die Uranfänge aller Hiſtorie erwachſen aus Sagen, als wären dieſe die Wurzeln des Baumes; und

---

*) „Treu anhänglich" hier noch einige Strophen:

Zu Frankfurt auf dem Graben
Der Hirſche ſteht dies Haus;
Vor hunderttauſend Knaben
Sah Einer da heraus:
Das war der Wolfgang Göthe,
Der Hunderttauſend gilt,
Und der bewährt mit Ehren
Des Hauſes Wappenſchild ꝛc.

W. Smets.

Es ſteht ein Haus zu Frankfurt am Main,
Drei Leyern ſind daran,
Und geboren ward ein Knabe drein
Und wuchs zum Jüngling heran.

— — — — — — — — — — —

Und einmal nahm er zuſammen ſie all,
Und mächtig die Welt durchbrauſt
Das Lied der Lieder im ſchönſten Hall,
Das Lied des Lebens, der Fauſt.

M. Carriere.

viele Zweige desſelben in ſpäterer Zeit, die ein höchſt geſchichtliches Anſehen haben, ſind doch nur ſagenhafte Epheuranken. Die Sage ſucht die Geſchichte oft zu ergänzen, ja, vielleicht ſelbſt manchmal zu berichtigen. Denn was nie und nirgends iſt geſchehen, iſt oft viel wahrer, als das wirklichſt Geſchehene.

Was man aber in einer Sage ſicherlich nicht ſucht, iſt eine Aufklärung über das Weſen einer Naturerſcheinung; eine ſolche Aufklärung ſoll folgende Geſchichte auch durchaus nicht ſein, aber eine ſcherzhafte Epheuranke um den zauberhaften Rieſenbaum Natur.

Wer hätte nicht ſchon von Irrlichtern oder Irrwiſchen gehört! Wer aber hat denn auch ſchon ſolche geſehen? — Da keine Antwort erfolgt, ſo ſoll ſogleich erſichtlich werden, daß es mit dem Glauben an Irrlichter ſeine vollſtändige Richtigkeit habe, daß er gar nicht ſo ganz „ohne“ — —, damit man weiß, woran man iſt

„Und nicht etwa, die Kreuz und Quer,
Irrlichtelire hin und her.“

„Heerwiſch, ho ho,
Brennſt wie Haberſtroh,
Schlag mich blitzeblo!“
Grimm (d. S.).

Im Herbſt, zur Zeit der Weinleſe ging es ſchon vor alten Zeiten luſtig zu in Frankfurt am Main — ſo wie heutigen Tags auch noch. Feuerwerk in allen Gärten, Mordſchläge in allen Gebüſchen, Raketen in allen Lüften; — und wenn ſich ſonſt die Knaben für ein in ihrem Beſitz befindlichen Gröſchelchen oder Sechſerchen Eß- oder Spielwerk kaufen — an den Herbſttagen müſſen ſogenannte Fröſche zum Abbrennen herbei oder Pulver für das Piſtölchen. So iſts jetzt, ſo war's damals.

Ruhigere Leute gehen ſpazieren und ſehen ſich die Feuerkünſte von weitem an — — — und indem ſie dort weit hinüber ins

Feld ſchauen, erblicken ſie, was ſie in ihrem Leben noch nicht geſehen: viele Irrlichter, hin- und herhüpfend, bald zuſammen kommend, bald ſich von einander entfernend und gar wunderliche Tänze auf dem dunkeln Felde aufführend. Den Leuten ſchauert's anfänglich; denn ſie denken, das bedeute nichts Gutes und mög' ein Strafzeichen ſein für den Uebermuth, mit dem die Frankfurter ihr Geld verfeuern. Aber die Neugierde treibt ſie doch endlich, zu ſehen, wie es eigentlich mit dieſen geſpenſtiſchen Irrlichtern ſei. Sobald ſie jedoch näher darauf zu kommen, erliſcht ein Irrlicht nach dem andern; manches hüpft noch einmal hoch empor und verſchwindet hinter einer Hecke; und manches ſteigt ſogar auf einen Baum hinauf und ſchimmert unheimlich durch die Zweige. Und die Leute kehren gern wieder um von dem Felde, auf dem es nicht geheuer, nach der Straße. Aber ſogleich ſtellt ſich ein Irrlicht nach dem andern wieder ein und die geheimnißvolle Irrlichterſchaar beginnt ihre Spucktänze von Neuem, tanzt endlich weiter und weiter, faſt um die halbe Stadt herum. Zuletzt werden alle neckiſchen Geiſter auch einmal müde — man ſagt dann gewöhnlich, ſie ſeien erlöſt — folglich auch die Irrlichter. Und ſo nahm denn auch dieſer Spuck ein Ende. —

Naturforſchern wird es nicht ſchwer fallen, dieſes Phänomen zu erklären, Zeichendeutern und Wundergläubigen auch nicht; den andern Leuten aber ſoll noch ins Ohr geſagt werden, welche Bewandtniß es mit dieſem Irrlichtertanz gehabt.

Eine Schaar Knaben hatte ſich in toller Jugendluſt Lichter auf die Hüte geſteckt und mit ihrem ergötzlichen Muthwillen die Leute alſo geneckt.

Willt du aber auch wiſſen, mein Söhnlein, welch groß Licht der Anführer jener Irrlichtelirer war? — Damals riefen ſie ihn Wolfgang — jetzt nennt man ihn Göthe.

Hinter der schlimmen Mauer.

Der poetische Reiz, der an manchem geheimnißvoll sagenhaften Namen aus älteren Zeiten haftet, löst sich bei genauerer Forschung und Betrachtung oft in ganz trockene Prosa auf, so daß es Einem fast leid thut, die Wahrheit erfahren zu haben und dadurch des hübschen zaubervollen Gaukelspiels, dessen die Phantasie sich erfreut, verlustig geworden zu sein. Die Alterthums- und Geschichtsforschung muß und wird ihr Recht behalten; gönnen wir es aber auch der heitern, sinnigen Sagen- und Märchendichtung.

Die jetzige „Stiftsstraße" (so genannt von der angrenzenden Senckenbergischen Stiftung) in Frankfurt a. M. hieß noch vor einigen Jahren (und wird noch häufig genannt): die Schlimmemauer oder „hinter der schlimmen Mauer". — Wem käme dieser Name nicht auffallend vor und wer dächte nicht bei diesem Namen: „dort ist es nicht ganz geheuer!" — Aber es ist eine Straße, wie andere Straßen auch, und —

„Im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert schrieb man Schlymgasse, Schlimmengaß und zuweilen Schlummergaß. Der Name rührt von einem Bewohner her, der Slymme hieß — — und weil sich neben dem Schlimmenhause (Slymmenhaus) ein langer Hof oder eine Gartenmauer befand, so entstand dadurch die Benennung: Slymmauer, später: hinter der Schlimmenmauer u. s. w." *)

---

*) Reiffenstein, im Archiv f. Frankfurts Geschichte und Kunst.

Laſſen wir uns aber dadurch nicht abhalten, nun auch dem Dichter „hinter die ſchlimme Mauer" zu folgen. Es iſt kein geringerer, als Göthe, das Frankfurter Kind, der in ſeiner Selbſtbiographie nachfolgendes „Knabenmährchen" mittheilt, das er als Knabe ſeinen Geſpielen erzählt und das er ſpäter aus dem Gedächtniß niederſchrieb.*)

Der neue Paris.

„Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingſtſonntag als ſtünde ich vor einem Spiegel und beſchäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Feſt hatten machen laſſen. Der Anzug beſtand, wie ihr wißt, in Schuhen von ſauberem Leder mit großen ſilbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, ſchwarzen Unterkleidern von Sarſche, und einem Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten. Die Weſte dazu, von Goldſtoff, war aus meines Vaters Bräutgiamsweſte geſchnitten. Ich war friſirt und gepudert, die Locken ſtanden mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsſtücke verwechſelte, und weil mir immer das erſte vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzunehmen gedachte. In dieſer großen Verlegenheit trat ein junger ſchöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs freundlichſte. Ei, ſeid mir willkommen! ſagte ich: es iſt mir ja gar lieb, daß ich euch hier ſehe. — „Kennt ihr mich denn?" verſetzte jener lächelnd. — Warum nicht? war meine gleichfalls lächelnde Antwort. Ihr ſeid Mercur, und ich habe euch oft genug abgebildet geſehen. — „Das bin ich, ſagte jener, und von den Göttern mit

*) Wahrheit und Dichtung, 1. Theil, 2. Buch.

einem wichtigen Auftrag an dich geſandt. Siehſt du dieſe drei Aepfel?" — Er reichte ſeine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die ſie kaum faſſen konnte, und die eben ſo wunderſam ſchön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte ſie für Edelſteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und ſagte: „Du mußt erſt wiſſen, daß ſie nicht für dich ſind. Du ſollſt ſie den drei ſchönſten jungen Leuten von der Stadt geben, welche ſodann, jeder nach ſeinem Looſe, Gattinnen finden ſollen, wie ſie ſolche nur wünſchen können. Nimm, und mach' deine Sachen gut!" ſagte er ſcheidend, und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; ſie ſchienen mir noch größer geworden zu ſein. Ich hielt ſie darauf in die Höhe, gegen das Licht, und fand ſie ganz durchſichtig; aber bald zogen ſie ſich aufwärts in die Länge und wurden zu drei ſchönen, ſchönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten ſie ſacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haſchen wollte, um wenigſtens eine feſtzuhalten, ſchwebten ſie ſchon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachſehen hatte. Ich ſtand ganz verwundert und verſteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu ſehen geweſen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerſpitzen ein allerliebſtes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil ſie nicht wie die andern fortflog, ſondern verweilte, und bald auf dieſe bald auf jene Fingerſpitze tanzend hin und her trat, ſo ſah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da ſie mir aber gar ſo wohl gefiel, glaubte ich ſie endlich haſchen zu können und dachte geſchickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, ſo daß ich ganz betäubt niederfiel, und aus dieſer Betäubung nicht eher

erwachte, als bis es Zeit war mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienſt wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tiſche, wo ich zu Mittag ſpeiſ'te. Nachmittags wollte ich einige Freunde beſuchen, ſowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, ſehen zu laſſen, als auch weil ich ihnen Beſuche ſchuldig war. Ich fand niemanden zu Hauſe, und da ich hörte, daß ſie in die Gärten gegangen, ſo gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen ſchlimme Mauer führt: denn es iſt dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langſam und dachte an meine drei Göttinnen, beſonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung ſie würde ſo artig ſein, wieder darauf zu balanciren. In dieſen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich, linker Hand, in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je geſehen zu haben. Es ſchien niedrig, aber der Spitzbogen darüber hätte den größten Mann hindurch gelaſſen. Bogen und Gewände waren aufs zierlichſte vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre ſelbſt aber zog erſt recht meine Aufmerkſamkeit an ſich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, ſowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beſchlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichſten Vögel ſaßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das Merkwürdigſte ſchien, kein Schlüſſelloch war zu ſehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß dieſe Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zierrathen zu befühlen, that ſie ſich hineinwärts auf, und es erſchien ein Mann, deſſen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte.

Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte ſein Kinn; daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholiſcher Chriſt ſey. — „Junger Herr, wie kommt ihr hierher, und was macht ihr da?“ ſagte er mit freundlicher Stimme und Gebärde. — Ich bewundere, verſetzte ich, die Arbeit dieſer Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals geſehen; es müßte denn ſein auf kleinen Stücken in den Kunſtſammlungen der Liebhaber. — „Es freut mich, verſetzte er darauf, daß ihr ſolche Arbeit liebt. Inwendig iſt die Pforte noch viel ſchöner: tretet herein, wenn es euch gefällt.“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein ſonſt ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen ſchien, beklemmte mich. Ich verweilte daher, unter dem Vorwande die Außenſeite noch länger zu betrachten, und blickte dabei verſtohlen in den Garten: denn ein Garten war es, der ſich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte ſah ich einen Platz; alte Linden, regelmäßig von einander abſtehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aeſten, ſo daß die zahlreichſten Geſellſchaften in der größten Tageshitze ſich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerſtand auch eigentlich nicht: denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in ſolchem Falle niemals frage müſſe, ob Gefahr vorhanden ſei. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und ſollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er ſich feindlich erweiſen wollte? Ich trat alſo ganz geſichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die ſo leiſe einſchnappte, daß ich es kaum ſpürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunſtreichere Arbeit, legte ſie mir aus, und be-

wies mir dabei ein beſonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die ſich ins Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Niſchen mit Muſcheln, Korallen und Metallſtufen künſtlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Waſſer in marmorne Becken; dazwiſchen waren Vogelhäuſer angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerſchweinchen hin und wieder liefen, und was man nur ſonſt von artigen Geſchöpfen wünſchen kann. Die Vögel riefen und ſangen uns an, wie wir vorſchritten; die Staare beſonders ſchwätzten das närriſchſte Zeug; der eine rief immer: Paris, Paris, und der andre: Narciß, Narciß, ſo deutlich als es ein Schulknabe nur ausſprechen kann. Der Alte ſchien mich immer ernſthaft anzuſehen, indem die Vögel dieſes riefen; ich that aber nicht als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit auf ihn Acht zu geben: denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieſer beſchattete Raum eigentlich ein großer Kreis ſey, der einen andern viel bedeutendern umſchließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es ſchien als wenn der Alte mich hinauslaſſen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieſes wunderbaren Gartens zu umzäunen ſchien, und das ich auf unſerm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und alſo ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, ſagte ich zu ihm, mit einer Verbeugung: Ihr ſeid ſo äußerſt gefällig gegen mich geweſen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von euch ſcheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher beſehen, das in einem ſehr weiten Kreiſe das Innere des Gartens einzuſchließen ſcheint? — „Recht gern, verſetzte jener; aber ſodann müßt ihr euch einigen Bedingungen un-

terwerfen." — Worin beſtehen ſie? fragte ich haſtig. — „Ihr müßt euren Hut und Degen hier zurücklaſſen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich euch begleite." — Herzlich gern, erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erſte beſte ſteinerne Bank. Sogleich ergriff er mit ſeiner Rechten meine Linke, hielt ſie feſt, und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte ſich meine Verwunderung in Erſtaunen: ſo etwas hatte ich nie geſehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor ſtanden unzählige Spieße und Partiſanen neben einander gereiht, die durch ihre ſeltſam verzierten oberen Enden zuſammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich ſchaute durch die Zwiſchenräume, und ſah gleich dahinter ein ſanft fließendes Waſſer, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in ſeinen klaren Tiefen ein große Anzahl von Gold- und Silberfiſchen ſehen ließ, die ſich bald ſachte bald geſchwind, bald einzeln bald zugweiſe, hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Kanal geſehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beſchaffen ſei; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenſeite das Waſſer mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar ſo künſtlicher Weiſe, daß auf einen Zwiſchenraum dieſſeits gerade ein Spieß oder eine Partiſane jenſeits paßte, und man alſo, die übrigen Zierrathen mitgerechnet, nicht hindurchſehen konnte, man mochte ſich ſtellen wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer feſthielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß, nach allem was ich geſehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — „Warum nicht? verſetzte jener; aber auf neue Bedingungen." — Als ich nach dieſen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müſſe. Ich war es ſehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen

Saal, an deſſen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die ſich ſämmtlich dem orientaliſchen Coſtum zu nähern ſchienen. Ich war geſchwind umgekleidet; er ſtreifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er ſie zu meinem Entſetzen gewaltig ausgeſtäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübſch, und gefiel mir beſſer als in meinem ſteifen Sontagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich ſie von den Tänzern auf dem Meßtheater geſehen hatte. Unter dieſem ſah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Niſche. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in ſich auf eine Weiſe verſchlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas haſtig um, und fragte den Alten nach der Niſche ſo wie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünſeidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden, durch ein zwiefach durchſchnittenes grünes Leder geſchlungen, ihr das Anſehen gaben, als ſey es ein Werkzeug zu einem eben nicht ſehr erwünſchtem Gebrauch. Die Sache ſchien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelaſſen und gütig: es ſei dieſes für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu ſchenken bereit ſei. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte ſogleich, daß ich ihm folgen ſolle; denn dießmal faßte er mich nicht an, und ſo ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke ſein möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen: denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung ſehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Geſicht; denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hel-

lebarden, Partiſanen ſich zu rütteln und zu ſchütteln, und dieſe ſeltſame Bewegung endigte damit, daß die ſämmtlichen Spitzen ſich gegen einander ſenkten, eben als wenn zwei alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren, war kaum zu ertragen, aber unendlich überraſchend der Anblick, als ſie völlig niedergelaſſen den Kreis des Canals bedeckten und die herrlichſte Brücke bildeten, die man ſich denken kann: denn nun lag das bunteſte Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verſchlungene Beete getheilt, welche zuſammen betrachtet ein Labyrinth von Zierrathen bildeten; alle mit grünen Einfaſſungen von einer niedrigen, wollig wachſenden Pflanze, die ich nie geſehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verſchiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieſer köſtliche Anblick den ich in vollem Sonnenſchein genoß, feſſelte ganz meine Augen; aber ich wußte faſt nicht, wo ich den Fuß hinſetzen ſollte: denn die ſchlängelnden Wege waren aufs reinlichſte von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel, oder einen Himmel im Waſſer, an der Erde zu bilden ſchien; und ſo ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von dieſem Beeten- und Blumen-Rund ein großer Kreis von Cypreſſen oder pappelartigen Bäumen ſtand, durch den man nicht hindurchſehen konnte, weil die unterſten Zweige aus der Erde hervorzutreiben ſchienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächſten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überraſcht! als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köſtlichen Gartengebäudes vor mir ſah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Anſichten und Eingänge zu haben ſchien. Noch mehr aber als dieſes Muſter der Baukunſt entzückte mich eine himmliſche Muſik, die aus dem

Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Cither zu hören, und bald noch etwas klimperndes, das keinem von dieſen drei Inſtrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete ſich bald nach einer leiſen Berührung des Alten; aber wie erſtaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weiſe, als wenn wir ſchon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und ſchön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelſaal, deſſen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf ſich zog und mich in Verwunderung ſetzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauſpiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, ſaßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verſchiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andere gelb, die dritte grün; die Seſſel waren vergoldet, und der Teppich ein vollkommnes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Inſtrumente, die ich draußen hatte unterſcheiden können: denn durch meine Ankunft geſtört, hatten ſie mit ſpielen inne gehalten. — „Seid uns willkommen!“ ſagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Geſicht nach der Thüre ſaß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt euch zu Alexten und hört zu, wenn ihr Liebhaber von der Muſik ſeid.“ Nun ſah ich erſt, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen ſtand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm ſie auf, ſetzte ſich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten; ſie hatte das gelbe Kleid an, und eine Cither in der Hand; und wenn jene Harfenſpielerin anſehnlich von Geſtalt, groß von Geſichtszügen, und in ihrem Betragen majeſtätiſch war, ſo konnte man der Citherſpielerin ein leicht anmuthiges, heitres Weſen an-

merken. Sie war eine ſchlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar ſchmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinſtimmung ihrer Muſik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenſpiel etwas rührendes und zugleich auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meiſten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten ſchien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden: denn ſie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigenſinnig vor, je nachdem ſie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald ſchien ſie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte ſie ſich ſtellen wie ſie wollte, ſo gewann ſie mir wenig ab: denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Ellbogen an Ellbogen ſaß, hatte mich ganz für ſich eingenommen; und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, ſo begriff ich wohl, daß ich keine Urſache hätte ſie feſtzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht der Schlag, den ſie mir im Traume verſetzt hatte, gar zu erinnerlich geweſen wäre. Sie hielt ſich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, ſo befahlen ſie ihr, einige luſtige Stückchen zum Beſten zu geben. Kaum hatte ſie einige Tanzmelodien gar aufregend abgeklimpert, ſo ſprang ſie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie ſpielte und tanzte; ich ward hingeriſſen ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu ſein ſchienen: denn ſobald wir geendigt, befahlen ſie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachteſſen herankäme. Ich hatte freilich vergeſſen, daß außer dieſem Paradieſe noch etwas anderes in der Welt wäre. Alerte führte mich ſogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte ſie zwei wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo ſie wohnte,

ſetzte ſie mir Orangen, Feigen, Pfirſchen und Trauben vor, und ich genoß ſowohl die Früchte fremder Länder, als auch die der erſt kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte ſie einen Pokal von geſchliffenem Kryſtall mit ſchäumendem Wein: doch zu trinken bedurfte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir ſpielen," ſagte ſie und führte mich in das andere Zimmer. Hier ſah es nun aus wie auf einem Chriſtmarkt; aber ſo koſtbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude geſehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthſchaften; Küchen, Wohnſtuben und Läden; und einzelne Spielſachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasſchränken herum: denn in ſolchen waren dieſe künſtlichen Arbeiten aufbewahrt. Die erſten Schränke verſchloß ſie aber bald wieder und ſagte: „Das iſt nichts für euch, ich weiß es wohl. Hier aber, ſagte ſie, könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuſer, Paläſte, Kirchen, um eine große Stadt zuſammenzuſtellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas Anderem greifen, das für euch und mich gleich vergnüglich iſt." — Sie brachte darauf einige Kaſten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geſchichtet erblickte, von dem ich ſogleich bekennen mußte, daß ich niemals ſo etwas ſchönes geſehen hatte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, ſondern nahm den einen Kaſten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen, ſagte ſie; dort ſpielt ſich's am beſten mit Soldaten: die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu ſtellen hat." Nun waren wir auf dem goldnen ſchwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Waſſer rieſeln und die Fiſche plätſchern, indem ich niederkniete meine Linien aufzuſtellen. Es war alles Reiterei, wie ich nunmehr ſah. Sie rühmte ſich, die Königin der

Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu beſitzen; ich dagegen fand den Achill und eine ſehr ſtattliche griechiſche Reiterei. Die Heere ſtanden gegen einander, und man konnte nichts ſchöneres ſehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unſrigen, ſondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinſte gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie ſie ſich im Gleichgewicht hielten: denn ſie ſtanden für ſich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun jedes mit großer Selbſtzufriedenheit unſere Heerhaufen beſchaut, als ſie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geſchütz in unſern Käſten gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit dieſen ſollten wir aus einer gewiſſen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht ſtärker geworfen werde, als nöthig ſei die Figuren umzuſtürzen: denn beſchädigt ſollte keine werden. Wechſelſeitig ging nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte ſie zu unſer beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch beſſer zielte als ſie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der Stehngebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat ſie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünſchten Erfolg. Sie ſtreckte mir eine Menge meiner beſten Truppen nieder, und je mehr ich proteſtirte, deſto eifriger warf ſie. Dieß verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, ſondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte als ein Paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke ſprangen. In ihrem Eifer bemerkte ſie es nicht gleich; aber ich ſtand verſteinert, als die zerbrochenen Figürchen ſich von ſelbſt wieder zuſammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galop von der goldnen Brücke unter die Linden ſetzten, und in Carrière

hin und wieder rennend ſich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine ſchöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als ſie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unerſetzlichen Verluſt zugefügt, der weit größer ſei, als es ſich ausſprechen laſſe. Ich aber, der ich ſchon erboſ't war, freute mich ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein Paar mir übrig gebliebene Achatkuchein blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweiſe traf ich die Königin, die bisher bei unſerm regelmäßigen Spiel ausgenommen geweſen. Sie ſprang in Stücken, und ihre nächſten Adjutanten wurden auch zerſchmettert; aber ſchnell ſtellten ſie ſich wieder her und nahmen Reißaus wie die erſten, galopirten ſehr luſtig unter den Linden herum und verloren ſich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin ſchalt und ſchimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldnen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunſch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; ſie dagegen nicht faul, ſprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf ſummte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte ſie bei den Ohren und küßte ſie zu wiederholtenmalen. Sie aber that einen ſolchen durchdringenden Schrei, der mich ſelbſt erſchreckte; ich ließ ſie fahren, und das war mein Glück: denn in dem Augenblick wußte ich nicht wie mir geſchah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu raſſeln; ich merkte geſchwind, daß ſich die Gitter wieder in Bewegung ſetzten; allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß faſſen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick geſpießt zu werden: denn die Partiſanen und Lanzen, die ſich aufrichteten, zerſchlitzten mir ſchon die Kleider; genug ich weiß nicht wie mir geſchah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken am Fuß einer Linde, wider den

mich das aufſchnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die ſich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite, etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen ſein. Daher ſprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebſt ſeinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herüber geſchnellt hatte, zerſtreut ſah, ergriff ich den Helden zuerſt und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherſtellung und ſeine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil ſich die Schadenfreude zu dem artigſten Anblick von der Welt geſellte, und ich war im Begriff die ſämmtlichen Griechen ihm nachzuſchicken, als auf einmal ziſchende Waſſer von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorſprühten, und, wo ich mich hinwendete, kreuzweiſe auf mich lospeitſchten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerſchlitzt war es ſchon, und ich ſäumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und ſo eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage ſehr angenehm, ein ſolches Strahlbad über mich ergehen zu laſſen. Ganz nackt ſchritt ich nun gravitätiſch zwiſchen dieſen willkommnen Gewäſſern einher, und ich dachte mich lange ſo wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte ſich, und ich wünſchte nichts mehr als eine Verſöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu ſchnappten die Waſſer ab, und ich ſtand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünſcht, mich wo nicht verbergen, doch wenigſtens verhüllen zu können. Die Beſchämung, der Froſtſchauer, das Beſtreben mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchſt erbärmliche Figur ſpielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größeſten Vor-

würfe zu machen. „Was hindert mich," rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und ſie, wo nicht eurem Hals, doch eurem Rücken anmeſſe! Dieſe Drohung nahm ich höchſt übel. Hütet euch vor ſolchen Gedanken: denn ſonſt ſeid ihr und eure Gebieterinnen verloren! — „Wer biſt denn du," fragte er trotzig, „daß du ſo reden darfſt?" — Ein Liebling der Götter, ſagte ich, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen ſollen, oder ob er ſie will in ihrem Zauberkloſter verſchmachten und veralten laſſen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?" fragte er erſtaunt und bedenklich. — Drei Aepfel, ſagte ich, drei Juwelen. — „Und was verlangſt du zum Lohn?" rief er aus. — Vor allen Dingen das kleine Geſchöpf, verſetzte ich, die mich in dieſen verwünſchten Zuſtand gebracht hat. — Der Alte warf ſich vor mir nieder, ohne ſich vor der noch feuchten und ſchlammigen Erde zu ſcheuen; dann ſtand er auf, ohne benetzt zu ſein, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder ſonntägig geputzt und friſirt wie vorher. Der Pförtner ſprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenſtände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verſtand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenſtände einprägen möchte, um das Pförtchen deſto gewiſſer wieder zu finden, welches ſich unverſehens hinter mir zuſchloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüberſtand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeſte uralter Nußbäume herüber, und bedeckten zum Theil das Geſims, womit ſie endigte. Die Zweige reichten bis an eine ſteinerne Tafel, deren verzierte Einfaſſung ich wohl erkennen, deren Inſchrift ich aber nicht leſen konnte. Sie ruhte auf dem Kragſtein einer Niſche, in welcher ein künſtlich gearbeiteter

Brunnen, von Schale zu Schale, Waſſer in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und ſich in die Erde verlor. Brunnen, Inſchrift, Nußbäume, alles ſtand ſenkrecht über einander; ich wollte es malen, wie ich es geſehen habe.

Nun läßt ſich wohl denken, wie ich dieſen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir dieſe Geſchichten, die ich kaum ſelbſt glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur ſchlimmen Mauer, um wenigſtens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufriſchen und das köſtliche Pförtchen zu beſchauen. Allein zu meinem größten Erſtaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber ſie ſtanden nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung und mit einer leſerlichen Inſchrift. Eine Niſche mit einem Brunnen findet ſich weit links, der aber jenem, den ich geſehen, durchaus nicht zu vergleichen iſt; ſo daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer ſei ſo gut als das erſte ein Traum geweſen: denn von dem Pförtchen findet ſich überhaupt gar keine Spur. Das einzige was mich tröſtet, iſt die Bemerkung, daß jene drei Gegenſtände ſtets den Ort zu verändern ſcheinen: denn bei wiederholtem Beſuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zuſammenrücken, und daß Tafel und Brunnen ſich ebenfalls zu nähern ſcheinen. Wahrſcheinlich, wenn alles wieder zuſammentrifft, wird auch die Pforte von neuem ſichtbar ſein, und ich werde mein mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu ſagen."

Mag man nun von der Hierhergehörigkeit dieſes Mährchens*) — aus welchem oder in welches Götheforſcher „die erſte Weihe" des Dichterkindes heraus- oder hineinſymboliſirt haben — halten, was man will; jedenfalls ſind für Entſtehung und Fortpflanzung von Volksmährchen und Volksſagen die darauf folgenden Worte Göthes von beherzigenswerther Wichtigkeit.

„Dieſes Mährchen, von deſſen Wahrheit meine Geſpielen ſich leidenſchaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beifall. Sie beſuchten, jeder allein, ohne es mir oder den Andern zu vertrauen, den angedeuteten Ort, fanden die Nußbäume, die Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt von einander: wie ſie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimniß verſchweigen mag. Hier ging aber der Streit erſt an. Der eine verſicherte: die Gegenſtände rückten nicht vom Flecke und blieben immer in gleicher Entfernung unter einander. Der zweite behauptete: ſie bewegten ſich, aber ſie entfernten ſich von einander. Mit dieſem war der dritte über den erſten Punkt der Bewegung einſtimmig, doch ſchienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen ſich vielmehr zu nähern. Der vierte wollte noch was Merkwürdigeres geſehen haben: die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen auf den entgegengeſetzten Seiten als ich angegeben. In Abſicht auf die Spur des Pförtchens variirten ſie auch. Und ſo gaben ſie mir ein frühes Beiſpiel, wie die Menſchen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widerſprechendſten Anſichten haben und behaupten können. Als ich die Fortſetzung meines Mährchens hartnäckig verweigerte, ward dieſer erſte Theil öfters wieder begehrt. Ich hütete mich, an

*) Das verkürzt, im Auszug, hier gegeben worden wäre, wenn es nicht allzumißlich, ein Göthe'ſches Produkt zu ändern und zu beſchneiden.

den Umſtänden viel zu verändern, und durch die Gleichförmigkeit meiner Erzählung verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.“ *)

---

*) Für Freunde von Kurioſitäten noch folgende Notiz. Will man, als ächter Götheſchwärmer, ſich den rechten Genuß dieſes Mährchens bereiten, ſich hineinträumen und es gleichſam lebendig vor ſich hinzaubern, ſo geht man am beſten „hinter die ſchlimme Mauer“ (d. h. in die Stiftsſtraße), faßt die alte Mauer am Senckenberg'ſchen Garten mit dem Brunnen in der weiten Niſche recht ins Auge, geht ſodann in den (botaniſchen) Garten ſelbſt hinein bis abermals zu dem Brunnen innerhalb, und, nachdem man ſich gehörig umgeſehen, leſe man dort den „neuen Paris.“ Es wird die allerbeſte Wirkung haben.

Als eigenthümliches Omen kommt auch Narziß darin vor.

Uebrigens gibt jenes Mährchen (dem noch manche Notiz anzufügen geweſen, wenn es nicht ſelbſt ſchon ſo lange wäre) einen wunderlichen Beleg zu Göthe's luſtigem Selbſtbekenntniß:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönſten hold,
Das ſpuckt ſo hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was iſt denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?“

Narziß.

Eine alte Sage erzählt von einem griechiſchen Jünglinge, Narziß, der ſo ſchön war, dabei aber auch ſo eingenommen von ſeiner Schönheit, daß er ſich in ſich ſelbſt verliebte und jegliche Liebe Anderer zu ihm verſchmähte. Einſt erblickte er ſein eignes Bild im Waſſer und ſchwand vor Sehnſucht nach ſich ſelbſt dahin. Und an der Stelle, wo dies geſchah, entſproßte die nach ihm genannte Blume, die Narziſſe. —

Auch in Frankfurt am Main gibt es eine Sage über einen Narziß, der auch in ſich ſelbſt, ſodann aber auch in ein Mädchen, eine „ſchöne Seele", verliebt war. Und auch die „ſchöne Seele" liebte ihn.

Die beiderſeitige Liebe aber erkaltete mit der Zeit, und Bräutigam und Braut mieden ſich. Die Braut merkte gar wohl, daß Narziß ſich ganz von ihr zurückziehen werde, ſprach dies auch gegen ihn aus und bat ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit, ihr es nicht zu verhehlen, wenn er eine Andere liebe; jedoch wünſche ſie, es von ihm ſelbſt zu hören und nicht damit durch Andere überraſcht zu werden. Er war beſtürzt, verlegen und zögerte zu antworten. Endlich aber verſprach er, ihren Wunſch getreulich zu erfüllen, ſagte, daß es bis jetzt noch nicht ſo ſei und fügte unaufgefordert die Verwünſchung hinzu: „wenn er falſch rede, ſo ſolle ſein erſter Sohn taub und ſtumm zur Welt kommen!" —

Seine Verlobte ſchauderte, verwies ihm den Frevel, wurde aber dadurch noch mehr beſtärkt im Glauben an ſeine Falſchheit. Darauf ſahen ſie ſich ſobald nicht mehr wieder.

Und wirklich heirathete Narziß nach einiger Zeit ein anderes reiches Mädchen.

Da geſchah es, daß er ein Söhnlein bekam — und ſiehe da: es war taubſtumm.

Die Tröſterin der gebeugten Eltern aber war die verlaſſene Braut, die „ſchöne Seele". *)

Senckenberg und Pfefferkorn.

Die Wittwe eines Offiziers, Namens Pfefferkorn, kam mittellos, ſorgenbeladen und krank nach Frankfurt am Main und hoffte daſelbſt für ſich und ihr einziges Söhnchen, Johann Daniel, bei ihren dortigen Verwandten Unterſtützung zu finden.

Die Verwandten jedoch waren kurz vorher geſtorben. Die Frau kehrte in einem Wirthshauſe ein, woſelbſt ſie, niedergebeugt von Mangel und Gram nach einigen Tagen ſtarb.

Nun ſtand der kleine Daniel allein in der Welt, allein in der großen, fremden Stadt und mußte froh ſein, daß der mitleidige Wirth ihn nicht aus dem Hauſe trieb, ſondern ihm ſo lange Koſt und Wohnung zu geben verſprach, bis ſich für den armen Knaben ein anderes Unterkommen gefunden habe.

Aber dem Wirthe dauerte es zu lange; der Knabe, der ihm Nichts einbrachte, aber alle Tage mitaß, wurde ihm läſtig; und auch der kleine Daniel wollte nicht länger umſonſt von ihm ernährt und beherbergt ſein.

Nun war es gerade um die Zeit, als Johann Chriſtian Sen-

---

*) Die Bekenntniſſe dieſer „ſchönen Seele" finden ſich in: Göthe, Wilhelm Meiſters Lehrjahre, 2. Theil, 6. Buch.

ckenberg, der hochverdiente Frankfurter Arzt, das Krankenhaus für Bürger bauen ließ, das jetzt noch in voller Blüthe und reichem Segen dasteht und worin schon Tausende von mittellosen Kranken Zuflucht und Genesung fanden.

„Hör', Daniel — sagte der Wirth — du hast Nichts, du kannst Nichts! Geh' hin ans Eschenheimer Thor und hilf beim Spitalbau! Dort werden noch Handlanger gesucht! Der Herr Doktor Senckenberg ist ein guter Mann — vielleicht hilft er dir! So aber kann's nimmer fortgehen!" —

Schüchtern trat der Knabe unter die Bauleute und wurde zuerst herzlich ausgelacht von ihnen, als er sagte, er wolle auch bauen helfen am Haus für die Kranken.

„Ja, Kartenhäuser — aber keine steinernen! Du kannst ja kaum einen Ziegelstein heben! Scheinst auch das Pulver nicht erfunden zu haben!" —

Der kleine Daniel aber ließ sich nicht irre machen, nahm gleich all seine Kraft zusammen und schleppte zwei große Backsteine von dem Wagen an das Kellerloch, woselbst gerade dergleichen gebraucht wurden.

Ueber dies rüstige Angreifen freute sich der Oberaufseher und nahm den Knaben an als wohlbestallten Backsteinträger mit einigen Kreuzern Lohn im Tage, die er gewissenhaft seinem Kostherrn brachte, der nun auch ein Einsehen hatte und den Knaben etwas besser hielt, seitdem er Geld verdiente.

Unermüdlich fleißig schaffte der kleine Daniel den Tag über am Spitalbau; konnte er aber von den Steinen loskommen, so beschäftigte er sich mit den Pflanzen, d. h. er suchte Kräuter und Blumen, untersuchte die Wurzeln, Blüthenkronen und Samenkapseln, sammelte die Samenkörner und ordnete sie nach Arten und Sorten, und war bei dieser Beschäftigung, die ihm eine süß Erholung von der Tagesarbeit war, am allerglücklichsten.

Wenn er Abends ermüdet nach Hauſe kam, ſein Geld abgegeben hatte und ins Bett geſchickt wurde, brachte er erſt noch ein Stündlein zu, ſeine Schätze zu muſtern und ſeine Samenſammlung in guten Stand zu ſetzen, bis ihm bei ſeiner heimlichen Arbeit die Augen zufielen, oder bis er von ſeinem Koſtherrn zur Ruhe getrieben wurde.

„Schon wieder am Samenkram! Leg' dich ſchlafen! Denk' an die Steine! Die bringen Geld ins Haus!" —

Der unermüdlich thätige Bauherr des Krankenhauſes, Dr. Senckenberg,*) der immer unter den Arbeitern umherwandelte,

---

*) „Der Vater (der drei Brüder Senckenberg) wohnte an der Ecke der Haſengaſſe, die von dem Zeichen des Hauſes, das einen, wo nicht gar drei Haſen vorſtellte, den Namen führt. Man nannte daher dieſe drei Brüder nur die drei Haſen, welchen Spitznamen ſie lange Zeit nicht los wurden. — — Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtſchaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häuſern praktizirte, behielt bis in ſein höchſtes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußeres. Er war immer ſehr nett gekleidet, und man ſah ihn nie anders auf der Straße als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperrücke, den Hut unterm Arm. Er ging ſchnell, doch mit einem ſeltſamen Schwanken vor ſich hin, ſo daß er bald auf dieſer, bald auf jener Seite der Straße ſich befand, und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel ſagten: er ſuche durch dieſen abweichenden Schritt den abgeſchiedenen Seelen aus dem Weg zu gehen, die ihn in grader Linie wohl verfolgen möchten, und ahme diejenigen nach, die ſich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieſer Scherz und manche luſtige Nachrede verwandelte ſich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn" — (Göthe) — als ſeine Stiftung ins Leben trat.

hier Rath gab, dort zum Fleiß ermunterte und überall selbst nachsah, ob sein schönes Werk auch in seinem Sinne ausgeführt werde, bemerkte oft den kleinen, hübschen Backsteinträger, wie er keuchte und schwitzte unter den Steinlasten, die er sich im Eifer selbst auflud, und wie er, trotz seiner Schwäche und Kleinheit, oft mehr fertig brachte, als mancher große Taglöhner, der beim Pfeifenausklopfen sich erst besann, ob er sich besinnen solle, oder beim Prisennehmen erst Betrachtungen anstellte über die Vergänglichkeit der menschlichen — Schnupftabaksdosen, ehe er wieder zu dem wohlerwogenen Entschluß kam, dem eingefügten Stein noch einen Hammerschlag zu geben, oder die Kelle einmal — wenn die Dose erst regelrecht geschlossen war — in die andere Hand zu nehmen.

Dr. Senckenberg kannte seine Leute. Er sah bald, daß Daniel der schweren Arbeit nicht gewachsen war, daß aber der zarte, sinnige und gelehrige Junge anders und besser bei dem Bau zu verwenden sei. Glücklicherweise konnte Daniel ein wenig schreiben; und Dr. Senckenberg vertraute ihm nun die Aufsicht über die andern Handlanger, deren Namen und die Zahl der gelieferten und gebrauchten Backsteine er aufnotiren mußte.

Dieses Geschäft verrichtete Daniel so treu und genau, daß Dr. Senckenberg ihn immer lieber gewann und sich immer mehr des verwaisten Knaben annahm.

Bald bemerkte auch der gute Herr, welch große Liebe und Neigung Daniel zu den Pflanzen hatte; und da er selbst ein großer Pflanzenkenner und Pflanzenfreund war, so glaubte er, die Fähigkeiten des Knaben besser verwerthen zu können, als zum einförmigen Backsteindienst.

Und er ließ den kleinen Samensammler von nun an in seinem Garten arbeiten. — Dies entschied Daniels künftiges Lebensschicksal.

Jetzt war er in seinem rechten Bereiche; jetzt hatte er eine

Beſchäftigung, die er nicht nur des Broderwerbs wegen, ſondern aus Luſt und Liebe betrieb; jetzt fühlte er ſich ganz glücklich.

Faſt mit brüderlicher Liebe pflegte er die ihm anvertrauten Pflanzen; bald kannte er nicht nur alle einheimiſchen, ſondern auch alle ausländiſchen Gewächſe, die ihm unter die Hand kamen, und die Dr. Senckenberg mit Vorliebe und in reicher Auswahl hegte.

Daniel war ſeinem Wohlthäter faſt unentbehrlich geworden; dieſer unterſtützte ihn auf die väterlichſte Weiſe, ſprach gar oft mit ſeinen Freunden von ſeinem gelehrigen Zögling und konnte nicht genug loben den kleinen Botaniker, Daniel Pfefferkorn.

An ſchwachen Fäden hängt das menſchliche Schickſal. Tod und Leben begegnen ſich täglich auf der Straße. Die große Frage: „Warum iſt dies ſo und nicht anders?“ hat noch kein Sterblicher gelöſt. Und dieſe Frage drängt ſich dem denkenden und fühlenden Menſchen mächtig auf, wenn er ſieht, daß ein Mann, der ein großes und heiliges Werk mit der größten Selbſtaufopferung vollführt — ehe er die Vollendung deſſelben ſchaut, ſterben muß, ohne zu wiſſen, ob der göttliche Same, den er geſtreut, auch göttliche Früchte trage. Nur der fromme, vertrauensvolle Hinblick nach Oben, woher allein Segen und Gedeihen kommt, kann hier Troſt und Beruhigung geben.

Es war am 15. November des Jahres 1772. Wie gewöhnlich ſchritt Dr. Senckenberg, noch in ſtarker Manneskraft, unter den Bauleuten umher; es dachte Keiner daran, daß er heute den guten Herrn zum letztenmale ſehe.

Freudiger, als sonst, glänzte sein Angesicht; denn die Mauern seines theuren Hauses sah er schon hoch emporragen im Glanze der sinkenden Herbstsonne; und wie einst Moses den Berg Nebo bestieg und von dort das gelobte, verheißene Land Kanaan schaute, so stieg Senckenberg hinauf auf den durch seine Menschenliebe emporgerichteten Bau des unvollendeten Hauses, schaute zurück in die Wüste, wo tausend Hülflose nach einem erquickenden Labetrunk lechzten, hin über die Straßen und Gassen der Armuth — — und vor seinem schauenden Geiste gingen sie vorüber, die Wohlthäter, die sein Werk künftig ausführten, gingen sie vorüber, die Greise und Mütter und Kinder, denen er eine Stätte bereitet hatte in Tagen der Krankheit und Noth.

Und der Mann Gottes schaute vorwärts, hinab in die Räume des Hauses — tausend Hände falteten sich, zu beten für ihn, der mit starkem, lieberfülltem Bruderherzen über die Erde wandelte, wie ein segnender Engel des Höchsten, der Balsam träufelte in die Wunden des Bettlers, der am Krankenlager des Verlassenen stand, wie ein Bote des Allguten, der am Sterbebette dem Familienvater, der allein übrig geblieben war, den letzten Dienst erzeigte und dem Lebensmüden sanft die Augen zudrückte.

Senckenberg sah — die Zukunft lag unverschleiert vor ihm dort oben auf der Zinne seines Hauses; und sein Herz dankte dem Herrn, der seinen Diener in Frieden dahinfahren lassen wollte; hatten seine Augen doch die Anstalt des Heiles gesehen.

Ein Schritt noch — das Brett, das Senckenberg betritt, schlägt um — und hinunter in die Tiefe stürzt er von demselben Gerüste, das er noch kurz vorher zum Ausbau seines lieben Hauses aufführen half.

Er verschied bald darauf. Sein Werk aber wurde vollendet und blüht jetzt als eine der großartigsten, segensreichsten Anstalten, nicht nur Frankfurts, sondern auch Deutschlands, nicht nur als

Krankenhaus, ſondern auch als eine Pflegeanſtalt der Naturwiſſenſchaften.

Vor der „Senckenbergſtraße" ſteht ſie, die herrliche „Senckenberg-Stiftung"; und das Grab des Gründers iſt da, wo er ſelbſt zu ruhen wünſchte, nämlich in traulichem Winkel des weithin ſich dehnenden Gartens.

Senckenbergs Denkmal iſt ſein „Stift"; Senckenbergs Andenken lebt ewig in den Herzen der dankbaren Frankfurter.

Jetzt war aber der kleine Botaniker, Daniel Pfefferkorn, abermals verlaſſen; jetzt wird er wohl wieder Backſteine tragen müſſen und handlangern bei den Pfeifenausklopfern und Priſennehmern!

Und wenn ſich ſeiner auch ferner Niemand angenommen, das hätt' er doch nicht gebraucht; denn er hatte Etwas gelernt, und die geſchickten Gärtner waren damals eben nicht gerade in Regimenter aufzuſtellen.

Aber ein Freund Senckenbergs, Doktor Lehr, nahm ſich des fleißigen, geſchickten, wohlerzogenen und ihm von Senckenberg oft empfohlenen jungen Menſchen an, ſorgte auch väterlich für ihn, ſo daß es Daniel Pfefferkorn bald nicht mehr ſchwer wurde, für ſich ſelbſt zu ſorgen.

Der ſparſame Jüngling hatte es bald dahin gebracht, daß er ſich einen eigenen Garten vor dem Eſchenheimer Thore kaufen konnte; er fing 1782 in dem „ſteinernen Hauſe" auf dem Markte einen kleinen Samenhandel (den erſten in Frankfurt) an und wurde durch eigne Strebſamkeit einer der berühmteſten Kunſtgärtner ſeiner Zeit.

Daß er seinen Wohlthäter Senckenberg in dankbarstem Andenken behalten habe, braucht von einem solchen Manne nicht erst versichert zu werden.

Doktor Ritter.

„Denn er war unser!"
Göthe (Ep. z. Gl.)

Doktor Ritter, ein 23jähriger Jüngling, war Militärarzt in Stuttgart. Obwohl er gewiß auch gern alle Kranken geheilt hätte, so war sein Geist doch voll von viel andern kühneren, hochfliegenderen Plänen für die Zukunft. Aber er lebte im Bann beschränkter äußerer Verhältnisse, die seinem Streben hemmend in dem Weg standen. Um sich kurz und gut davon loszureißen, entfloh er plötzlich am Abend des 17. Septembers 1782 aus Stuttgart, um in Mannheim sein Glück zu probiren. Begleitet ward er von seinem treusten Freunde, Doktor Wolf. Aber in Mannheim fand er nicht, was er suchte, war vielmehr in großer Gefahr, ausgeliefert zu werden nach Stuttgart, woselbst es dem Flüchtling dann schlimm ergangen wäre. Und so entschloß er sich, auf gut Glück weiter zu fliehen.

Die beiden Reisenden kamen nun nach Darmstadt. Frühmorgens setzten sie dann ihren Weg fort, obgleich Dr. Ritter sich unwohl fühlte, so daß er sich unterwegs im Walde niederlegen mußte ins Gras, um sich durch einen kurzen Schlaf zu stärken. Wüßte man diese Stelle, wo er sein müdes, sorgenschweres Haupt hinlegte — es wäre schon Mancher hingepilgert zu der Stätte, um das Ruheplätzchen zu sehen, wo der schlanke, blasse Jüngling mit den röthlichen Haaren in Gottes freier Natur geschlafen. In der

Abenddämmerung erreichten die beiden Freunde die Stadt Frankfurt am Main, quartirten sich aber in Sachsenhausen ein *) ; denn ihre Kasse reichte nicht hin, in einem Gasthof ersten Ranges einzukehren; ja, sie waren sogar genöthigt, mit dem Wirthe den täglichen Betrag für „Kost und Logis" sogleich zu bedingen, damit sie wußten, wie weit sie mit ihrer geringen Baarschaft reichten.

Dr. Ritters hülflose Lage, sein Geldmangel und seine Schulden machten ihn sehr verstimmt, traurig und trübsinnig. Gar manchmal wandelte er über die Sachsenhäuser Brücke, um sich an dem geschäftigen Leben und Treiben auf und an dem Main zu zerstreuen und zu erheitern. Die Leute gingen theilnahmlos an dem in Gedanken versunkenen Jüngling vorüber und beachteten ihn nicht weiter; denn sie wußten nicht, wer er war, noch viel weniger, was er werden sollte.

Seine Gedanken waren meist auf eine gewisse Luise Millerin gerichtet; und wenn er zu Hause war, redete und schrieb er stets von dieser Luise, die er unsterblich zu machen gedachte. Und sie ist es auch durch ihn geworden.

In der trostlosesten Lage durchwandelte der arme Jüngling dann wieder die Straßen der reichen Handelsstadt. Geld war es, was er brauchte, aber leider nicht hatte. Hätte einer der reichen Handelsherren Frankfurts Dr. Ritters Noth gewußt und ihm hülfreich beigestanden — so würde sein Name wohl noch nach Jahrhunderten ehrenvoll genannt werden neben dem des armen schwäbischen Jünglings. Aber es kam kein solcher Helfer in der Noth. Traurig und bekümmert kehrte Dr. Ritter nach seinen Spaziergängen durch Frankfurts Straßen jeden Abend wieder in seine einfache Herberge in Sachsenhausen und legte sich mit Sorgen und Gram zu Bette. Sein treuer Freund, Dr. Wolf, verließ

*) Es soll in dem Gasthaus „zu den drei Rindern" gewesen sein.

ihn nicht, suchte ihn zu trösten und theilte mit ihm seine eigene kleine Baarschaft; aber auf längere Zeit reichte dies nicht hin.

Um sich einigermaßen Geld zu verschaffen, schrieb Dr. Ritter ein Gedicht: „Teufel und Amor" — und bot es einem Frankfurter Buchhändler zum Verkauf an; dieser aber, der auch nicht wußte, mit wem er es zu thun hatte, und daß des blassen Jünglings Ruhm in einigen Jahrzehnden durch die ganze Welt dringen würde, bot ihm eine gar geringe Summe dafür; Dr. Ritter nahm darauf sein Gedicht, das späterhin verloren ging, wieder zurück und wanderte mißmuthig und niedergebeugt in seine Wohnung.

Bei einer andern seiner Wanderungen durch Frankfurt trat Dr. Ritter einmal in einen Buchladen und erkundigte sich nach einem gewissen Buche, betitelt: „die Räuber;" er frug, ob es gekauft würde und was die Leute darüber urtheilten. Der Buchhändler gab ihm die erfreulichste Auskunft, so daß sich Dr. Ritter im Vergnügen darüber nicht enthalten konnte, sich selbst als den Verfasser des Buchs zu erkennen zu geben. Dies mochte wohl der erfreulichste Augenblick gewesen seln, den Dr. Ritter in Frankfurt erlebte.

Durch den drückendsten Geldmangel war er gebunden, noch länger in Sachsenhausen zu bleiben — bis durch eine kleine Summe, die sein Freund zugesandt erhielt, der Wirth befriedigt werden konnte. Nun aber wurde der „theure" Boden Frankfurts verlassen, um eine Niederlassung zu suchen, wo sich's einstweilen billiger leben ließe.

Die beiden Freunde fuhren auf dem Marktschiffe nach Mainz, gingen dann nach Worms und kamen wieder in die Gegend von Mannheim, wo sie sich in Oggersheim niederließen und längere Zeit aufhielten, und wo Dr. Ritter sich eifrigst wieder mit seiner Luise Millerin beschäftigte.

Hier wollen wir ihn verlassen; und es sei nur noch beigefügt,

daß er in den folgenden Jahren noch einigemal kurze Zeit in Frankfurt war, jedoch in beſſeren Verhältniſſen.

Lieber Leſer, wenn du noch Nichts gemerkt haſt, ſo wirſt du ſagen: „Wer iſt nur dieſer Dr. Ritter? Hab' mein Lebtag noch Nichts von ihm gehört! Und wozu dieſe langweilige Geſchichte eines Unbekannten, die keinen rechten Anfang und kein rechtes Ende hat!“ —

Aber nur Geduld! Dieſe Geſchichte iſt freilich nicht viel werth, deſto mehr aber der, von dem ſie erzählt iſt. Wär' es allenfalls ein beliebiger Dokter geweſen, ſo wie man ſie zu Dutzenden allüberall finden kann — dann wäre die Geſchichte ſicher ungeſchrieben geblieben; denn nicht dadurch, daß ſie überhaupt geſchehen iſt, ſondern allein durch den Helden der Geſchichte iſt dieſelbe merkwürdig.

Dieſer Held aber iſt Niemand anders als Friedrich Schiller, der große deutſche Dichter, der Genoſſe Göthe's.

Der blaſſe, ſchlanke Schwabenjüngling nahm, um ſich vor der Verfolgung zu ſichern, auf ſeiner Flucht und bei ſeinem Aufenthalt in Frankfurt den Namen Doktor Ritter an; Doktor Wolf aber, ſein treueſter Herzensfreund, war Johann Andreas Streicher, ein Tonkünſtler.

Luiſe Millerin — an die Schiller bei ſeinen Spaziergängen über die Brücke und durch die Straßen Frankfurts dachte, und von welcher er in dem Sachſenhäuſer Wirthshaus ſchrieb — „Luiſe Millerin“ wollte er ſein neues Trauerſpiel nennen, gab ihm aber ſpäter den Titel: „Kabale und Liebe.“

Ahasverus in Frankfurt.

Als Jesus aus dem Palaste des Pilatus herausgeführt wurde, stieß ihn ein Schuster, Namens Ahasverus, verächtlich mit der Faust auf den Rücken und sprach, den Leidenden, verspottend: „Geh' schneller, Jesus, gehe! Was verweilst du!" —

Da schaute Jesus um, richtete einen strengen Blick auf seinen Beleidiger und sprach: „Ich will allhier stehen und ruhen; du aber sollst gehen bis zum jüngsten Tage!" —*)

Und seitdem geht Ahasverus, wandert durch alle Welt ohne Ruh' und Rast, sehnt sich zu sterben und kann nicht, lebt immerfort und muß leben zu seiner Qual, setzt aber immer die Hoffnung seines Heils darauf, daß er unwissend sündigte und daß Jesus betete: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht was sie thun!" —**)

Seit des römischen Kaisers Tiberius Regierung, unter welcher Jesus gekreuzigt wurde, verging manches Jahrhundert: der ewige Jude ging und wanderte fort und ward hier und dort in allerlei Gestalten gesehen;***) hieß es auch einmal im Schwabenland: er sei nach langem, wahnsinnigem Gebrüll in einem finsteren Geklüfte des Berges Karmel in Todesschlaf gesunken — so war dies

*) Andere Lesart: „Ich gehe, und du wirst warten, bis ich kommen werde!" —

**) Bis hierher die weltbekannte Sage vom „ewigen Juden." — — „Es hat mir immer lästerlich geschienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Versöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, so furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endlosem Jammer verflucht." Börne.

***) Ja, Volksbetrüger benutzten bis in's vorige Jahrhundert den Glauben an diese Sage zu gewinnsüchtigen Zwecken, gaben sich selbst für den ewigen Juden aus und fanden auch Glauben genug.

nur leeres Gerede; denn das ist ja eben seine Strafe, nie sterben zu können, sondern zu leben ewig und immer.

Aber Kultur nimmt er an, feinere Sitten und Manieren, fortschreitend mit dem Geiste der Zeit. Gerade wie der Satan*). Der kommt jetzt auch nicht mehr als das schwarze, plumpe, gehörnte und geschwänzte Schreckungeheuer, sondern als galanter Herr Mephistopheles, der sich in gebildeten Kreisen bewegt und nur hier und da noch ein Abzeichen seines Höllenreichs an sich trägt, einen Pferdefuß oder dergleichen, das er aber auch in besserer Gesellschaft sorgfältig zu verbergen pflegt.

So auch Ahasverus. Der ist längst kein Bettler mehr, der auf den Straßen Lumpen feil bietet und der verhöhnt wird von jedem Schusterbuben, sondern ein vornehmer Handelsmann, der mit Wechseln, Banknoten und Goldstücken umzugehen weiß. Er ist nicht mehr der schmutzige Wanderer, der überall hinausgestoßen wird; sondern er trägt jetzt ein feines, sauberes Hemd, kommt auf Bälle gewähltester Gesellschaft, versteht Wissenschaften und Künste, und seine Brust ist selbst mit Orden geziert.

Trotz seines hohen Alters ist er jugendkräftig und bildungsfähig geblieben, ging aus allen Verfolgungen und Schicksalsstürmen der Jahrhunderte stets in neu verjüngter Gestalt hervor, und seitdem ihm Liebe erzeigt wird, weiß er sie mit Liebe zu erwidern.

Seit Ahasver „Mensch unter Menschen" sein darf, ist er's geworden.

Ahasverus mochte wohl auf einer seiner Wanderungen von Polen herkommen; denn er war verhüllt in einen dicken Mantel,

---

*) Zum Ueberflusse sei hier bemerkt, daß Obiges natürlich vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aufzufassen ist.

Und in Polen soll zuweilen etwas russische Kälte wehen, so von Sibirien herüber. Lange war er nicht in der Mainstadt gewesen, so man Frankfurt nennt, und woselbst es ihm früher oft etwas unbehaglich zu Muthe war. Wie staunte er deßhalb über all' die Veränderungen, die da vorgegangen waren, über die immer mehr sich lichtende Judengasse, über das schöne große Börsengebäude, über die prachtvollen neuen Synagogen und über noch vielerlei. Und wie freute sich der ewige Wanderer über die Fortschritte seiner Glaubensbrüder in Allem, was die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts erheischt.

Endlich machte er auch seine Anstandsvisite dem Beherrscher der Gläubigen — nein, dem Gläubiger der Beherrscher, dem Herrn des reichsten Handelshauses, der viele gekrönte Häupter im Sack hat, d. h. auf Silberlingen und Goldgulden, und der wohl schon manchmal den Ausschlag gegeben haben mag, ob Krieg oder Friede sein solle zwischen dem Karmel und den Pyrenäen.

Ahasverus hatte sich angemeldet als Handelsmann aus dem Orient; der jüdische Bankier ließ ihn Platz nehmen auf dem Sopha; sie sprachen von Handelsverbindungen zwischen Asien und Europa, von dem Zustande Jerusalems und endlich auch von Glaubensangelegenheiten. Der jüdische Bankier jedoch mochte wohl gar in dem modernen Reisenden einen verkappten Missionär vermuthen und erlaubte sich, scherzend zu fragen: „Wer mag denn am mindesten toll sein: diejenigen, die da glauben, der Messias sei schon gekommen — oder wir, die ihn noch erwarten?" —

Ahasverus schwieg einen Augenblick nachdenklich still; dann nippte er aus dem ihm vorgestellten Weinglase — worauf der Bankier ermuthigend sagte: „Nur wacker getrunken! Der Wein ist nicht getauft!" —

Ahasverus sprach: „O, es hat mir auch getaufter Wein schon wohl gemundet!" —

Da fragte der Bankier: „Wird denn der Wein durch die Taufe beſſer?“ —

Ahasverus aber griff unter ſeinen Mantel, legte eine Handvoll Goldſtücke auf den Tiſch und erwiderte: „Werden denn die Goldſtücke durch die Beſchneidung beſſer?“ —

Jener betrachtete dieſelben und konnte ſich als Sammler und Kenner ſeltener Münzen nicht genug wundern: bis auf einige beſchnittene, waren es lauter vollwichtige Goldſtücke und zwar alte römiſche mit dem Bildniß des Kaiſers Tiberius.

„Was iſt das! Ihr ſeid entweder der Teufel oder — —“

„Oder der ewige Jude!“ ſprach ernſt und langſam Ahasverus und ſchlug ſeinen Mantel zurück, worunter er diesmal ſein altes jüdiſches Schuſterkleid anhatte.

Ehe der Bankier wieder zu Worte kommen konnte, ſprach Ahasver weiter: „Zwar kann ich nicht ſterben, ſondern muß wandern in Ewigkeit! Aber es wird eine Zeit kommen, in welcher Jude und Chriſt, Muhamedaner und Heide mit einander wandern — dem Einen großen Ziele der Bruderliebe zu, die alle Menſchen umſchlingen wird! Wie da geſchrieben ſteht: Ein Hirt und Eine Heerde — Ein Gott und alle Menſchen ſeine gleichberechtigten Kinder! Dies hat auch der gewollt, der mich wandern hieß! Und wenn ich mich ſehne, zu ſterben, ſo iſt es nicht die Sehnſucht mehr nach Vernichtung, ſondern die Sehnſucht, daß in mir der Jude ſterbe, und dafür der Menſch auferſtehe, um als Menſch fortzuleben immer und ewig! — Entziffert Euch nun ſelbſt aus dieſen Worten die Antwort auf Eure Frage und behaltet dieſe Münzen zum Andenken an mich und meinen Beſuch! Gebe Gott, es wäre der letzte in dieſer Geſtalt! Lebt wohl!“ —

Damit hüllte ſich Ahasver wieder in ſeinen Mantel; die Thüre öffnete ſich und der ewige Jude war verſchwunden.

Der ſilberne Eſel.

„Laß dich mit Menſchen, denen Alles mißglückt, in keinen Verkehr ein; befolg' ihre beſten Rathſchläge nicht, denn ſie bringen kein Gedeihen!“ —

Dieſe Klugheitslehre (die hier weder anempfohlen, noch widerrathen werden ſoll) iſt gewiß älter, als die Stadt Frankfurt, gründet ſich auf etwas Geheimnißvoll-Dämoniſches in der Menſchennatur und hat vielleicht ſchon Manchen zum reichen Mann gemacht. —

Es war einmal ein Eſeltreiber im Morgenland. Er reiſte nach Bagdad. Sein Eſel war mit zwei Körben voll Steinen bepackt. Aber der Korb rechts war ſchwerer, als der Korb links. Das bemerkte der Eſel beſſer, als der Eſeltreiber; denn der Eſel hinkte, und der Eſeltreiber wußte, ſcheint's, nicht, warum.

Da kam ein Fußreiſender, der ihn aufmerkſam machte, daß die Urſache des Hinkens die ungleiche Laſtvertheilung ſei — worauf der Eſeltreiber ſogleich das Gleichgewicht der beiden Körbe herſtellte. Und der Eſel hinkte nun nicht mehr.

Der Eſeltreiber freute ſich, die Bekanntſchaft eines Mannes gemacht zu haben, der ſo guten Rath zu ertheilen wußte, ließ ſich mit dem Mann in weitere Geſpräche ein, bewunderte deſſen vielſeitiges Wiſſen, durchdringenden Verſtand und praktiſche Lebensanſchauung — mußte ſich aber über Eines höchlichſt verwundern, nämlich darüber, daß dieſer kenntnißreiche, geſcheidte Mann ſo ärmlich gekleidet war und ſich in ſo dürftigen Verhältniſſen befand.

Da mußte ihm Jener folgende trübſelige Erfahrung geſtehen: jedes Unternehmen, das er vorhabe, und wenn es auch noch ſo günſtig, vortheilhaft und glückverheißend ausſähe und beginne,

mißlinge ihm dennoch, und er habe demzufolge schon alle seine Habseligkeiten eingebüßt; er sei (auf deutsch) ein „Pechvogel.“ Das war mehr, als der Eseltreiber vertragen konnte. Er bat seinen Gefährten, ihn sogleich zu verlassen; denn allein zu reisen, sei viel angenehmer. Darauf hielt er seinen Esel an und stellte die vorherige ungleiche Lastvertheilung in den Körben wieder her, wonach denn der arme Esel, wie zuvor, wieder geduldig hinkte.

Der hinkende Esel und sein Treiber erreichten bald darauf ohne weitere Fährlichkeit Bagdad. Ob sie nicht eben so glücklich auf die andere Art angekommen wären, steht nicht geschrieben; eben so auch nicht, wo jener Rathgeber hingerathen, vor dessen „gutem Rath“ selbst einem Eseltreiber „gruselte“. Lebt jener aber noch, so ist er gewiß nicht gestorben, steckt jedoch vielleicht im Pech bis über die Ohren. —

Um nun von Arabien (aber nicht in „Tausend und Einer Nacht“) nach Deutschland zu kommen, fährt man am bequemsten auf der Eisenbahn von Bagdad nach Frankfurt am Main. Hier hält man an; denn hier gibt es Mancherlei zu sehen.

Wer hätte nicht schon von dem weltbekannten Hause Rothschild gehört!*)

Der Stammherr und Stifter des Rothschild'schen Hauses (Mayer Amschel Rothschild, geb. in Frankfurt 1743) kannte jene Eseltreibergeschichte nebst ihrer Moral gewiß auch sehr gut; denn er verordnete, daß sich in einem Zimmer einer jeden

---

*) Und welchem jetzt lebenden Frankfurter wäre nicht noch der zu Ende des Jahres 1855 verstorbene Freiherr Amschel Mayer von Rothschild (der eigentliche Frankfurter Rothschild) im Gedächtniß — er, der sich im Herzen Tausender das ehrenvollste Denkmal gestiftet: das Denkmal eines Wohlthäters der Armen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses!

Familie, die zum Hause Rothschild gehört, ein zwei Körbe tragender, in Silber gearbeiteter Esel befinden müsse. *)

Und so ist jenem hinkenden Esel von Bagdad ein Denkmal gesetzt, das länger hält, als mancher „gute Rath" und das viele gescheidte Esel überdauern wird.

Lieber Leser, womit hältst Du's: mit dem „guten Rath" oder mit Rothschilds silbernem Esel?

Das Mädchen an der Brücke.

„Sie ist die erste nicht."
(S. — M.)

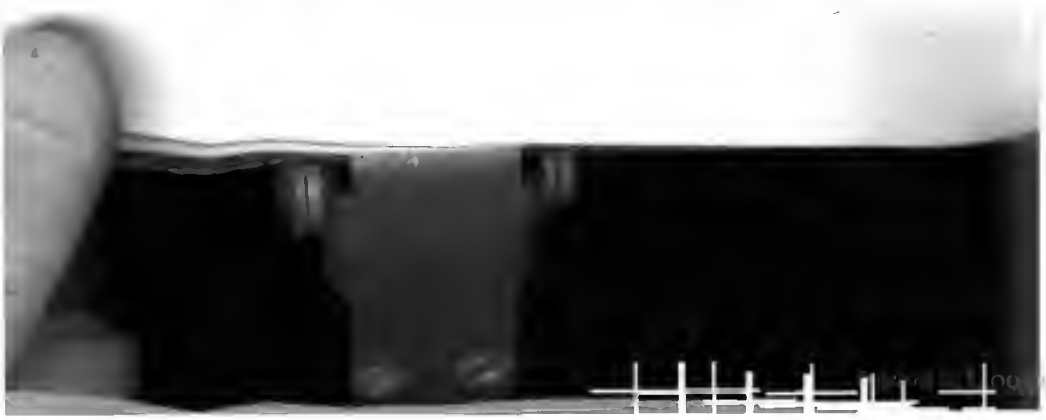
Es war zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Da zog ein rüstiger Bursche mit seinem Ränzlein über die Sachsenhäuser Brücke, und seine Geliebte gab ihm das Geleit. Auf der Brücke nahmen sie Abschied, und der Thränen gab es beiderseits viel. Nochmals schwuren sie sich ewige Treue, und der Jüngling versprach, sehr bald Kunde von sich seinem einzigen herzgeliebten Schatz zukommen zu lassen; und in einem Jährlein oder mehr wolle er selbst wieder kommen, und dann —

„Bin i denn, bin i denn dein Schätzele noch,
So soll die Hochzeit sein!" —

Das Jährlein aber verging und noch mehr, und das arme treuliebende Mädchen hatte keine Kunde bekommen von ihrem Geliebten, an den sie Tag und Nacht dachte.

Da war es ihr endlich unmöglich, länger im Hause zu weilen; sie ging hin zur Brücke, um dort auf ihren Geliebten zu warten, von dem sie meinte, er wolle sie wohl mit seiner Ankunft überraschen.

*) Eine andere Tradition spricht von einem goldenen Esel. (Dr. J.)



So wartete ſie nun an der Brücke alle Tage bis zum ſpäten Abend, und alle Ermahnungen, aller Troſt ihrer guten Mutter wollten nicht fruchten, ſie zu bewegen, den Treuloſen zu vergeſſen und ihrer gewohnten Beſchäftigung nachzugehen. Erſt mit Einbruch der Nacht verließ ſie ihren Warteplatz an der Brücke.

Woche um Woche, Monat um Monat vergingen, — weder der Geliebte ſelbſt, noch Kunde von ihm kam. Das Mädchen ward immer bleicher und ſchwächer; die Sehnſucht verzehrte ſie. Wild verworren war ihr Haar, in Unordnung ihre Kleider. Alle, die ſie ſahen, hatten Mitleid mit ihr und konnten ihr doch nicht rathen, noch helfen.

Eines Tages endlich vermißten die Brückengänger jene allbekannte traurige Geſtalt an ihrem Platze. Sie dachten, der Erlöſer ſei endlich erſchienen.

Und er war auch erſchienen. Aber es war nicht ihr einſtiger Geliebter, ſondern der Tod.

Nach drei Tagen kam in früher Morgenſtunde ein Leichenzug daher, dem ſich viele mitleidige Seelen anſchloſſen.

Der Platz auf der Brücke aber blieb ſeitdem öde und leer; die Leute vermißten gleichſam an demſelben Etwas. Es kam nicht wieder — aber es blieb unvergeſſen.

Der Kutſchenkauf.

War im erſten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts. Paſſirte folgende wahre Geſchichte.

Acht fremde Bauern kamen in die Frankfurter Meſſe, gingen zu einem der berühmteſten Sattler und verlangten Kutſchen zu ſehen.

Der Sattler dachte: „was werden die viel kaufen können!“ und zeigte ihnen alte Rumpelkaſten. Die Bauern aber ſchüttelten die Köpfe und ſagten: „Nicks — etwas recht Schönes woll'n wir hab'n!“ — Der Sattler zeigte ihnen beſſere; die Bauern aber ſagten wieder: „Nicks — zu g'ring — müſſen neumodiſcher ſein!“ — Der Sattler dachte, die acht ſtämmigen Schwarzwälder wollten ihn wohl zum Beſten haben; doch zeigte er ihnen auch noch ſeine ſchönſten Wagen. Die Bauern aber fragten: „Gibt's kein', die noch prächt'ger? Warum iſt denn dort der Wagen ſo verdeckt?“ — Der Sattler ſprach: „Den kauft ihr doch nicht! Das iſt der koſtbarſte Staatswagen, den ich habe! Ich hatt' ihn für eine hohe Herrſchaft gemacht! Er war ihr aber nachher zu theuer, und ſo hat ſie mir ihn ſtehen laſſen! Koſtet mindeſtens 400 Louisdor!“ —

„Wird doch geſehen werden dürfen! Deck' ihn der Herr nur auf! s'kommt uns auf einige 100 Gulden auf oder ab nicht an! Wenn er uns gefällt, ſo behalten wir ihn!“ —

Der erſtaunte Sattler deckte auf und den Bauern gefiel der Wagen.

Neugierig forſchte nun der Sattler, wer ſie ſeien, und da fand ſich endlich folgende Antwort zuſammen:

„Wir ſind die Abgeordneten einer Badiſchen Gemeinde und wollen ein Meßgeſchenk für unſern Fürſten einkaufen, um ihm ein klein wenig unſre Erkenntlichkeit und Dankbarkeit zu zeigen für all' die vielen und großen Wohlthaten, die er, der gute Landesvater, uns täglich erzeigt! Und da dachten wir, ſo ein recht ſchöner Wagen möcht' ihm gefallen!“ —

Der Sattler, gerührt von ſolcher Unterthanenliebe, lobte ihren Entſchluß und der Kauf ward abgeſchloſſen. — Hierauf führte der Sattler ſeine acht Schwarzwälder in den erſten Frankfurter

Gasthof, das rothe Haus, und bewirthete sie dort eben so herrlich, als hätt' er Standespersonen zu Gaste, die den Wagen zu ihrem eigenen Gebrauche sich ausgesucht hätten.

1813.

1.

Von 1806—1813 gehörte die Stadt Frankfurt am Main zu dem Großherzogthum Frankfurt *) und war dessen Hauptstadt; Großherzog war der von Napoleon ernannte Fürst Primas des Rheinbundes, Karl von Dalberg.

Nach der Schlacht bei Leipzig aber (18. Okt. 1813) wurde dies Alles wieder anders, und Frankfurt wurde wieder eine selbstständige freie Stadt.

Bei seinem Rückzuge nach dem Rhein kam Napoleon mit seinem Heere, nachdem er noch in der Schlacht bei Hanau (30. Okt.) eine starke Niederlage erlitten, gen Frankfurt.

Hierher waren schon im Laufe des Sommers viele verwundete und kranke Krieger gekommen, namentlich Franzosen. Sie wurden hier beherbergt und verpflegt, und auf der Pfingstweide waren Bretterhütten aufgeschlagen, die zu Lazarethen dienten. Durch die Massen dieser Kranken war die ganze Stadt von der Kriegspest bedroht.

Nun kam Napoleon mit dem Reste seines Heeres gar noch selbst. Nach der Leipziger Schlacht auch noch die Hanauer Niederlage zu erfahren, das mußte ihn und seine Krieger zu schonungsloser Erbitterung aufreizen.

---

*) 95 □M. Andere Städte: Hanau, Fulda, Aschaffenburg.

Ein Vortrab des französischen Heeres war schon im Kampfe mit bairischen Truppen in Sachsenhausen. Da kam die Nachricht, daß Napoleon selbst mit dem Haupttheile seiner Armee gegen das Ostende der Stadt anrücke. Die Gefahr war groß; denn wenn das Heer durch die Stadt selbst gezogen wäre, so wären die Nachtheile für dieselbe nicht zu ermessen gewesen. Einquartierung, Plünderung, Verbreitung der Kriegsseuche u. s. w. standen zu erwarten; denn die ergrimmten Flüchtlinge zogen in dem jämmerlichsten Zustande heran.

Um nun diese Gefahren alle von Frankfurt möglichst abzuwenden, ritt Simon Moritz von Bethmann*), ein in allem Guten und Großen hervorragender Frankfurter, damals Obristlieutenant bei der Bürgerwehr, in Begleitung des damaligen Maire Guiollet, dem Gründer der Frankfurter Stadtanlagen, auf gefahrvollem Wege dem Kaiser entgegen und führte ihn nach seinem Landhause vor dem Friedberger Thor, woselbst Napoleon zu übernachten wünschte (31. Okt.).

Mit weiser Absicht führte Bethmann den finster gestimmten Gewaltherrscher auf einem Seitenwege nach der Pfingstweide, an den Lazarethhütten vorbei, worin die Stadt die kranken Franzosen verpflegen ließ. Napoleon, dem diese Gebäude auffallen mußten, fragte, wozu sie da stünden? Und als er die Bestimmung derselben vernommen, trabte er rascher davon und sprach: „Ich bin Euer Schuldner!“ —

Wirklich blieb denn auch darauf die Stadt auf des Kaisers Befehl von dem Durchzuge seines Heeres, das nun um die Stadt zog, verschont; das französische Geschützfeuer an der Sachsenhäuser Brücke ward eingestellt, und am 2. Nov. hatte das französische

*) Geb. 31. Okt. 1768, gest. 28. Dez. 1826. Bankier Chef eines der ersten Handelshäuser. (S. Brockhaus, Konvers. Lex.).

Heer die Stadt im Rücken, freilich verfolgt von den Siegern, den Alliirten, die hier mit Jubel empfangen wurden, aber auch wieder Lasten genug den Frankfurtern aufbürdeten und besonders die Kriegspest in der Stadt verbreiteten, so daß in jenen Monaten November nnd Dezember 1813 Frankfurt einem großen Krankenhause glich, und viele Hunderte von der Seuche weggerafft wurden.

2.

„Ist kein Dalberg da?"

Die drei verbündeten Monarchen waren in der Stadt eingezogen. Kaiser Franz, nicht mehr deutscher, sondern österreichischer Kaiser, bewohnte den Bundespalast in der Eschenheimer Gasse.

Die alte Freiheit und Selbstständigkeit zu erlangen, das war der Frankfurter Wunsch. Die Vorsteher der 14. Stadtquartiere, die Bürgerkapitäne,*) beschlossen, diesen Wunsch dem Kaiser Franz vorzutragen und erwählten zu ihrem Sprecher den Doktor Feyerlein. Zweimal waren sie bei dem Kaiser, von dem die Ehrenmänner huldvoll aufgenommen wurden. Feyerlein wußte zu reden und den Kaiser günstig zu stimmen, für die Wiederherstellung von Frankfurts Freiheit zu wirken. Aber Feyerleins Patriotismus kostete ihn das Leben.

Es war am 8. Dez. 1813. Angegriffen und erhitzt kam er mit seinen Begleitern aus dem Bundespalaste. Das gelinde

*) Durch das in seiner Art klassische Lokallustspiel: „der alte Bürgerkapitän" von Malß, sowie durch desselben Verfassers „Hampelmaniaden" sind: „Borjerkabbedehn" und „Hampelmann" stehende Figuren geworden, repräsentirend den Frankfurter Altbürger in seinem Esse und Negligé. — (S. das schöne Genrebild im hies. a. Bürgerverein).

Wetter des Morgens hatte ſich in naßkaltes Schneegeſtöber verwandelt; Feyerlein, nur leicht angezogen, in ſeinen Staatskleidern, ward von Erkältung und Fieber befallen; dennoch führte er, im Eifer für die Befreiung ſeiner Vaterſtadt, ſeine Begleiter noch zu einer andern Audienz — mußte ſich aber ſodann zu Bette legen, von dem er nicht wieder aufſtehen ſollte.

Er war gerade Bräutigam und wollte ſeine Braut am Neujahrstage 1814 ſeinen Verwandten und Freunden vorſtellen.

Am 14. Dez. 1813 ward Frankfurt wieder frei und ſelbſtſtändig erklärt — und am 25. Dez. ſtarb Dr. Feyerlein, kaum 43 Jahre alt.

„Der Doktor — ward zur Leiche,
Und Frankfurt — das ward frei!"

Die Söhne der Wittwe.

Die Nachkommen jener Sachſen, mit denen Karl der Große kriegte, die Sachſenhäuſer, jenſeits des Mains, in der Frankfurter Vorſtadt Sachſenhauſen wohnend, ſind im Auslande namentlich ihrer derben Ausdrucksweiſe wegen bekannt, und es kommt ihnen auch wirklich auf ein halb Dutzend „Dunnerkeil-Öſer" nicht ſo genau an, obwohl man ſich die Sache „da draußen" oft viel ärger vorſtellt, als ſie iſt. Daß aber die äußere Rauhheit ſehr wohl harmoniren kann mit aufopferungsfähiger Herzensgüte, davon zeugt folgende wahre Geſchichte aus dem Jahre 1831, die nicht vereinzelt daſteht.

Die Mehrzahl der eigentlichen Sachſenhäuſer lebt von Feld- und Gartenbau, dem ſie mit einem Fleiß obliegen, der ſeines

Gleichen ſucht. Ihr Acker iſt ihnen heiliger Boden; ihrem Acker danken ſie ihre Exiſtenz.

Nun war eine arme Sachſenhäuſer Wittwe, deren kräftiger Sohn ihr Ernährer war. Dieſer Sohn aber ſtarb, und die Wittwe ſtand allein und verlaſſen in der Welt.

Der Winter verging unter Hunger und Kummer; der Frühling kam und die jungen Sachſenhäuſer zogen ins Feld und beſtellten ihre Aecker, mit freudigem Blick in die Zukunft ſchauend, auf die zu hoffende Ernte.

Da ſahen ſie auch den Acker jener Wittwe, wie er wüſt und öde lag, und Niemand war, der ihn beſtellte. Das drang ihnen durch's Herz. Und ſie gingen ins Haus der armen Frau und ſagten: „Dein Sohn, der unſer Freund war, iſt todt! Aber laß nur die Thränen! Wir — wir ſind jetzt deine Söhne und wollen deinen Acker beſorgen ſo gut, als unſern eigenen! Wir verlangen keinen Lohn! Und nun tröſte dich!“ —

Die Wittwe dankte ihnen und dem lieben Gott, der ihr die neuen Söhne geſchenkt. Die wackeren Burſchen aber gingen hin, pflügten, eggten, ſäeten — und der Acker der Wittwe ſtand bald voll ſchönſter Blüth' und Frucht.

Der Sommer neigte ſich zu Ende; die Erntewagen fuhren in Sachſenhauſen ein; es war ein reicher Erntesegen. Die Wittwe ſaß in ſtiller Kammer, dachte an ihren verſtorbenen Sohn, der ſonſt auch den ſchwerbeladenen Erntewagen heimfuhr, und weinte, als ſie draußen den Erntejubel vernahm.

Da hallten feierlich die Abendglocken, und vor dem Hauſe der Frau hielt ein hochaufgethürmter Fruchtwagen.

Es waren ihre neuen Söhne, die ihn abluden und ihr die Frucht ihres Ackers ins Haus brachten. Und ſie weinte wieder — aber Freudenthränen der Dankbarkeit.

Das nannten die Sachſenhäuſer: Gottesdienſt.

Der Erfinder des Aepfelweins.

Ein Sachsenhäuser geht mit seinem Sohn über die Mainbrücke, auf welcher das Denkmal Karls des Großen steht.

In der rechten Hand hat Karl ein Schwert und in der linken den Reichsapfel.

Des Sachsenhäusers Sohn beguckt den steinernen Mann rechts und links und fragt endlich den Vater: „Warum steht denn der Mann da?“ —

Der Vater antwortet: „Dumm Dos, waaßt de dann des net! Siehst de net, daß er en Abbel in der Hand hot! Des ist der Erfinner vom Aebbelwein!“ — *)

Vier Niederräder Traditionen.

1.

Der Kapuziner.

Südlich zwischen den zwei Frankfurter Dörfern Oberrad und Niederrad ist eine Salpeterhütte**); derselben gegenüber stehen auffallend und geheimnißvoll genug mitten auf einem Acker zwei Mauertrümmer — die Klosterruine.

Dort ist's nicht geheuer. Dort erscheint der Kapuziner.

Erst sieht man ihn auf den Knieen betend, dann in einem großen Buche lesend; dann geht er weiter nach dem nahen Brünn-

---

*) Karl der Große war übrigens wirklich der Verbreiter der Eiders (Aepfelmostes) in deutschen Gauen.

**) In der Nähe des Riedhofs.

chen und dem kleinen Teich, legt ſein Buch bei Seite und ſegnet den Ort.

Noch eine kleine Strecke weiter iſt eine verfallene, alterthümliche Ziegelhütte, gleich einer kleinen, zerſtörten Feſtung anzuſehen. Der geſpenſtiſche Kapuziner beſteigt den hohen Brennofen, überſchaut die Gegend, als ſuch er ſeinen Erlöſer, und verſchwindet dann in dem alten Mauerwerk.

Daß er verborgener Schätze wegen, die er bewacht, umgeht, iſt gewiß; nur weiß man nicht, wo ſie liegen; — ſonſt wär' der arme Kapuzinermönch ſchon längſt erlöſt; denn was thut der Menſch nicht, eine bedrängte Seele von ihrer Qual zu befreien, abſonderlich wenn er recht viele Reichthümer dabei erwerben kann.

Man hat ſchon den ganzen Weg, den der Kapuziner wandelt, durchgraben, aber Nichts gefunden, als — des Teufels Dank.

Nicht nur des Nachts ſieht man den Kapuziner, auch am Tage fühlt man dorten ſeine Nähe; Manchem verſetzt es den Athem, daß er in ſeiner Herzensangſt beklommen wegflieht von dem düſtern, unheimlichen Orte.

So ſieht's aus.

2.

Die Bockreiter.

Zwei junge Forſtleute aus Niederrad erheben in der Stadt ihren Sold. Damit ſie nicht zu ſchwer zu tragen haben, verſenken ſie einen Theil davon ſogleich in die glänzenden Fluthen — des Branntweins. Leichten Beutels und ſchweren Kopfes kommen ſie vor das Thor und bemerken mit Vergnügen, daß auch der Erdboden ſeither ſeinen Durſt gelöſcht, aber auch mit Schrecken, daß die Wege moraſtig und grundlos ſind. Nacht iſt's auch, und an Nebel mangelt es ebenfalls nicht — in ihrem Kopfe.

Aber es ſind derbe, abgehärtete Burſche, die das Alles nicht ſcheuen und kecklich darauf losmarſchiren. Doch endlich wird's dem Einen zu arg und er wünſcht, reiten zu können. Das ſcheint auch dem Andern das Beſte. Nun hatten ſie ſchon von manchem Teufelsritt gehört, und mit einigen tüchtigen Flüchen wünſchen ſie ſich ein Paar kräftige Böcke herbei, wenn ſie auch ihr bischen Seele dem Teufel dafür überliefern müßten.

Und ſiehe da — geſagt, geſchehen! Plötzlich ſitzen Beide auf prächtigen Böcken, die zwar etwas ſchwefligen Dunſt von ſich geben, aber ſie auch in ſauſendem Galopp fortreißen bis an den Anfang des Dorfs. Hier kommen ſie, als ſie die Lichter in den Häuſern ſehen, ſchnell zur Beſinnung und wollen doch nicht auf ihren gehörnten, bärtigen Rößlein ſich der Scham und der Schande vor den Dorfbewohnern ausſetzen. Deßhalb fluchen ſie abermals und rufen: „Die Böcke ſoll der Teufel holen!" —

Und ſogleich ſind dieſe verſchwunden, der Zauber iſt gelöſt — die beiden Burſchen aber ſtehen wieder am Stadtthor und müſſen ſich durch Moraſt und Dunkelheit hindurcharbeiten nach dem entfernten Niederrad.

Reitet ihr auf Böcken!

3.

Der Kettenbär.

Ein Mann in Niederrad kaufte ſich einen Bauplatz, obgleich ihm davon abgerathen worden war, da es verwünſchter Grund und Boden ſei. Der Mann that's aber doch und bald war das Haus fertig.

Nachts raſſelt's und rumort's und Morgens iſt Allerlei geſtohlen. Dies geſchieht öfters. Daß es nur Geiſter ſein können, die Nachts Lärmen machen, verſteht ſich von ſelbſt. Deßhalb duckten ſich die Leute Anfangs in's Bett und ließen raſſeln und ſtehlen. Auch

hatte man einen verzauberten gräulichen Bären um's Haus nnd durch's Haus patschen sehen, dessen Feueraugen Höllenfunken aussprühten.

Endlich bekam der Sohn Muth und beredete den Vater, Nachts zu wachen, um denn doch auch einmal den „Kettenbär" zu sehen und ihn vielleicht zu bannen.

Sie stehen in einem finstern Gang; das Geräusch und Geraſſel beginnt; eiskalter Schauder überläuft sie; der Bär kommt und schleift eine klirrende Kette hinter sich; er kommt dem Sohne näher; dieser greift unwillkürlich in verzweiflungsvollem Todesmuth nach dem nächtlichen Ungeheuer und hält den Bären auch wirklich fest — der sich aber sogleich in ein unschuldiges Kalb verwandelt, das aus dem schlechtverwahrten Stall allnächtlich seinen Spaziergang gemacht hatte.

Die Bären lassen sie sich aufbinden, und die Kälber — laufen fort.

4.

Das „Birnstrenzen".

(Birnenstehlen.)

In der Nähe des Mains stand ein wunderschöner Birnbaum, den sein früherer Besitzer auf unrechtmäßige Weise erworben, dafür aber auch im Grabe keine Ruhe hatte und nachtwandeln mußte.

Im Herbst, wenn die Niederräder Spinnstuben sich füllten, gingen die Burschen hin nach jenem Birnbaum und zu andern auch, steckten sich die Taschen voll von dem „gestrenzten" Obste, brachten dies nach Haus und verzehrten es gemeinschaftlich mit den Spinnerinnen.

Nun war aber in der Nähe des Birnbaums ein Bach und über dem Bach ein Steg, und über den Steg mußten die Birndiebe allemal zurück.

Da erſcheint plötzlich der Geiſt des vorigen Birnbaumbeſitzers und treibt die ehrenwerthe Geſellſchaft in die Flucht. Es läuft was laufen kann. Einer aber hatte zu viel der ſüßen Frucht eingeſackt; dies hindert ihn im Ausreißen. Der Geiſt ereilt ihn und hängt ſich auf ſeinen Rücken. Jener muß ihn tragen. Da kommen ſie auf den Steg. Hier faßt der Träger Muth und ſchüttelt ſich ſo kräftiglich, daß der Geiſt in den Bach hinunterpurzelt. Schnell aber erfaßt dieſer eine von den hinunterfallenden Birnen und wirft ſie dem Fliehenden auf den Rücken. Der bekommt einen Buckel davon und behält ihn von nun an bis in Ewigkeit.

Altkönig und Pfingſtweide. *)

Im Sommer 1853 machte ich mit einigen Freunden einen Ausflug ins Taunusgebirg. An einem heitern Nachmittage ſtiegen

---

*) Nachdem der Druck dieſes Buches ſchon beinahe bis hierher gelangt iſt, fällt mir dieſe Geſchichte erſt ein. Aber jammerſchade wär' es doch, wenn ſie der Welt vorenthalten bliebe. Deßhalb ſchreib' ich, als ein „glaubwürdiger Mann", ſie noch ſchnell nieder, um einem „tiefgefühlten Bedürfniß" abzuhelfen. Hätt' ich damals ſchon Frankfurter Sagen geſammelt, ſo hätt' ich's damals ſchon niedergeſchrieben. Jetzt, nach faſt 3 Jahren, ſind mir natürlich nicht alle Einzelnheiten mehr erinnerlich. Ich ſchreib's nun, ſo gut ich's noch weiß. — Uebrigens iſt der Taunus noch ein reich ergiebiges Feld für Sagenſammler; J. W. Wolf bringt Manches daraus in ſeinen heſſiſchen Sagen, A. Henninger in ſeinen naſſauiſchen Sagen; ich beſitze eine alte Zeitſchrift, worin auch viele Sagen aus dieſem Gebirg (deſſen Reize A. v. Humboldt in ſeinen „Anſichten der Natur"

wir vom Feldberge herunter und kamen auf die Landstraße, die nach Königstein führt. Ich war meinen Gefährten eine gute Strecke voraus und traf auf einen Mann, der auch nach Königstein ging. Auf Wanderungen mich mit allerlei Leuten in Gespräche einzulassen und mir erzählen zu lassen, war immer meine Liebhaberei. Man lernt da nicht nur den Kulturzustand der Aecker, sondern auch den der Geister kennen, Freud' und Leid des Volks und Anschauungen, die den Städtern wunderlich genug vorkommen.

Nach Gruß und gleichgültigen Worten geriethen wir in ein langes Gespräch, wobei ich nicht viel mehr that, als den redseligen Mann immer von Neuem anzuregen, noch weiter und noch mehr zu erzählen, was er denn auch in treuherzigster Weise that.

Er kam von Glashütten, einem kleinen nassauischen Dörfchen

---

hervorhebt) mitgetheilt sind. Die „Taunussagen" aus dem Munde des Volks warten noch ihres „Pröhle's"; es sind dort noch viele „ungehobene Schätze" zu finden.

Für die, welche es schon längst wissen, bemerk' ich noch, daß der Altkönig der dritthöchste Berg (gr. Feldberg, kl. Feldberg, Altkönig) im Taunus ist, derjenige, der nach der Frankfurter Seite vor dem Feldberg steht und den Frankfurtern die Ansicht des letzteren nicht zuläßt.

Die Pfingstweide, im Reich bekannt durch eine Volksversammlung im Sept. 1848, grenzt an's Ostende der Stadt. In früheren Zeiten hatten daselbst die Waisenkinder am Pfingstfest einen sogenannten „großen Spieltag", an dem sie mit Reisbrei und Kalbsbraten gespeist wurden, weßhalb sie es auch das Reisbreifest nannten. Die erste Erwähnung davon: 1733. Von dieser Waisenspeisung an Pfingsten scheint jene große Wiese ihren Namen zu haben. (Frankfurter Waisengrün). Seit ungefähr 30 Jahren wurde dieses Reisbreifest im Frankfurter Wald, auf dem Forsthaus gefeiert.

in der Nähe des Feldbergs, woſelbſt er Fabrikarbeiter war — und ging eines Prozeſſes wegen zu einem Advokaten nach Höchſt. Sollte man glauben, daß auch in der idylliſchen Einſamkeit Glashütten's, das doch ganz nah am Ende der Welt liegt, die Leute prozeſſirten um das Mein und Dein! Aber die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf Glashütten ſich erſtreckt!

Nachdem der Mann auf's Ausführlichſte ſeinen Prozeß erzählt und mir aufs Klärlichſte darzuthun geſucht hatte, daß er im Recht ſei, was ich ihm auch nicht zu widerlegen mich verſucht fühlte, kamen wir auf Glashüttener Leben und Treiben zu reden.

Er erzählte mir, daß er mit noch Einigen vor nicht langer Zeit auf dem Altkönig geweſen ſei, um dort nach Schätzen zu graben, die in dem Berg verborgen lägen. Dieſes Nachgraben ſei ſchon oft geſchehen, aber jedesmal ſeien ſie von Unſichtbaren mit Steinen geworfen worden, was ſie als ein böſes Zeichen angeſehen und darauf abgelaſſen hätten von ihrer Arbeit.

Ueber dieſes ganze Land hätte früher der türkiſche Kaiſer regiert, der auf dem Altkönig ein großes Schloß gehabt habe*), worin er mit ſehr vielen Frauen gehauſt. In Kriegszeiten (ich glaub', er nannte Napoleon) ſei das Schloß zerſtört und der Sultan verjagt worden. Seine Schätze aber (und zwar entſetzlich viele Millionen) ſeien in den Berg vergraben worden, wo ſie von feurigen Geiſtern bewacht würden. Der Sultan würde einſt wiederkommen und hier wieder zur Herrſchaft gelangen, ſich ſein Schloß auf dem Altkönig wieder aufbauen, und alle die Schätze würden dann ans Tageslicht kommen.

*) „Zwei aus Quarzblöcken beſtehende Ringwälle, die man für Ueberreſte alt-germaniſcher Verſchanzungen hält, umziehen den Gipfel. Er wird auch Altküng und Altkün genannt, und ſeinen Namen leitet v. Gerning, jedoch ohne poſitiven Grund, von einem Königsſtuhle oder dem Sitz eines alten Gaugerichts her." Kriegk.

Auch an andern Orten dieſer Gegend, beſonders zwiſchen Soden und Neuenhain, ſeien viele ſolcher Schätze vergraben, und es ſeien ſchon oft Nachgrabungen angeſtellt worden, die aber zuletzt die Polizei verhindert habe. Einmal aber hätten die Schatzgräber doch eine ſchwere Kiſte gefunden, die ſie aber nicht aufmachen hätten können. Sie hätten gebetet und endlich beſchloſſen, die Kiſte nach Frankfurt am Main zu bringen, was denn auch geſchehen. Sie wären mit der Kiſte endlich auf die Pfingſtweide gekommen und da ihnen kein Schloſſer die Kiſte habe aufmachen wollen oder können, ſo hätten ſie dieſelbe einſtweilen vergraben, um ſie ſpäter wieder zu holen. Sie ſeien auch bald wieder gekommen (er ſei auch dabei geweſen), hätten aber den Platz nicht mehr gefunden, woſelbſt die Kiſte eingeſcharrt — obgleich es etwas ganz Leichtes ſei, den Ort genau zu finden, wo ein Schatz vergraben läge; man müſſe nur einen „Erdſpiegel" haben, der zeig' es Einem an, aber nicht Jedem, ſondern nur beſonderen Leuten, z. B. Sonntagskindern. Solche Erdſpiegel würden beſonders in der Schweiz gemacht und er (der Mann) wäre ſchon längſt dorthin gereiſt, wenn er von ſeinem Geſchäft abkommen könnte, würde ſich auch durch das viele Reiſegeld nicht abſchrecken laſſen; denn durch einen ſolchen Erdſpiegel könn' er ja ganz leicht ein Millionär werden. Seine Frau hab' einmal einen ſolchen beſeſſen, hab' aber darin keinen Schatz geſehen; denn ſie ſei kein Sonntagskind. Da ſei einmal Einer gekommen, der gewußt, welch werthvolles Beſitzthum ein ſolcher Erdſpiegel ſei, hab' die Frau überredet, ihr den Spiegel um einige Groſchen abgehandelt, und ſich alsbald davon gemacht. Er (der Mann) ſei gerade nicht zu Hauſe geweſen, als ſeine Frau dieſe Unvorſichtigkeit begangen und müſſe nun ewig dieſen Verluſt bedauern. Er ſei arm, müſſe ſehr hart arbeiten (dabei zeigte er ſeine ſchwarzen, ſchwieligen Hände) und durch den Erdſpiegel hätt' er doch ganz leicht ein

reicher Mann werden können, wenn ſich nur ein guter Freund gefunden, der in dem Erdſpiegel Etwas geſehen. —

Dies in Kürze das Reſultat einer etwa zweiſtündigen Erzählung. Mir war allmälig Hören und Sehen vergangen; denn „ſolchen Glauben hatt' ich in Israel noch nicht gefunden!" Hier und da warf ich ein zweifelndes „Aber!" hinein, nicht um den Mann zu beirren, ſondern ihn nur noch mehr zum Weitererzählen zu veranlaſſen und mich zu vergewiſſern, ob er denn das Alles auch wirklich ſelbſt glaube. Aber alle meine Zweifel wurden durch ſeine wiederholten treuherzigſten Verſicherungen vollſtändig gehoben und mit einem herzlichen Händedruck nahm ich in Königſtein, woſelbſt mich meine Reiſegefährten eingeholt hatten, von dem robuſten Biedermann Abſchied, ihm einen glücklichen Ausgang ſeines Prozeſſes wünſchend.

Dadurch, daß ich die Sache mehrmals wiedererzählte, blieb ſie mir im Gedächtniß. Da nun die Frankfurter ſchwerlich auf dem Altkönig nachgraben dürfen, ſo wär' es mindeſtens der Mühe werth, mit einem Erdſpiegel oder einer Wünſchelruthe jene Kiſte zu erforſchen, die begraben liegt zwiſchen den Linden und Pappeln der Pfingſtweide.

Die luſtigen Geſellen.*)

Es wohnt' ein Meiſter zu Frankfurt an dem Main,
Der hatte der Geſellen zu zweien und zu drei'n.
Der Eine, der ſprach: „Mir iſt nicht wohl!" —
Der Andre war betrunken; der Dritte, der war voll.

*) Volkslied.

„Geſellen, es bleibt unter uns verſchwiegen:
Wir wollen dem Meiſter die Arbeit laſſen liegen;
Wir wollen ein wenig ſpazieren gehn
Zum rothen kühlen Wein, wo ſchöne Jungfern ſein!“

Die Geſellen, die ſind auf die Herberg' gegangen,
Da hat ſie der Vater ganz freundlich empfangen.
„Seid willkommen, ſeid willkommen, ihr lieben Söhne mein!
Was wollt ihr eſſen und trinken, was wollt ihr für Wein?“ —

„Habt ihr keinen rheiniſchen, ſo gebt uns einen fränkiſchen!
Habt ihr keinen rheiniſchen, ſo gebt uns einen fränkiſchen!
Der fränkiſche Wein iſt auch ein ſchöner Wein!
Denſelben wollen wir trinken und dabei luſtig ſein!“ —

Und als die Geſellen gegeſſen und getrunken,
Da ſchickte der Meiſter den ruppigen Jungen:
„Ihr Geſellen, Geſellen, zu Hauſe ſollt ihr kommen!
Den Abſchied ſollt ihr haben in einer Viertelſtund'!“ —

Die Geſellen die kamen geſungen und geſprungen;
Der Meiſter, der ſah ſauer, die Meiſterin thät brummen.
„Ihr mögt mir die rechten Geſellen ſein,
Zum Freſſen und zum Saufen, zur Arbeit hab' ich kein'n!“ —

„Frau Meiſterin, wir thun uns für diesmal bedanken;
Arbeiten wir nicht hier, ſo arbeiten wir in Franken.
Die fränkiſchen Meiſter, die ſind uns lieb und werth;
Sie geben uns Eſſen und Trinken, was unſer Herz begehrt!“ —

Die Geſellen, die ſchnallten die Felleiſen auf den Rücken
Und wanderten über die Frankfurter Brücken.
Da kam ja des Meiſters Töchterlein:
„Geſellen, wollt ihr wandern, ſo bleib' ich nicht daheim!“ —

Das lutherische Meßbüblein. *)

1.

Da, wo jetzt im Westende der Stadt Frankfurt a. M. eine ganz neue prachtvolle Vorstadt erstanden, wo von den drei an einander stoßenden Eisenbahnhöfen die Dampfwagen nach allen Weltgegenden hinbrausen, da war noch in den zwanziger und dreißiger Jahren gewöhnliches Ackerland. Man nannte und nennt noch jenen nach Westen sich erstreckenden Landesstrich das Galgenfeld, weil früher dort der Galgen stand. Ein Theil dieses Feldes heißt das Streitfeld; denn dort war es, wo bei streitigen Kaiserwahlen die Heere lagerten. Dort geht es durch das Galgenthor in die Stadt. Durch dieses Thor hielten öfters die Kaiser ihren Einzug. Es war früher geziert mit den Standbildern Karls des Großen und des h. Bartholomäus.

Nachdem es keinen Galgen mehr gab, waren die Benennungen, die von demselben herrührten, nicht mehr recht genehm; man scheute diese unangenehme Erinnerung und setzte an die Stelle des Wortes „Galgen" einen ähnlich klingenden Namen: Gallus. Ob man dabei an jenen römischen Feldherrn und Dichter, oder an jenen christlichen Heiligen, den Gründer des Klosters St. Gallen, oder, weil das Thor nach Westen zu führt, an das Symbol von Frankreich, den gallischen Hahn, oder gar an „Gockel, Hinkel und Gackeleia" **) dachte, ist noch nicht klärlich

*) NB. In diesem Buche, das in keiner Weise auf Vollständigkeit Anspruch macht, ist natürlich nirgends von dem Umfang einer Erzählung auf deren Wichtigkeit zu schließen, weder in Betreff der Begebenheiten, noch in Betreff der Personen.

**) Mährchen von Clemens Brentano.

erwieſen. Man darf alſo einſtweilen dabei denken, an was man will, wenn man lieſt, hört und ſagt: Gallusthor, Gallusfeld, Galluswarte, Gallusanlage, Gallusſtraße.

Kommt man durch das Gallusthor herein, ſo kommt man in die Weißfrauenſtraße, ſo genannt von der darin ſtehenden Weißfrauenkirche, dem früheren Weißfrauenkloſter, einem Nonnenkloſter, worin ſich in vergangenen Jahrhunderten anfänglich die Reuerinnen, Büßerinnen, gefallenen Sünderinnen befanden, die „die weißen Frauen" genannt wurden, weil ſie weiße Kleider trugen, und weder mit jenen ſagenhaften „weißen Frauen, die durch Kuß und Hebung des Schatzes erlöſt werden", noch mit den weißen Damen, Ahnfrauen und dgl., die in alten Schlöſſern erſcheinen, noch mit „weiſen" Frauen zu verwechſeln ſind.

Neben der Weißfrauenkirche ſteht die Weißfrauenſchule. In dieſer Schule geht unter den Schülern und namentlich unter den Schülerinnen noch jetzt die Sage, daß jene Nonnen in den Gängen erſchienen, und ſchon manche Schülerin iſt von dem Orte, der hier nicht genannt werden ſoll, entflohen aus Furcht vor den geſpenſtiſchen „weißen Frauen." —

Vom Fahrthor, in deſſen unmittelbarer Nähe die alte Kaiſerwohnung, die Saala oder der Saalhof, ſteht, eine kleine Strecke mainabwärts iſt das Leonhardsthor und dabei die Leonhardskirche. An der Stelle derſelben ſoll der Palaſt Karls des Großen geſtanden haben. Dieſe Kirche war Anfangs eine Marienkapelle, dann dem h. Georg geweiht und erhielt im Jahre 1323 den Arm des h. Leonhard aus Frankreich, woraufhin ſie nach dieſem Heiligen benannt wurde.

Die Weißfrauenkirche und die Leonhardskirche ſind räumlich nicht ſehr weit von einander entfernt; erſtere jedoch, nebſt der Weißfrauenſchule, iſt lutheriſch, die Leonhardskirche aber katholiſch. —

Haben die Frankfurter Sagen mit einem großen Karl begonnen, ſo ſollen ſie hier mit einem kleinen Karl endigen und zwar auch mit religiöſen Bezügen — an der Stelle des alten Kaiſerpalaſtes, in der Leonhardskirche.

Der genannte kleine Karl hat zwar noch mehr erlebt, was ſagenhaft klingt; ſein Leben war überhaupt reich an wunderlichen Begebenheiten und die Frankfurter haben ihn ſchon in mancherlei Geſtalten und Lebensſtellungen geſehen bis auf den heutigen Tag; wie er aber in die Leonhardskirche kam und was allda geſchehen, das — ſtünd' es in einer alten Chronik — würde gewiß als ein ſagenhaftes Begebniß aufgefaßt, nicht recht glaublich befunden, aber doch angeſehen werden als ein „Zeichen der Zeit." —

2.

„Die Stola und das Cingulum,
Hängt er dem Prieſter dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienſt der Meſſe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Miniſtrant
Dem Prieſter zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und kniet rechts und kniet links
Und iſt gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da ſchellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Prieſter fromm ſich neigt,
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhobner Hand,
Da kündet es der Sakriſtan
Mit hellem Glöcklein klingelnd an.
Und Alles kniet und ſchlägt die Brüſte,
Sich fromm bekreuzend vor dem Chriſte.

So übt er Jedes pünktlich aus
Mit ſchnell gewandtem Sinn;
Was Brauch iſt in dem Gotteshaus,
Er hat es Alles inn',
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Bobiscum Dominus
Der Prieſter zur Gemein' ſich wendet,
Die heil'ge Handlung ſegnend endet.

Da ſtellt er Jedes wiederum
In Ordnung ſäuberlich,
Erſt reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er ſich." Schiller.

Es war um das Jahr 1830, da ging in die lutheriſche Weißfrauenſchule ein 10 — 11 jähriges Knäblein, Namens Karl, und war nie katholiſch geweſen, ſondern immer proteſtantiſch von Anfang an bis jetzt. Karl hatte keine Mutter mehr, nur noch einen Vater und eine ältere Schweſter. Der Vater aber bekümmerte ſich um des Söhnleins Treiben nicht allzuviel, auch nicht um deſſen Glauben oder Kirchengehen — und ſo konnte das Nachfolgende möglich werden.

In dem Hauſe, worin Karl, wohnte auch ein älterer Knabe, Sebaſtian, der katholiſch war. Mit dieſem lebte Karl lang in ſehr vertrauter Freundſchaft. Sebaſtian aber war Miniſtrant, Meßdiener, oder nach dem populären Ausdrucke: „Meßbub" in der St. Leonhardskirche. Dorthin nahm er nun den kleinen Karl oft mit, zuerſt in die Kirche, dann aber auch in die Sakriſtei — und das gefiel dem lutheriſchen Büblein ſehr wohl. Man duldete auch den Anfangs gar ſchüchternen Jungen in den heiligen Räumen, und mancher der Kapläne, der ſich dort ankleidete und zum Altar ging, um Meſſe zu leſen, mochte nicht anders denken, als daß der anweſende, ſich ſo heimiſch fühlende Knabe katholiſch ſei und wohl auch Meßdiener werden wolle.

So ging es längere Zeit; Karl benutzte jede nur sich darbietende Gelegenheit, in die Sakristei der Leonhardskirche zu kommen; es wurden ihm keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, man konnte ihn auch wohl gut leiden, er wurde allmälig der gerngesehene Unvermeidliche — und so kam er immer und immer wieder.

Und stets zuthätiger erwies er sich; er half Anfangs bei dieser und jener Kleinigkeit; er legte mit Hand an, wenn es Etwas zu holen, zu tragen, zu ordnen gab; er half Lichter anzünden und auslöschen, die priesterlichen Kleider in Ordnung hängen und legen und half auch wohl bei Ankleidung der Geistlichen. Und er fühlte sich glücklich bei all diesen ihm stets unverwehrten Beschäftigungen.

Mit Beihülfe Sebastians hatte er auch bald aus einem Meßbüchlein für Ministranten sich die lateinischen Antworten (d. h. das, was der Meßdiener in Messe und Hochamt zu sagen hat) angeeignet, jedoch ohne jemals ein Wort davon zu verstehen.

Nun war natürlich sein Wunsch und sein eifrigstes Bestreben, auch einmal am Altar als Meßdiener zu fungiren und zu figuriren. Bei welcher Gelegenheit es zum erstenmal dazu kam — vielleicht zur Aushülfe für einen Abwesenden — ist nicht mehr mit Bestimmtheit zu ermitteln; aber es kam dazu — und Karl war auf eine bedeutend höhere Stufe des Glücks, sowie auch des Rangs und der Würde gestiegen; es ging gut, er wurde gelobt und dadurch noch mehr angefeuert, jetzt gerade recht eigentlich auch Meßdiener zu werden. Es kam zum zweitenmal dazu, zum drittenmal und so fort unzählige Male, und siehe da, es ging sehr gut, und seine kindliche Begeisterung für diese schöne Sache stieg immer höher.

Er fungirte bald auch bei den Hochämtern an Sonn- und Festtagen — kniete rechts und kniete links, trug das Meßbuch herüber und hinüber, machte seine frömmsten Verbeugungen vor der Mitte des Altars, goß dem Priester Wein in den Kelch und

das Waſſer zur Handwaſchung über die Fingerſpitzen — und ging endlich in demüthigſter Stellung nach Beendigung der heiligen Handlung vor den Prieſtern zurück in die Sakriſtei.

Mit ganz beſonderer Anmuth und Würde verſtand er zu ſchellen: mit der großen nebenan ſtehenden Schelle, deren Griff man in die Hand nimmt — mit der kleinen Glocke links vom Hochaltar, die vermittelſt eines Stranges in Bewegung geſetzt wurde — mit der hölzernen Raſſel am Charfreitag — und mit der ſehr breiten Schelle, die mehrere kleine Schellen in ſich vereinigte und nur am Altar des h. Leonhard gebraucht wurde *).

Beim Ein- und Ausgang zur Kirche verſäumte Karl gewiß nie, die Fingerſpitzen in den Weihkeſſel zu tauchen, um in Bekreuzigungsform ſich mit Weihwaſſer zu betupfen, ſowie auch ſonſt ſich damit beſprengen zu laſſen.

Der beſte Katholike hätte nicht beſſer ſich bekreuzigen können, als Karl; ſo unzählige Male dies auch geſchah und er es dadurch zu einer gewiſſen behenden Gewandtheit brachte, ſo ängſtlich regelrecht geſchah es doch immer, um ja nicht zu fehlen und des daran haftenden Segens nicht verluſtig zu werden. Und mit welcher wahrhaft heiligen Inbrunſt, gleich dem Zöllner im Tempel zu Jeruſalem, ſchlug er bei der Wandlung, der Kommunion, dem Segen an ſeine Bruſt und wußte doch ſchwerlich damals, was dies zu bedeuten habe.

Am St. Blaſiustage (oder auch ſchon am vorhergehenden Tage Mariä Lichtmeß) ließ er ſich „bläſeln" oder „bläſern" (die Halsweihe

---

*) An dieſem Altar, rechts vom Chor, in der hinteren Ecke, iſt das ſchöne Altarbild, geſtiftet vom Fürſten Primas, Karl von Dalberg, dem einſtmaligen Großherzoge von Frankfurt; es iſt gemalt von Stieler und ſtellt einen Gefangenen im Kerker vor, dem der h. Leonhard mit Beihülfe eines Engels die Feſſeln abnimmt.

geben, wobei der Prieſter zwei kreuzweis übereinander gelegte Kerzen nach des zu Weihenden Hals hin hält); am Aſchermittwoch ließ er ſich äſchern und ſorgte mit rechter Aengſtlichkeit, daß ja nicht die Aſche ſo bald von ſeiner Stirne verſchwinde; und beim Johannisſegen, der Austheilung des geweihten Weines am dritten Weihnachtstage, kam er ſicher eher dreimal als einmal.

Das Patrocinium (Feſt des Patrons der Kirche), das Frohnleichnamsfeſt, der weiße Sonntag u. ſ. w. waren ihm helleuchtende Glanzpunkte am kirchlichen Himmel; und ſo früh auch die Chriſtmette ſein mochte — Karl verſchlief gewiß nicht und war eher zu früh als zu ſpät da. Bei dem „ewigen Gebet" war er nun vollends gar nicht aus der Kirche wegzubringen und vergaß Alles darüber, ſelbſt das in jenen Lebensjahren ſo gierig erſehnte Mittageſſen.

Auch in andern katholiſchen Kirchen, im Dom und in der Liebfrauenkirche, ließ er ſich oft und viel ſehen und machte jederzeit die heiligen Gebräuche mit. In allen Kirchen küßte er die Wunden des liegenden Chriſtusbildes (bei der ſogenannten Grablegung) am Charfreitag, und am Feſte des h. Bartholomäus im Dom küßte er (was ſelbſt viele fromme Katholiken verſäumen) die vom Prieſter dargereichte Hirnſchale dieſes Heiligen.

Am Palmſonntage trug er Sträuße von Palmenkätzchen in die Häuſer mancher Katholiken; und endlich trug er auch, zu ſeiner ganz beſonderen Freude, bei der erſten Kommunion Sebaſtians dieſem die Kerze.

Faſt alle ſeine Freiſtunden benutzte Karl zum Dienſt in der Leonhardskirche; er half aus lauter Begeiſterung kehren und räumen, die Kirche für Feſttage ſchmücken, er läutete, half Thüren ſchließen, half dem Orgelſpieler und Orgelſtimmer in ihren Beſchäftigungen, half die „ewige Lampe" füllen und anzünden — und kein Winkelchen der Kirche war ihm unbekannt, kein Schrank,

Gefach, Lade, Gefäß, kein Gang, keine Thüre, kein Thürchen oder was es denn ſein mochte.

Er kann nicht verhehlen, daß er bei ſeiner oft halbe Tage dauernden Anweſenheit in der Kirche auch zuweilen ein wenig kindliche Narrenpoſſen ſich erlaubte; und da man ihm gar viel vertraute und er oft ganz allein in den weiten Räumen der Kirche hauſte, ſo bemerkte man dies nicht oder hatte doch mit dem ſogleich wieder bereuenden und ſich beſſernden Sünder Nachſicht.

Er hüllte ſich da wohl einmal heimlich in einen prieſterlichen Chorrock, ſetzte die viereckige Mütze eines Geiſtlichen auf, beſtieg die Kanzel und fing an zu predigen, daß die Kirche widerhallte, ſpreitete die Arme aus, ahmte die Geberden und Geſtikulationen der Prediger nach — und die Zuhörer ſahen lautlos zu ihm hinauf, blieben jedoch bei dem herzbrechenden Gefaſel ungerührt, liefen aber doch nicht fort; — denn es waren ja nur die kahlen Wände, die leeren Kirchenſtühle und die ſtummen Heiligenbilder.

Gewiß wurde dadurch die Kirche nicht entweiht; Karl meinte es ja in ſeiner kindlichen Einfalt ſo herzlich gut; und wenn er auf der Kanzel ſtand — an deren Decke auf der Innenſeite der heilige Geiſt in Geſtalt einer weißen Taube — ſo mag dem kleinen lutheriſch-katholiſchen Männlein der liebe Gott ſelbſt mit heiter verwunderungsvollem Lächeln zugeſehen und zugehört haben. *)

---

*) Mephiſtopheles.

Fürwahr, er dient euch auf beſondre Weiſe.
Nicht irdiſch iſt des Thoren Trank noch Speiſe.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne;
Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne,
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Auch die Beichtſtühle wurden beſucht, um zu erproben, wie es ſich in ſolch traulichem Kämmerlein als Geiſtlicher ſitzen, als Büßender knien laſſe und wie es ſich ausnehme, wenn durch das Gitterchen geredet würde.

Etwas weniger erbaulich klingt, daß Karl ſich wohl auch einmal erlaubte, heimlich eine Hoſtie zu naſchen, und daß er ſich vornämlich, wenn es ging, den von der Meſſe übriggebliebenen Wein gut ſchmecken ließ, ja, daß er wohl auch am Altar zuweilen etwas zögerte beim Einſchenken und den Prieſter ein wenig knapp hielt, um deſto mehr für ſich übrig zu behalten.

Daß auch dergleichen vorkam und der Wahrheit gemäß berichtet werden muß, hat er ſpäter oft bereut, als eine Trübung der Erinnerungen an die damalige ſelige Zeit, und der liebe Gott wird es dem Reuigen, der als Kind „nicht wußte, was er that", wohl auch verziehen haben.

Karl kam es immer vor, als wenn die damaligen Pfarrer und Kapläne ganz beſonders gern ihn zum miniſtrirenden Gehülfen gehabt hätten, was wohl von dem Eifer und der Begeiſterung herrühren mochte, von der Aufmerkſamkeit und Pünktlichkeit, womit er ſein Amt verſah. Es war Gebrauch, daß fremde Geiſtliche nach der Meſſe dem Meßdiener eine Kleinigkeit in Geld gaben; nach der Erinnerung waren es in der Regel zwei bis drei Kreuzer für eine gewöhnliche einfache Meſſe; oft trug es aber auch dem Karl ein Sechskreuzerſtück; es verſteht ſich von ſelbſt, daß ihm dieſes auch

---

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Göthe's Fauſt (Prolog im Himmel).

mit ein Anlaß war, ſeine Sache immer beſſer zu machen und jeden Befehl und Wunſch den Geiſtlichen an den Augen abzuleſen.

Trotzdem konnt' er der lateiniſchen Wörter und Sätze, die er zu ſagen hatte, auch ſelbſt dem Wortlaut nach nie ganz mächtig werden; manche Stelle ſchnurrte und brummte er hinaus auf Gerathwohl, vermiſcht mit unartikulirten Tönen, und manche andere ſchwierige Stelle verſchluckte er auch wohl ganz, ſie mit wortloſen Kehltönen, auf- und abwärts modulirt, erſetzend. Der liebe Gott wird's doch verſtanden haben, wohl ebenſo gut, als hätte Karl ſein von ihm total unverſtandenes Latein noch ſo rein und accentuirt geſprochen.

Wie die Schüler in der Schule, wenn ſie ihre Aufgabe nicht auswendig können, oft mit liſtiger Verſchlagenheit unter den Tiſch blicken, gleichſam als beſännen ſie ſich — da unten aber ein offenes Buch auf den Knien haben, woraus ſie „ſpicken", (wie der damalige Ausdruck war); ſo zog auch Karl oft heimlich am Altar gewandt ſein Meßbüchlein hervor, um inmitten der heiligen Handlung ſeinem ſchwachen lateiniſchen Gedächtniß nachzuhelfen. — Denn es iſt keine Kleinigkeit, bei gänzlichem Nichtverſtändniß der Sprache, allemal ſogleich, wenn der Prieſter zu Ende, mit dem jedesmal hergehörigen richtigen Satz einzufallen und ihn raſch und zierlich, ohne Stocken und Beſinnen herzuſagen. Und es ſind dieſer Sätze nicht wenige und dabei auch recht ſchwierige.*)

*) Wie Diejenigen, die der Meſſe und des Lateins nicht kundig, an nachfolgendem Beiſpiele bemerken mögen: „Confiteor Deo omnipotenti, beatae Mariae semper virgini, beato Michaeli archangelo, beato Joanni Baptistae, sanctis apostolis Petro et Paulo, omnibus sanctis, et tibi, pater, quia peccavi nimis cogitatione verbo et opere, mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Ideo precor beatam Mariam semper virginem, beatum Michaelem Archangelum, beatum Joannem Baptistam, sanctos apos-

Bleibt der Miniſtrant in der ſogenannten ſtillen Meſſe in ſeinen gewöhnlichen Kleidern — ſo iſt dies ganz anders beim „Amt", beim Hochamt, bei dem die vielen Kerzen brennen und auch die Prieſter in feſtlicherer Kleidung erſcheinen. Da hatten die Meßdiener auch ihre Kirchenkleidung: einen rothen, die gewöhnlichen Kleider ganz bedeckenden Rock, darüber ein etwas kürzeres, weißes, gefälteltes Hemd und einen rothen, mit Goldſtreifen beſetzten und bis auf die Schultern reichenden Halskragen.

Das war nun erſt recht die Kleidung, worin ſich Karl wohl und ſtolz fühlte, ſtolzer als jeder andere Miniſter, und er hätt' es darin wohl mit dem deutſchen Kaiſer aufgenommen, wenn er auch bis zur Würde des Pabſtes noch einige wenige Stufen zu erklimmen hatte. Wie ſtattlich ging er darin in den Prozeſſionen einher, mit welchem Seibſtbewußtſein trug er darin ſeine Kerze oder die Schelle oder gar, was das Höchſte in dieſer Art war, das Rauchfaß. Wie feierlich ſchwang er dieſes, daß deſſen ſüße, gewürzige Düfte in rechtem Maße emporquollen und ſich verbreiteten in den heiligen Räumen.

Und während er vielleicht von der betenden Gemeinde kaum eines Blickes gewürdigt wurde, glaubte er natürlich doch, alle Welt

---

tolos Petrum et Paulum, omnes sanctos et te, pater, orare pro me ad Dominum Deum nostrum." (Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, der ſeligen, allezeit reinen Jungfrau Maria, dem h. Erzengel Michael, dem h. Johannes dem Täufer, den hh. Apoſteln Petrus und Paulus, allen Heiligen, und dir, Vater, daß ich vielfältig geſündigt habe mit Gedanken, Worten und Werken, durch meine Schuld, meine Schuld, meine größte Schuld. Darum bitte ich die ſelige, allezeit reine Jungfrau Maria, den h. Erzengel Michael, den h. Johannes den Täufer, die hh. Apoſtel Petrus und Paulus, alle Heiligen, und dich, Vater, für mich zu bitten bei Gott, unſerm Herrn).

ſähe auf ihn und bewundere ihn als die Hauptperſon. Wie vielmal durchwanderte er in ſeinem rothen und weißen Kleide die Kirche, zwiſchen den ſich verſammelnden oder ſchon verſammelten Mengen und Maſſen des Volkes hindurch; wie ergriff er jeden geringſten Anlaß, um ſich in ſeiner Würde und in ſeinem Kleide zu zeigen, und mit welch gewichtiger Miene ſtolzirte er dann wieder dem Chore und dem Hochaltare zu — jedoch ohne zu vergeſſen, in der Mitte, vor dem Tabernakel, worin die Monſtranz mit dem Allerheiligſten, ſeinen zwar oft ſehr flüchtigen, aber ſtets mit feierlichem Ernſt und einer gewiſſen knabenhaften Grazie ausgeführten Knix zu machen.

Die Gemeinde kannte ſicherlich den Karl nicht und wußte demnach natürlich auch nicht, daß das eifrige Meßbüblein lutheriſch ſei; denn ſonſt hätt' es gewiß Viele in ihrer Andacht geſtört. Aber das verkleidete lutheriſche Meßbüblein machte ſeine Sache gut, und ſchmeichelte ſich, nicht wenig zur Auferbauung der Gemüther und zur Feierlichkeit der heiligen Handlung beigetragen zu haben.

Karl ſelbſt blieb dabei ſtets unbefangen und arglos; er wußte nicht anders, als daß es ſo ſei, und daß das, was er thue, ganz gewiß nichts Unrechtes ſei; ja, es war ihm Bedürfniß geworden, ohne das er unglücklich geweſen wäre; und wer ihn darin geſtört und durch irgend welche religiöſen Scrupel aufgeſchreckt, hätt' ihm großes Leid angethan und bittere, feindliche Geſinnungen in ihm erweckt. — Aber es kam kein ſolcher Störer, und die Sache ging ruhig und friedlich ihren Gang weiter, mehr als ein Jahr lang.*)

Daß Karl auch einmal Prieſter zu werden wünſchte, iſt nach

*) Die genaue Zeitdauer konnte leider nicht ermittelt werden; doch waren es eher zwei Jahre, als Ein Jahr — indem ſich Karl noch ſehr gut erinnert, daß er mehrere im Jahr nur Einmal vorkommende Feſtlichkeiten, mehr als Einmal mitgemacht.

alledem sehr erklärlich. Wo er ging und stand, in Wald und Feld, in Keller und Bodenkammer, summte er die lateinischen Worte des Geistlichen in einförmigen auf- und absteigenden Modulationen. Zu Hause baute er von Tischen und Stühlen Altäre, zündete, wenn es ging, ein Licht an, legte ein Buch hin, nahm ein Glas als Kelch und irgend einen Gegenstand als Monstranz und las nun Messe: er machte dabei Priester und Meßdiener zugleich, trug das Buch hinüber und herüber, sang sein feierliches: „Oremus!“ (Laßt uns beten!), wandte sich mit ausgebreiteten Armen gegen die nicht anwesende Gemeinde, rief sein: „Dominus vobiscum!“ (Der Herr sei mit euch!) und ergänzte selbst im Herumdrehen: „Et cum spiritu tuo!“ (Und mit deinem Geiste!) — bis er endlich dachte, nun sei die Messe lang genug gewesen, und:

Priester: Ite, missa est! (Geht, die Messe ist beendet!)

Ministrant: Deo gratias! (Gott sei Dank!)

Dann stieg er aber erst noch auf einen Stuhl und hielt die Predigt. Es werden schwerlich Musterpredigten gewesen sein für Kandidaten des Predigtamtes. Es mangelte weder an hohen, noch an hohlen Worten, nicht an Pathos, aber auch nicht an ernstlicher, nur eben unbeholfen zu Tage tretender Begeisterung.

Aus allerlei katholischen Gebeten stellte sich Karl viele geistliche Reden zusammen und schrieb sie auch mit großer Sorgfalt auf.

In dieser Zeit war es auch, in welcher Karl, der später noch manches Lied gesungen und bis heute noch der edlen Poeterei nicht entsagt hat, sich seiner ersten Verse bewußt ward, in denen es ihm freilich auf einige rhytmische Unebenheiten und falsche Reime nicht so genau ankam; sie wurden von ihm natürlich sehr schön und gehaltreich befunden; er sang und summte sie unzählige Male laut und leise vor sich hin in Stuben und Straßen, sich des Klangreizes freuend, den der Reim ausübt; und daß sie zu einer katholischen Kirchenmelodie paßten, ist als selbstverständlich anzunehmen. —

Daß Karl recht gut wußte, daß er ſelbſt nicht katholiſch ſei, geht daraus hervor, daß er die glühendſte Sehnſucht hatte, es zu werden. Er hätte Alles darum gegeben; er wußte nur nicht, wie er es anfangen ſolle und getraute ſich wohl auch nicht recht, ſeinen heißeſten Herzenswunſch zu äußern. Aber es war und blieb ſein Wunſch, ſein Begehren, und er wartete wohl nur noch, bis eine paſſende Gelegenheit ſich zeige, um feſt und entſchloſſen einen Schritt zu thun, von deſſen Weſen er zwar nicht viel verſtand, an den er aber ſein irdiſches und ſein himmliſches Glück anſchloß.

Eins nur war es, vor dem ſeinem Kindesſinne bangte: die Beichte, die Ohrenbeichte. Er wußte, daß dieſe bei den Lutheranern nicht war; aber hier war ſie. Nicht, als hätt' er ſich geſcheut, ſeine Sünden dem Prieſter zu bekennen — nein; aber er hatte gehört, daß man alle ſeine Sünden ſagen müſſe, und da war er nun in arger Aengſtlichkeit darüber, daß er doch nicht ſo genau wiſſe, was Alles zu dieſen zu bekennenden Sünden gehöre und namentlich auch, daß er ſie nicht alle behalten möchte, ſondern wohl auch einige vergeſſen könnte. Da ſtand denn die ſchreckhafte Hölle im Hintergrunde, in die der arme Sünder komme, der nicht alle ſeine Sünden gebeichtet, ſondern einige vergeſſen. Wahrhafte Folterqualen verurſachte dem armen Knaben dieſer Gedanke; Tag und Nacht brütete er über der Löſung desſelben; — und dieſes mag Miturſache geweſen ſein, daß er die Erfüllung ſeines Herzenswunſches, katholiſch zu werden, in weitere Ferne hinausſchob. Er gedachte ſich ein ſchriftliches Regiſter ſeiner Sünden anzulegen, dieſes mit in den Beichtſtuhl zu nehmen und den Prieſter zu bitten, es ihn ableſen zu laſſen, weil er nicht Alles hätte behalten können. — Es ſollte aber nicht dahin kommen, daß Karl zur Ohrenbeichte gelangte; das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. —

Wie ſchon geſagt, ging Karl in die Schule, und zwar in die

lutheriſche Weißfrauenſchule, in deren zweitoberſter Klaſſe er damals war. Manchmal nahm ihn ſein Freund Sebaſtian jedoch auch mit in die katholiſche Schule, in die Domſchule, wo er denn auch dann und wann auf einige Stunden als ſtiller Zuhörer geduldet wurde. Die Schule jedoch war ihm damals Nebenſache; die Kirche, die katholiſche Leonhardskirche — dies war ſein Eins und Alles.

Obgleich Karl ſtets bei den Oberſten in ſeiner Klaſſe ſaß und ſich auch nicht leicht ein anderes Vergehen zu Schulden kommen ließ, das Strafen nach ſich zog — Eins aber geſchah oft, ſehr oft: er verſäumte die Schule — nicht wegen Faulheit, ſondern im Gegentheil aus Arbeitstrieb und Eifer — aber freilich nicht für die Schulgegenſtände, ſondern: — während ſie dort in der Weißfrauenſchule rechneten oder die bibliſche Hiſtorie erzählen mußten, fungirte er bei einer Frühmeſſe oder an einem blos katholiſchen Feiertage bei feſtlicherem Gottesdienſt in der Leonhardskirche — dachte zwar mit Schrecken daran, womit er ſich nun wieder am Nachmittag oder am andern Tag in der Schule entſchuldigen ſollte — denn die eigentliche Urſache der Verſäumniß oder auch des Zuſpätkommens durfte er natürlich nicht ſagen — blieb aber doch in der Kirche; — aus lauter religiöſem Eifer ward gar manchmal die Wahrheit umgangen — und Karl ließ lieber alle möglichen Strafen auf ſich niederdonnern, als daß er verſäumt hätte, „die Meſſe kundig zu bedienen."

Erſt ſpät, als es ſchon zur Neige ging, ſcheinen die Lehrer dahinter gekommen zu ſein, wo Karl während ſeiner Schulverſäumniſſe war — und von der Schule aus mögen auch wohl die erſten Schritte geſchehen ſein, wieder Ordnung herzuſtellen in Gottes Haushalt.*)

*) Ob und in wie weit der damalige Inſpektor der Weißfrauenſchule, Pfr. A. Kirchner, der rühmlichſt bekannte Geſchichtſchreiber Frank-

Daß der Vater Karls Alles zuließ, iſt ſchon geſagt; höchlichſt zu verwundern iſt aber und ſcheint geradezu unglaublich, daß weder proteſtantiſcher, noch katholiſcher Seits die abnorme Sache bemerkt wurde, bemerkt werden wollte und nirgendwo Einſprache geſchah — während doch ein Jahr und noch mehr eine lange Zeit iſt, und es doch auch in keinem heimlichen Winkel, ſondern in einer öffentlichen, vielbeſuchten Kirche vorging; während doch 100,000 *) Frankfurter Augen auf ihn zu blicken befähigt waren, und während man doch unter den vielen Hunderten ſeiner Mitſchüler einige hätte vermuthen ſollen, die den abſeitlichen Wegen Karls nachzuſtöbern und ſie gehörigen Orts anzuzeigen ſich befleißigt hätten.

Die Wege des Schickſals ſind geheimnißvoll. Dies iſt auch daran zu erſehen, wie endlich jene lutheriſche Meßdienerei ihre Endſchaft erreichte. In der Erinnerung Karls iſt es nicht mehr deutlich, wie es aufhörte und welche Scenen es dabei gab. Es iſt dies nur dadurch erklärlich, daß, nach dem bald darauf erfolgten Tode ſeines Vaters, Karls Lebensverhältniſſe eine totale, gewaltſame Umwandlung erlitten.

Aber das weiß er noch, wie es ihn nach dem Aufhören noch lange, lange unwiderſtehlich hinzog nach ſeiner lieben Leonhardskirche, wie er geweint und gejammert, nicht mehr hinein zu dürfen, und wie er alſogleich zu einem lutheriſchen Pfarrer in's „Gebet" (den vorbereitenden Konfirmandenunterricht) kam, um dort ſtatt der Meſſe den kleinen Luther'ſchen Katechismus auswendig zu lernen.

---

furts (der einſt das kleine Karlchen getauft), ſo wie der damalige Oberlehrer J. dabei betheiligt waren, ließ ſich nicht ermitteln.

*) Frankfurt damals rundweg zu 50,000 E. angenommen.

Noch ſteht ihm der in der Frankfurter Andenken tief eingegrabene ehrwürdige proteſtantiſche Geiſtliche (Stn.) lebendig vor der Seele, wie er den troſtloſen Knaben zu tröſten ſuchte ob ſeines Verluſtes, wie er ihn mit milden, freundlichen Liebesworten an ſich heranzog, wie er ihm gleichſam Erſatz zu bieten ſuchte für das, was ihm entriſſen. — Hätte jener Geiſtliche die Sache weniger mild aufgefaßt und wäre mit fanatiſchem Ketzergerichte, auf den Knaben eingedrungen, ſo wäre ſicher das Gegentheil von dem erfolgt, was bezweckt werden ſollte. — So aber brach es nicht, ſondern bog ſich allmälig; es traten andere Lebensbegebniſſe heran; die Wunden vernarbten und heilten mit der Zeit.

Ein anderer Mann aus jener Zeit ſteht ebenfalls noch lebhaft im Gedächtniſſe Karls: der damalige erſte Geiſtliche an der Leonhardskirche (M.), auch ein Bild der Sanftmuth und Liebe, ein ächter Kinder- und Menſchenfreund, an dem das lutheriſche Meßbüblein mit liebeeifrigſter Verehrung hing. — Ob er jemals mit dem Vorhergenannten in der ſpäteren Zeit über Karl ſprach, weiß dieſer nicht. — Er kann ſich auch nicht erinnern, daß irgend einer jener katholiſchen Geiſtlichen, mit denen er verkehrte, oder auch ein anderer Katholike, jemals mit ihm geſprochen hätte vom Katholiſchwerden oder ihn dazu aufgemuntert. Bedurft' es ja auch deſſen nicht im Geringſten — wie ſich aus dem Vorhergehenden hinreichend ergibt.

Die Mehrzahl aller derer, mit denen damals das lutheriſche Meßbüblein in nähere Berührung kam, iſt nun ſchon längſt dahingegangen, wo ſchwerlich ein Unterſchied gemacht wird zwiſchen Katholiken und Lutheranern; und ſollte Karl auch einmal dorthin kommen, ſo wünſcht er ſehnlichſt, auch jene beiden Frankfurter Geiſtlichen zu treffen, um ihnen die Hand zu drücken für all' ihre Liebe gegen das lutheriſche Meßbüblein.

Es iſt in keinem Andern Heil, als in der Liebe, die die Dul-

dung in sich einschließt, und die auch der gepredigt, zu dem Katholiken und Lutheraner voll frommer Verehrung aufblicken.

„Und es erhub sich entzückt ihr heller Gesang: „Wir glauben All' an Einen Gott!" — Da mit einmal sprangen die Flügel
Auf mit Getön, daß weit von goldenem Glanze der Aether
Leuchtete. Petrus erschien und sprach mit freundlichem Lächeln:
„Habt ihr euch jetzt besonnen, ihr thörichten Kinder? So kommt denn!" *) —

3.

„Der Lebensgang dieses Mannes (Jung Stilling) war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Thätigkeit." Göthe.

Es ist jetzt über ein Vierteljahrhundert, daß jene Geschichte sich begeben; sie ist aus der unverwischlichen Erinnerung daran wahrheitsgetreu erzählt und hier, als ein vielleicht noch nicht dagewesenes Faktum, mitgetheilt, in der sichern Annahme, daß sie unmöglich irgend Jemand, namentlich jetzt noch, unangenehm berühren kann.

Viel näher liegende, jüngere Begebenheiten aus dem Leben Karls sind in dessen Gedächtniß verblaßt und theilweise vergessen; seine Meßdienerei steht noch mit hellen Farben vor seiner Seele — ein Beweis, mit welcher Theilnahme, ja, mit welcher glühenden Begeisterung er derselben obgelegen.

Noch in späteren Jahren schlüpfte er zuweilen auf einige Augenblicke in seine liebe Leonhardskirche, wo ihn die alten bekannten Räume gar friedlich heimisch anlächelten, und er oft kaum wußte, ob nicht aus dem Angesichte des h. Leonhard oder eines

*) Voß, Luise (erste Idylle).

andern dortigen Heiligenbildes ein Blick ihm entgegen leuchtete, anmuthend wie ein leiſer Vorwurf, warum er denn ſo ſehr weit weg von ihnen gegangen. Still und feierlich — fromm und frei — verließ er dann wieder die heiligen Mauern, um in dem wogenden Getreibe der Welt ſeiner Pflicht und Arbeit nachzugehen. —

Das ehemalige lutheriſche Meßbüblein*) hat, nachdem es ſchon längſt den Plan, katholiſch zu werden, aufgegeben hatte, noch viele Jahre ſeinem Lieblingsgedanken nachgehangen, Geiſtlicher zu werden, natürlich proteſtantiſcher. Aber Schickſale, Lebensverhältniſſe, Menſchen traten der Erfüllung dieſes Wunſches ſtets ſchroff und andersbeſtimmend entgegen. Ja, Karl konnt' es, trotz ſeiner inſtändigſten Bitten, trotz ſeines eifrigſten Beſtrebens, trotz ſeines raſtloſen Lern- und Wiſſensdranges nicht einmal dahin bringen, zur Vorbildung auch nur für eine ähnliche untergeordnete geiſtige Wirkungsſphäre zu gelangen. Er ſtand allein und verlaſſen, ohne Eltern und Rathgeber, tappte im Dunkeln und fand keinen Weg. Die ſchönſte Jugendperiode (bis weit über ſein zwanzigſtes Jahr hinaus), die rechte Lern-, Strebe- und Schaffenszeit iſt ihm geradezu verloren gegangen. Mit Trauer und Bedauern ſieht er auf jene ſchauerliche, kahle und unfruchtbare, nur mit dürftigem Haidekraut bewachſene Strecke ſeines Lebens zurück. So oft er ſich auch aufzuraffen ſuchte — ſtets traten ſeinem unverſieglichen Drange nach geiſtiger Weiterbildung allzugroße Hemmniſſe entgegen; konnten ſie ihn auch nicht ganz erdrücken, ſo drückten ſie ihn doch tief genug nieder, daß er erſt dann einigermaßen ſie zu bewältigen fähig war, als ihm von

*) Entſproſſen einer würtembergiſchen proteſtantiſchen Pfarrersfamilie aus Ludwigsburg. (Vergl. Meuſel, Lexikon der v. J. 1750—1800 verſtorb. teutſchen Schriftſteller. Leipzig 1804. III. 139.).

Frankfurt aus mit Rath und That beigeſtanden wurde, als es freilich aber auch ſchon gar ſpät war, ſein Lebensfrühling ſchon zur Neige gegangen, und die Sonne ſeines Lebensſommers ſchon ziemlich hoch und brennend heiß ob ſeinem Scheitel ſtand.*)

So durchlief er ſeit ſeiner Meßdienerei noch viele und vielerlei abſonderliche Lebensphaſen in und außerhalb Frankfurt — ſtets niedergehalten von dem Druck der Verhältniſſe und von der Un-

*) Die damaligen Schickſalsfahrten Karls einigermaßen charakteriſirend, erſcheint folgendes Faktum. Bei dem Tode ſeines Vaters (der kein Pfarrer, ſondern Kaufmann war) wußte Karl, (damals kaum 12 Jahr alt), daß jener noch einen Bruder hatte, der Pfarrer im Würtembergiſchen war. Karl, das verlaſſene Büblein, ſchrieb nun ſelbſt an jenen Onkel, mochte aber den Brief in Kindesunwiſſenheit falſch adreſſirt haben; denn dieſer kam zurück, und es wurde daraufhin angenommen, jener Onkel ſei auch ſchon todt. Dies war im Jahre 1831. — Im Jahre 1838 konnt' es Karl in Frankfurt nicht länger mehr aushalten; es drängte ihn hinaus in die Welt. Nach längerer Reiſe durch Deutſchland kam er im März oder April 1839 nach Maulbronn im Würtembergiſchen und der Zufall wollte, daß er daſelbſt Bekannte ſeines Onkels traf, von denen er vernahm, daß dieſer im Februar 1839 — alſo ungefähr einen Monat früher, als Karl ankam — in dem von Maulbronn nicht weit entfernten Freudenſtein, woſelbſt er Pfarrer war, geſtorben — kinderlos, allein, nach Befreundeten ſich ſehnend und dabei reich. — Welch ganz andere Lebensperſpektive ſtand für Karl in Ausſicht, wenn der obgenannte Brief ſeine Adreſſe erreicht hätte, oder auch ſelbſt dann noch, wenn Karl ſelbſt einige Monate früher nach Freudenſtein gekommen wäre. Aber auch in dieſem Sinn „irrt (herum) der Menſch, ſo lang er ſtrebt" — und

„Unſtern, dieſem guten Jungen,
Hat es ſeltſam ſich geſchickt,
Manches wär' ihm faſt gelungen,
Manches wär' ihm ſchier geglückt."

gunſt des Schickſals, aber dennoch nie höhere geiſtige Ziele aus dem Auge verlierend. *)

Ob Karl ſich gegenwärtig in ſeiner letzten irdiſchen Metamorphoſe befinde, oder ob ſein Lebensdrama noch mehr Akte haben wird voll Handlung und Wandlung — das ſteht allein in der Hand des Höchſten, der da weiß, wann und wie vielmal der Vorhang fallen muß und wann er zum letztenmal fällt.

„Dein bin ich, Gott der Güte,
Dein bin ich, Gott der Macht!
Erhebe mein Gemüthe
Zum Licht aus düſtrer Nacht!

Dir hab ich mich ergeben
Und dir vertrau' ich ganz!
Du führeſt mich zum Leben,
Reichſt mir den Siegeskranz!" **)

---

*) Zwar iſt dergleichen „Alles ſchon dageweſen;" Karl ward zwar noch von keinem Göthe getrieben, ſeine Lebensbegebniſſe aufzuſchreiben, jedoch von andern Freunden ſchon oft dazu aufgemuntert; es kann wohl ſein, daß er einmal dem Stilling'ſchen Beiſpiele folgt.

**) Wer dieſe Geſchichte nicht recht glaubhaft finden und vielleicht gar das ehemalige lutheriſche Meßbüblein, lebend in Frankfurt am Main, ſelbſt ſehen und ſprechen möchte, kann es gezeigt bekommen von dem Herausgeber dieſes Frankfurter Sagenbuchs.

Anhang.

Mag auch angeborner Sinn ſich verbergen
Pindar.
(Klinger's Motto zu ſeinen Werken.)

Fluth und Ufer, Land und Höhen
Rühmen seit geraumer Zeit
So dein Kommen, so dein Gehen,
Zeugen deiner Thätigkeit.

Göthe.

Und daneben die Zeugen der alten Zeit,
Der römisch deutschen Herrlichkeit,
Der Römer mit seinen Kaiserbildern,
Goldenen Bullen und Wappenschildern!

Der Platz, den einst mit schwerem Tritt
Der neugekrönte Kaiser beschritt
Ueber scharlachene Decken von Sammt,
Worauf in Gold der Adler geflammt!

Dort fiel der Stier, dort sprang der Wein,
Dort riß das Volk die Küche ein,
Und rings ein Drängen in engen Räumen
Mit Glockengeläut' und Becherschäumen!

Dingelstedt.

Die Frankenfurt.

„Hinüber zogen alle, wie Israel durch's Meer."
(Kopisch.)

Die Franken und die Sachsen führten blutigen Krieg;
Herüber und hinüber schwankten Verlust und Sieg.
Kaiser Karl der Große wollte durch's Schwert bekehren
Die heidnischen Sachsen zu Christen; die wußten sich aber zu wehren.

Schon waren der Franken viele von Sachsenhänden erschlagen;
Da überfiel den Kaiser ungewohntes Zagen;
Er floh durch Nacht und Nebel mit seinen Mannen waldein;
Da ward die Flucht gehemmet durch einen Fluß: den Main.

Sie konnten nicht hinüber — der Fluß war wild und tief;
Und hinter ihnen stürmte der Feind, der Rache rief;
Die Noth war groß und theuer guter Rath fürwahr,
Und jede Säumniß brachte stets näher die Gefahr.

Da warf der große Kaiser sich nieder zum Gebet:
„Hör' mein Gelübd', Allmächt'ger! Hör', was dein Kämpfer fleht!
Geleitest du mich glücklich zum andern Ufer hin,
Gründ' eine Stadt ich drüben, die dir zur Ehr' soll blühn!" —

Da theilte sich der Nebel, vom Sonnenlicht durchdrungen:
Und eine Hirschkuh sahn sie schreiten mit ihren Jungen
Hinüber durch das Wasser zum andern Uferrand;
Ihr hurtig folgend, kamen sie all' zum Rettungsstrand.

Da lagerte ſich wieder der Nebel auf den Main.
Die grimmen Sachſen ſtürmten heran zum Uferrain.
Verſchwunden waren die Franken, verſchwunden Furt und Helle;
Die Sachſen mußten ſich lagern auf ihre Bärenfelle.

Hüben ſprach der Kaiſer zu ſeinem Frankenheer:
„Beſſer, daß ich geflohen, als wenn ich gefallen wär'!
So lang ich lebe, lebt auch der Rächer der Ehre mein!
Gottes Huld und Gnade ſoll hoch geprieſen ſein!

Und dieſe Rettungsſtätte am ſchönen Mainesſtrand
Sei nun für ew'ge Zeiten die Frankenfurt genannt!
Hier will ich mir erbauen kaiſerliche Paläſte!
Hier will vom Krieg ich raſten und feiern frohe Feſte!

Noch manche Jagd will halten ich im Dreieichenhain
Dort drüben, wo die ſchlimmen Sachſen hauſen am Main!
Und ihre Götzenaltäre ſollen zerſtieben im Wind,
Und niedergebeugt ſoll werden der ſtolze Wittekind!

Rauſcht hin, ihr Maineswogen, zum mächt'gen Rheinesſtrom
Und kündet allen Völkern: Karl lebt, baut hier ſein Rom!
Laßt nieder euch, ihr edlen Ritter und Mannen frank!
Gott in der Höh' ſei Ehre und Lob und Rettungsdank!" —

Heil Frankfurt. *)

„Franckfortt du edle Statt getyrt
Myt tughend off das hogſt probyrt
Dyn fruntlich, gutt, und erbar art
Tzwyngt mych das ich moß ongeſpart
Dyn lob ußpryſen mancherley
Da von du dan hoſt gutz geſchrey."
Joh. v. Soeſt. **)

Heil dir, o Vaterſtadt!
Kaiſer Karolus hat
Einſt dich erbaut;
Er, deſſen Herrſchermacht
Glorreich in Fried' und Schlacht,
Hat dich gar treu bewacht,
Gleich ſeiner Braut!

Herrlich in Kraft und Glanz,
Zierde des Vaterlands,
Stiegſt du heran;
Mitten im deutſchen Reich,

*) Schon viele Jahre alt. Der Mund iſt etwas voll genommen; doch mag es (Frankfurt ſowohl, als auch dieſes Lied) ſo ſtehen bleiben.

**) Hofſänger und Arzt. — Ward im Jahre 1500 auf Verſchreiben des Pfalzgrafen Ludwig des Friedfertigen auf vier Jahre zum Stadtarzt angenommen. Der Rath gab ihm jährlich 16 Gulden Gehalt und befreite ihn von dem Beitrag zu den öffentlichen Abgaben. Er ſtarb 1506 im 58. Jahre ſeines Alters. — Sein Grabſtein iſt in der Bartholomäuskirche zu ſehen. Fichard's Archiv. — Obige Mottoverſe bilden den Anfang eines ſehr langen und breiten „Spruchgedichts zu lob und eer der Statt Franckfortt. Anno 1501." —

Roma *), der ſtolzen, gleich,
Ehren- und ruhmesreich
Standſt du fortan!

Einſt eine Sturmgeburt,
Die an der Rettungsfurt
Kaiſer geſchirmt,
Warſt du im Zeitgewühl.
Wie auch der Würfel fiel,
Männern des Volks Aſyl,
Drohend umſtürmt!

Handel und Wiſſenſchaft,
Kunſt und Gewerbeskraft
Blühen in dir;
Kern deines Bürgerthums
Mehrer des Friedensruhms —
Schöner als Latiums
Waffengeklirr!

Friedliches Main-Athen, **)
Mögſt du noch lange ſtehn!

---

*) Nach einer Sage ſoll Karl der Große Frankfurt a. M. Neu-Rom genannt haben. — Der Name des Rathhauſes, Römer, (ein römiſcher Bürger) ſtammt natürlich von dem Worte Rom; wie aber das Haus zu dieſem Namen kam, iſt unausgemacht; wahrſcheinlich rührt's von römiſchen (italieniſchen) Kaufleuten her, die vor alten Zeiten ihre Meßwaarenniederlagen daſelbſt hatten. Seit 1405 iſt der Römer Rathhaus. — — Das jetzige Haus Limburg neben dem Römer hieß früher Lateran (Name eines Platzes, eines Palaſtes und einer Kirche in Rom).

**) Bitt' um Entſchuldigung! 's iſt nicht böſe gemeint! Und was nicht iſt, kann ja noch werden!

Gott ſchau' darein:
Schenke dir für und für
Stärke und Glückeszier,
Freiheit und Friede, dir,
Frankfurt am Main!

Eher der Taunuswall
Stürz', als daß Frankfurts Fall
Breche herein!
Fließt noch des Rheines Strom,
Steht noch der Himmelsdom —
Blüh' auch das deutſche Rom, *)
Frankfurt am Main!

Heil dir, im Städtekranz
Zierde des Vaterlands,
Heil Frankfurt, Heil!
Vaterſtadt, Heimathsort,
Frankenfurt, Freiheitshort,
Kaiſerpfalz, Friedensport!
Heil Frankfurt, Heil!

---

*) „Deutſchland, ja, auch du haſt dein Rom;
Dieſe freie Stadt am Mainſtrom — —
D. (L. e. k. R.)

Der freien Stadt Frankfurt. *)

„Laßt jedem Bürger geben
Den Raum zu Wort und That,
Und strömen wird das Leben
Vom Bürger in den Rath!"
Schenkendorf. **)

Freiheit! heißt der Ruf der Völker; Freiheit! dröhnt's durch alle Gauen:
An dem Horizonte Deutschlands sehn der Freiheit Tag wir grauen.
Ob auch stürmisch und verworren noch die Elemente gähren:
Nach dem Sturm und Ungewitter müssen sich die Wogen klären!

Preis den Männern, die das Ruder führen an dem Staatenschiffe,
Wenn sie es mit Kraft und Weisheit lenken durch die Felsenriffe,
Wenn sie muthig und besonnen durch den Strudel und die Brandung
Steuern und das Schiff bewahren vor Gefahr und Schmach der Strandung!

Heil dem Volk, an dessen Spitze solche Steuermänner stehen,
Daß auf sie es voll Vertrauen kann im Sturm der Zeiten sehen!
Heil uns! Solche würd'ge Häupter haben wir in unserm Staate:
Mit gerechtem Stolze trauen Frankfurt's Bürger dem Senate!

---

*) Stand am 18. März 1848 in der „Didaskalia" und mag einfach als Andenken an jene sturmvollen, verworrenen Tage hier stehen. Das lokale Begebniß, (ähnelnd einem im J. 1612), das diese Verse veranlaßte und wornach sie beurtheilt sein wollen, sei hier nicht erwähnt.

**) 1813. Das Lied von den deutschen Städten. S. die Strophen, Frankfurt betreffend.

Sie, die edlen Führer, wollen redlich, daß der Staat gedeihe,
Wollen Knechte nicht regieren, sondern Männer, deutsche, freie!
Dies beweisen lange Jahre, dies beweisen unsre Tage!
Unser Bürgerglück, es lieget in gerechter, reiner Wage!

Von den selbstgewählten Häuptern ist das Volk durch Scheidewände
Nicht getrennt, und glücklich fühlen sich in Freiheit alle Stände.
Die Gerechtigkeit, sie scheuet nicht sich vor dem freien Worte:
Frei die Rede! Frei die Presse! Offen jede Wahrheitspforte!

Sei das Eintrachtsband des Staates immer unversehrt und heilig!
Schnell zwar kann das Gute reifen, doch nicht stürmisch, übereilig!
Drum der Leidenschaft — den Zügel! Und der Unvernunft — Belehrung!
Dem Gesetze aber — Achtung! Und der Obrigkeit — Verehrung!

Mit dem hehren Worte Freiheit rasset oft auch die Empörung,
Und dem Feind der Ordnung ist es Losungswort der Friedensstörung.
Doch die Bürger Frankfurt's kennen ihre Rechte, ihre Pflichten,
Um, wenn je die Hyder dräuet, ihren Giftzahn zu vernichten.

Stürmt's von innen oder außen: Frankfurt's Bürger — Frankfurt's Mauern!
All' für Einen! — Freiheit, Friede müssen hier vereinigt dauern!
Preis und Dank den weisen Lenkern in dem freien Friedensstaate!
Deutsche Bürgertreue huldigt frei und freudig dem Senate!

Das Cruzifix auf der Mainbrücke. *)

„Herzens Heiland, deine Liebe,
Die dich bis ans Kreuz gebracht,
Wirkt in mir so zarte Triebe,
Wenn ich die Gestalt betracht',
Wie du ganz mit Blut beflossen,
Wie dein heil'ger Leib verwund't;
Da hast du mich eingeschlossen
In den ew'gen Liebesbund!"
S. C. v. Klettenberg.

Du hast gewiß schon hundertmal
An jener Brücke Rand gestanden,
Durch deren Pfeiler, fest wie Stahl,
Des Maines Ufer sich verbanden,
Hast tausendmal wohl hingeschaut
Auf unsres Maines stille Wogen
Und auf die Stadt, so stolz erbaut,
Die dich geboren und erzogen.

Und wenn du so den reichen Gau
Der freien Vaterstadt betrachtet,
Mit Freude manchen festen Bau
Und manches schwanke Schiff beachtet,
Da bist du wohl nicht ohne Acht
Vorbeigeeilt mit flücht'gen Schritten
Am Bilde, welches wie zur Wacht
Erhöht ist in der Brücke Mitten.

Wo Wandrer sich an Wandrer drängt,
Gewahrest du in frommem Bilde

*) Vergl. S. 119: der Schwedenschuß.

Den Heiland, der am Kreuze hängt
Und niederblickt, ſo ſanft und milde,
Als ob er eben Willens ſei,
Mit müder Stimme dir zu ſagen:
„Gedenke, geheſt du vorbei:
Für dich bin ich an's Kreuz geſchlagen.“ —

Es ſtellten wohl mit frommem Sinn
Vor Zeiten hier die weiſen Väter
Der freien Stadt im Bilde hin
Der Menſchheit göttlichen Vertreter,
Um täglich bei'm Vorübergehn
Auf dieſer Brücke unſre Ahnen
Zu frommem Danke gegen den,
Der für ſie blutete, zu mahnen.

Doch nicht allein von jener Zahl
Der Wunden, die wir alle wiſſen,
Siehſt du den Herrn in Schmerzensqual
An ſeinem blut'gen Kreuz zerriſſen;
Auch eine neue trägt er hier,
Von der die heil'gen Bücher ſchweigen;
Wer ſie geſchlagen, will ich dir,
Wie mich's die Sage lehrte, zeigen.

Dereinſt geſchah's in trüber Zeit,
Daß über dieſer Brücke Bogen,
Der theuren Vaterſtadt zum Leid,
Die Schaaren wilder Krieger zogen;
In ihren Mienen Trotz und Hohn,
In ihren Händen blut'ge Wehren,
Verſchmähten ſie es, Gottes Sohn
Im Bilde kindlich zu verehren.

Und unter ihrem wildem Schwarm,
Da ſchritt ein Mann, des Landes Schrecken;
In hundert Schlachten war der Arm
Bewähret dieſes blut'gen Recken;
Befreundet war und wohl vertraut
Die Hand ihm längſt mit Blut und Morden;
Im Blute war ſein Haar ergraut,
Sein Herz erſtarrt und hart geworden.

Der trat in ſeinem grimmen Sinn,
Die ſchwarze Büchſe in der Rechten,
Zum Bilde des Erlöſers hin,
Vergleichbar jenen Kriegesknechten,
Die einſtens an dem Trauertag
Zu ſeinem blut'gen Kreuze traten,
Der gift'gen Worte bittre Schmach
Auf ſein ermüdet Haupt zu laden.

Und richtet ſeiner Büchſe Rohr
Mit ſeinen frevleriſchen Händen
Zum heil'gen Gnadenbild empor,
Mit glüh'nder Kugel es zu ſchänden;
So trifft er denn mit frechem Muth
Und ſchnöden Worten bittern Hohnes,
Mit frevler Kugel ſcharf und gut
Den heil'gen Leib des ew'gen Sohnes.

Und wie das Blei die Wunde ſchlug —
Noch heut erblickſt du ihre Stelle —
So prallt die Kugel ab im Flug
Und kehrt zurück mit Blitzesſchnelle
Und wählt den ſichern Weg zum Tod
In's trotz'ge Herz des eignen Schützen,

Daß an's Geländer dunkelroth
Des Blutes heiße Strahlen ſpritzen.

So möge gegen Jeden ſich
Die eig'ne Waffe tödtlich kehren,
Der keck ſich unterfänget, dich,
Den Heil'gen Gottes, zu verſehren.
Doch blick' hernieder ſanft und mild
Auf uns, die Enkel jener Ahnen,
Die hier dich aufgeſtellt im Bild,
An deinen Liebestod zu mahnen.

So lang ſich unſer Auge auf
Nach deinem heil'gen Kreuze wendet,
So lang der Mund zu dir hinauf
Aus Herzensgrund Gebete ſendet,
So lange möge keine Schaar
Von Feinden auf der Brücke gehen,
So lange möge Frankfurts Aar
Und Frankfurts Heil und Freiheit ſtehen!

W. B.

Parallellinien. *)

„Gleich und gleich geſellt ſich gern."

Der Mozart und der Göthe,
Wolfgang ein jeder genannt,
Die waren als Knaben nicht blöde
Und früh bei der Hand mit Verſtand.

*) S. die Note S. 172. Dieſes Zuſammentreffen gab den Anſtoß zu dieſen Verſen.

Der Mozart und der Göthe,
Vom Jünglingsfeuer durchtrauſt,
In Leben und Kunſt nicht ſpröde —
Wie's Don Juan zeugt und Fauſt.

Der Mozart und der Göthe,
Die ſangen Lieder gar zart;
Den Klang der Zauberflöte
Haben beide offenbart.

Der Mozart und der Göthe,
Aus philiſtröſer Nacht
Schufen ſie Morgenröthe
Und glühende Tagespracht.

Der Mozart und der Göthe,
War jeder ein Königsſohn;
Dornröschen, *) erwachend, böte
Einem jeden die Demantkron'.

Der Mozart und der Göthe,
Zwei Söhne deutſchen Lands;
Ihr Genius aber erhöhte
Sie in Weltruhmthrones Glanz.

Der Mozart und der Göthe,
Da ſtehen ſie beide in Erz,
Blicken, Deutſchland, dir ins öde,
Weltſchmerzzerriſſene Herz.

*) Grimm — und Uhland's „Mährchen."

Mainwanderung. *)

„Aus welchem Berg die Waſſer all
Der Mayn die Eger Nab und Sal
Entſpringen faſt aus einer Quell
Doch iſt der Mayn der gröſt Geſell."
(L. Chr.)

Meine Burgen zerfallen zwar; doch getröſtet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht.
Schiller (der Main).

Wir füllen die Gläſer und ſchlürfen ſie leer,
Wir füllen ſie wieder und trinken noch mehr:
Das ſoll uns verwehren kein Kaiſer!
Wir rücken zuſammen — im Wein ja erblüht
Die Freundſchaft, die Liebe, ein fröhlich Gemüth;
Der Wein macht uns freier und weiſer.

Nun laſſet uns ziehn mit dem Glas in der Hand
Im Geiſt in des Maines geſegnetes Land!
Der Wein wird die Wege uns zeigen!
Vom Fichtelgebirge der doppelte Quell,
Der rothe und weiße, die rauſchen ſo ſchnell
Hernieder in rüſtigem Reigen!

---

*) Tief in des Fichtelberges Klüften,
Mit grauen Nebeln angethan,
Umweht von nördlich kalten Lüften,
Beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in muthigem Gefechte
Sich hin bis zu dem Vater Rhein,
Und drängt, bekränzt mit Weingeflechte,
In ſeine Ufer ſich hinein.
Schenkendorf (die deutſchen Ströme).

Behaltet nur, Freunde, das Glas in der Hand!
Lang ſtrömet der Main durch das bairiſche Land —
Herzader des deutſchen Geblütes!
Er ziehet in klarem und ruhigem Gang
Die herrlichen Berge und Thäler entlang —
Ein Spiegel des deutſchen Gemüthes!

Jetzt ſchauen wir über die Gläſer hinaus!
Dort heben ſich felſige Kuppen heraus,
Von kräftiger Waldung umwoben;
Zertrümmerte Burgen, verwittert Geſtein,
Wie ſchau'n ſie ſo ernſt in die Fluthen hinein —
Kein Humpen wird dort mehr erhoben!

Wir aber, wir heben die Gläſer empor!
Denn Winzergeſänge, ſie ſchallen hervor
Aus duftenden Rebengeländen;
Die ſtehen ſo üppig die Ufer entlang!
Stimmt froh in den fröhlichen Winzergeſang,
Die klingenden Gläſer in Händen!

Durch fruchtbare Thäler voll Korn und voll Wein
Begleiten den Main wir zum wogenden Rhein,
Der hin in das Weltmeer ihn führet!
Wir aber, wir bleiben, wir wandern nicht aus!
Wer wäre nicht gern an dem Maine zu Haus,
Der Liebe zum Vaterland ſpüret!

Ihr habt doch noch, Freunde, das Glas in der Hand!
Der Wein aus des Maines geſegnetem Land
Erlabet die dürſtende Kehle!

Wir ſind ja gewandert von Böhmen zum Rhein!
Drum ſoll uns der kräftige, liebliche Wein
Erquicken den Leib und die Seele!

Wir füllen die Gläſer und ſchlürfen ſie leer,
Wir füllen ſie wieder und trinken noch mehr:
Das ſoll uns verwehren kein Kaiſer!
Wir rücken zuſammen — im Wein ja erblüht
Die Freundſchaft, die Liebe, ein fröhlich Gemüth;
Der Wein macht uns freier und weiſer.

Auf dem Feldberg. *)

„Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröſtlich iſt's noch allerwärts,
Doch ſah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."
Uhland.

Deutſchen Landes ſchöne Mitte,
Sei gegrüßt von Süd und Nord!
Nach der Väter frommer Sitte
Biſt du uns ein heilger Ort!

Stehſt ſo recht auf deutſcher Erde,
Starker Berg gleich einem Herde,
Drauf erglühn und leuchten ſoll
Freiheitsfeuer freudevoll!

*) Höchſter Berg im Taunus.

Steigt herauf aus euern Thälern,
Aus den Gauen, nah und weit,
Zu den Höhen, zu den Mälern
Deutſcher Kraft und Biederkeit!

Deutſcher Sinn muß ſich bewähren!
Schaart euch an den Bergaltären!
Eintracht bindet Süd und Nord!
Freiheit iſt der Deutſchen Hort!

Kampf- und ſieggewohnte Franken,
Männer, frei, dem Bergſtrom gleich,
Riſſen nieder Römerſchranken,
Um zu bau'n ein deutſches Reich!

Wir, die Enkel der Germanen,
Freuen uns des Werks der Ahnen,
Opfern ihnen Ruhm und Dank,
Wollen bleiben frei und frank!

Zeiget euch der Freiheit würdig,
Brüder all' aus Süd und Nord!
Pflanzt, den Vätern ebenbürtig,
Deutſche Kraft und Treue fort!

Von den Alpen zu den Belten
Sei das Land ein Land der Helden,
Das mit fremdem Glanz nicht prunkt!
Berg, du biſt der Mittelpunkt!

Aus Ruinen.

1. *)

„Uns iſt in alten mären wunders vil geſeit.“ (N. N. 1.)

Wie eines Helden Rieſenleichnam liegt
Die alte Burgruin' im Abendrothe.
Das Dörfchen traulich an den Berg ſich ſchmiegt,
Schaut auf zu dem, der groß noch iſt im Tode.

Sind's dieſe Mauern, die Zerſtörungswuth
Darniederriß, iſt's dieſer Haufen Steine,
Mit Moos bewachſen, einſt getränkt mit Blut,
Die glänzen in der Schönheit Zauberſcheine?

Nein! Phantaſie haucht Leben ein dem Stein,
Umkleidet ihn mit Pracht, die längſt zerſtoben;
Die Herrlichkeit und Größe ziehet ein
In's Schloß, das kühn ſich auf dem Fels erhoben.

Ich ſeh' die Ritter und die Mannen all'
Den Raum durchſchreiten in den Eiſenkleidern;
Im Schloßhof ſteht der reiſ'gen Knechte Schwall;
Die Burg belebt ein Heer von tapfern Streitern.

Die ſchmucke Dirne dort den Wein kredenzt,
Die Humpen wandern in der Tafelrunde;
Auch fehlt der Harfner nicht: ſein Auge glänzt,
Sein Lied iſt Minneſang und Schlachtenkunde.

*) Geſchrieben auf der Ruine Falkenſtein im Taunus.

Das Lied verhallt — — der ſchöne Traum entſchwebt—
Und vor mir liegt ein öder Trümmerhaufen,
Aus dem kein Heldengeiſt ſich ſtrahlend hebt,
Kein Sprößling ritterlicher Hohenſtaufen.

Todt liegt der Steinkoloß im Abendroth.
Du, Blick voll Wehmuth, kannſt ihn nicht beleben!
Doch glänzt in Zauberſchönheit auch der Tod,
Schloß er ein thatenreiches, ſchönes Leben!

2. *)

„Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."
Schiller.

Auf Schutt und Trümmern ſteht mein Fuß;
Zerfallen ſind die Mauern.
Mir iſt's, als hört' ich Geiſtergruß
Die Einſamkeit durchſchauern.

Verwittert iſt der alte Thurm,
Starrt finſter in die Lüfte.
Es brauſt vorbei der Zeitenſturm —
Und Schlöſſer werden Grüfte.

Laßt euch, ihr tapfern Ritter, nicht
In Grabesruhe ſtören!
Nicht eure Geiſter will zum Licht
Ich jetzt herauf beſchwören!

Nein, andre Geiſter möcht' ich ſehn
Erſtehn aus den Ruinen,
Nicht ſolche, die noch büßen gehn,
Unrecht und Schuld zu ſühnen.

*) Geſchrieben auf der Ruine Königſtein im Taunus.

Du Geiſt der edlen Menſchlichkeit,
Laß mich dein Antlitz blicken!
Durch alle Lande weit und breit
Zieh' aus, ſie zu beglücken!

Du Geiſt der Freiheit, ſteig' heraus
Aus deinem Burgverließe!
Zieh' in die weite Welt hinaus
Und bring' ihr deine Grüße!

Du Geiſt des Lichts, entſteige ſchnell
Den dunkeln Kaſematten!
Auf Erden muß es werden hell!
Treib' Nebel aus und Schatten!

Dreiein'ger Geiſt, erneut und jung,
Steig' auf, du heil'ge Dreiheit!
Schwebt durch der Welten Dämmerung:
Licht, Menſchlichkeit und Freiheit!

Sei, heil'ger Geiſt, Geiſt unſrer Zeit!
Erſcheine aller Orten!
Ihr Menſchen, macht die Wege breit
Und öffnet alle Pforten!

Kein unheimliches Nachtgeſpenſt,
Kein Spuk will euch erſchrecken!
Ein Angeſicht, das heiter glänzt,
Will lieblich euch erwecken!

So mögt ihr denn mit Staub und Moos,
Ruinen, euch umweben!
Das Grab iſt leer! Dem Zeitenſchoos
Entſproſſet neues Leben!

„Kindlein, liebt euch!“

Anm. Indem ich ſchon gedacht, es wären der Frankfurter Sagen genug in dieſem Buche, kommt der Verleger und ſagt: daß inmitten eines Buches eine leere Seite nicht gut ausſehe; ich möge noch etwas Hübſches hierher ſchreiben. Gegen einen Verleger aber unfolgſam zu ſein, das wäre ja gegen allen Anſtand und Sitte. Jedoch was ſollt' ich herſchreiben? Verſe? Ich befürchte faſt, es ſind der gegebenen ſchon zu viel! Oder ſollt' ich mit einem Catoniſchen: „Ceterum censeo —“ ſchließen? Nein, ich wählte lieber das Teſtament Johannis, des Jüngers, den „der Herr lieb hatte.“ Wollte Gott, es gehörte nicht zu den Frankfurter Sagen, brauchte überhaupt nicht mehr geſagt zu werden, ſondern wär' überall hiſtoriſche Wahrheit.

Laboratorium.

☞ Der Eingang in diese Werkstatt ist Jedem strenge verboten, der nicht selbst laborirt — — an mannigfaltigen Fehlern und Mängeln.

NB. Alles Nachfolgende ist Gratisbeilage und kann ungelesen bleiben.

Quellen, Noten, Gloſſen ꝛc.

Da dieſes Buch kein wiſſenſchaftliches ſein ſoll, ſo wollt' ich meine Quellen — etwa in der Vorrede — nur ſummariſch aufzählen; ich bezeichnete demnach die einzelnen Stücke nur kurz, wie untenſtehend. Indem ich nun bei faſt beendigtem Druck das Inhaltsverzeichniß niederſchreiben will, ſcheint mir eine ſpezielle Quellenangabe doch wieder geeigneter. Die benutzten Bücher aber, die ich meiſt aus der hieſigen Stadtbibliothek entliehen und für deren öftere Verabfolgung ich dem Herrn Bibliothekar Dr. Haueiſen zu beſonderem Danke verpflichtet bin, nochmals durchzumuſtern, um Titel, Seitenzahl ꝛc. genau anzugeben, erlaubt mir meine Zeit nicht, wär' auch wohl überflüſſig. Wörtliche Citate ſind ſchon im Text nachgewieſen und ſind genau nach der dort angeführten Quelle abgedruckt. Die Angabe derjenigen Quellen, wonach die einzelnen Stücke bearbeitet ſind und die zu Erweiterungen, Noten u. dgl. dienten, folgt nachſtehend, iſt jedoch oft nur für den Kenner der betr. Lokalliteratur verſtändlich.

Seite

1. Frankfurt's Gründung. Thietmar von Merſeburg — Thomas, Annalen — die erſte Sage auch theilweiſe in Grimms deutſchen Sagen — das Gedicht von Kopiſch hat ſehr zur Verbreitung dieſer Sage im Volk und in Deutſchland beigetragen; mehrere Stellen daraus kommen in dieſem Buch als Motto's vor — Lersner's Chronik; Kirchner's Geſchichte v. F. — mündlich (die volksthümliche Auffaſſung nebſt den dadurch bedingten Modifikationen, ſowie die von dorther veranlaßten wenigen Schmuckzuthaten ſind berückſichtigt) — — Fichard, Entſtehung ꝛc.; Römer-Büchner, Beiträge ꝛc. — „Zum Schutz des (von den Franken) eroberten Maintaunusgebiets wurde eine Befeſtigung nothwendig, am ſicherſten auf der linken Mainſeite, und zwar an der Stelle, wo der Uebergang wegen der vorliegenden Inſeln am leichteſten zu bewerkſtelligen war, d. h. an der Stelle der jetzigen Brücke. Von dieſem Durchpaß hat der Ort den Namen erhalten. — Es (das Wort Furt) iſt auch

Seite

gleichbedeutend mit Fahrt, daher Fahrgaſſe, die ſich hier an die Brücke an die Furt des Mains anſchließt." R.-B. — Dippoldt, Karl der Große — Thomas — (NB. Thaſſilo, 788, Ingelheim!?) — — Cronecken der Saſſen — — Florian's Chronik; Lersner; Kirchner; Faber, top., pol. u. hiſt. Beſchr. ꝛc.

6. Faſtrabens Ring. Nach einem alten Gedichte — — Aehnlich bei Grimm, d. S. — Thomas. —
7. Kaiſer Karls Rechtsſpruch. (H Folz) — Docen, altd. Muſ.; Simrock, Quellen des Shakspeare. — Siehe auch Rückerts Gedicht. — — (Kühnlich angeeignet — des wahrſcheinlichen Anachronismus in Betreff Karls nicht zu gedenken; — erhält einſtweilen das Frankfurter Bürgerrecht, bis ein gerichtlich beglaubigter Heimathſchein vorgewieſen werden kann.)
9. Der verteufelte Königsſohn. Thomas, Kirchner.
12. Kaiſer Ludwigs Erſcheinung. Thomas.
13. Kaiſer Konrad trägt das Kreuz. Kirchner — Thomas.
14. Der Hainer Hof. Thomas, Kirchner.
15. Brunhilde und Hildegard. — ? — ? — Thomas.
18. Der Frohnhof. Wolf, heſſiſche Sagen, mündlich.
19. Der Schelm von Bergen. — ? — mündlich — Kirchner — Simrock — Uſener, Ritterburgen ꝛc. (Auch Heine hat den Schelm beſungen.)
22. Heirathszwang. Kirchner, Lersner.
24. Doppelt gebannt. Thomas.
24. Kaiſer Rudolphs Wahl. Thomas, Lersner. — Seite 26: Verdrehte Satzkonſtruktion in der zweiten Note; dieſe muß heißen: „Von den ſechs Kaiſertöchtern (M., A., H., K., G., C.) wurden die zwei erſten noch bei Rudolphs Aufenthalt in Aachen vermählt."
26. Glauburg. Lersner, Wolf, h. S.
28. Die zwei Glauburger. Wolf, h. S. — mündlich?
30. Rundhütchen. Noll, D. (NB. Dieſes D. heißt immer „Didaskalia") — mündlich. — Vergl. Grimm (d. S. I. Nr. 74). — Sagen mit ſolch echtpoetiſchem Kerne ſcheinen leider in hieſiger Gegend ganz ausgeſtorben zu ſein.
33. Der Hahn auf der Brücke." Kirchner, Anſichten ꝛc. — mündlich — Grimm.

Seite

35. Der Neuner in der Wetterfahne. Mündlich — Simrock — Reiffenſtein (Konverſationsblatt).

39. Geißelfahrt und Judenſchlacht. Limburger Chronik — — Thomas, Kirchner. — Die überflüſſigen Einleitungsworte, S. 39, hatten wegbleiben ſollen, kamen aber ungeſchickter Weiſe doch dazu. — S. 41 iſt anſtatt: „Enckel" Schenckel geſetzt.

47. Günther von Schwarzburg. F. L. Hoffmann (Thüringer Taſchenbuch) — Kirchner — Pfeiffer, D. — Römer-Büchner, D. — Limb. Chr. — Florian, Chr. — S. 53 unten iſt anſtatt: „Reiſe" Weiſe geſetzt.

54. Die goldene Bulle. Beſchreibung nach eigner Anſchauung durch Vermittlung des Herrn Archivars Dr. Hertzog; Kirchner, Lersner — — Stock, Chronik — mündlich.

58. Die Kronberger Schlacht. Feyerlein (Gemeinnützl. Blätter f. d. Großherzogthum Frankf.) Lersner, Kirchner, Limb. Chr. — S. 61: das Wort Horſt oder beſſer Harſt (auch Harſch) bedeutet ein Heer von Reitern, den Vortrab eines Heeres, die Vorhut — und ſollte nicht geſperrt gedruckt werden.

62. Der Mönch auf dem Gutleuthof. Limb. Chr. — Ich fand zwar nirgends nachgewieſen, daß dieſer Mönch gerad in Frankfurt war; doch es iſt die allgemeine Annahme, und das Gegentheil fand ich auch nirgends nachgewieſen. Und wo ſollt' er ſonſt geweſen ſein?

63. Der Meſſerſchmiede Wappen. Lersner. — Der Herausgeber einer neuen Frankf. Chronik (Meiſinger) ſchreibt die Erzählung dieſer Geſchichte dem Chroniſten Kitſch zu — und entſchuldigt ſich nachträglich bei den Herren Meſſerſchmieden, daß er dieſe alterthümliche Geſchichte wiedererzählt. Ich bin im Voraus überzeugt, daß mir's die Herren Meſſerſchmiede nicht nur nicht übel nehmen, ſondern mir's ſogar zu danken wiſſen, daß ich das Andenken an jenen „mannlichen Kriegshelden" wieder aufgefriſcht.

65. Die burgere von Franckinford ꝛc. Fichard's Archiv. Steht auch bei Soltau, hiſt. Volkslieder. Es iſt diesmal den Leſern überlaſſen, aus Sache und Sprache klug zu werden.

67. Der Bachtanz. (W. O. v. Horn, D.) Belli-Gontard (Leben in Frankf. a. M.)

71. Der Lump. Ung. (D.), Kirchner, Lersner.

Seite

72. Der Erbsenhandel. Ung. (D.), Lersner. — S. 75. Z. 5 von oben lies: wozu fast die ꝛc.

76. Der fromme Abel. Hans Sachs.

78. Doktor Faust in Frankfurt. Scheible, Faustbücher.

80. Der Rattenpfennig. Lersner; Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten; — Kirchner.

82. Die Thurmkrone. Vergl. Passavant und Hessemer im Archiv f. Frankf. Gesch. und Kunst und Krug, hist. topogr. Beschr. v. Frankf. a. M. — mündlich.

84. Luther in Frankfurt. Kirchner, Lersner, Schudt.

86. Wunderliche Zumuthung. Gesch. des lutherischen Gesangbuchs von Schmidt. Altenburg, 1707. — Wunderhorn.

88. Fünf Volkslieder. Fichard, Lersner, (Soltau) Uhland. — No. 3 u. 4 warten ihres Uhland zur Herstellung geregelter alterthümlicher Schreibweise. — Beiläufig zu S. 97: Wälle und Kanonen wurden, wie aus den Liedern ersichtlich, meist mit Thiernamen belegt; das Affenthor ist demnach das Thor am Affenstein, und hat Nichts mit Ave (Maria) zu schaffen und hat sicher auch vorher nicht Avethor geheißen.

110. Frankfurter Apophthegmata. Zinkgref, Weidner — Lersner, Stricker (Heilkunde), Jöcher. — Es ist schade, daß sich nicht mehr und Besseres gefunden.

115 Das Fettmilchplätzchen. Lange — Lersner — Göthe. Die Verse aus Wagenseil (Belehrung der Jüdisch-Teutschen Schreibart); das Lied steht auch bei Schudt.

119. Der Schwedenschuß. Mündlich — Krug. — Vergl. S. 286.

119. Die polnische Mutter. Noll (D.), mündlich.

120. Der bucklige Geiger. Nach einem Volkslied.

122. Die Abschaffung der Folter. Nach J. B. Rousseau (— nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen franz. Dichter, Jean Baptiste R., noch viel weniger natürlich mit J. J. R.; Obgenannter hat lang in Frankfurt gelebt und mehrere Bände Gedichte ꝛc. herausgegeben.) — Ob sich diese Sage — ein sonderbares Seitenstück zum Schelm von Bergen — an etwas wirklich Geschehenes anlehnen mag?

Seite

126. Der kluge Richter. Nach W. O. v. Horn; auch mündlich. („Was ist Wahrheit?") Vergl. die bekannte Geschichte von Hebel.

128. Die Pest zu Frankfurt. Wolf, deutsche Sagen; Grimm, d. Mythologie; mündlich; — Behrends, Einwohner ꝛc.

130. Das Einhorn. Lersner. „Nym. Soll dieser Humor gelten?" (Sh.)

131. Ausführliche Beschreibung ꝛc. Lersner — Frank.

136. Juden- und Christenschwänke. Sämmtlich: Schudt, J. M.

143. Erstes Buch Mosis und Psalmen. Döring, Chronik — Lersner — Pfr. Becker, Agende ꝛc.

144. Des Spritzenmeisters Tod. Döring, Chr.

145. Die Nachricht. Frankf. Jahrbücher — Meidinger, Anstalten ꝛc.

147. Wahrhafftigkeit der Weibs-Leuth. Nova Facies.

148. Der Hochzeitsgast. Leben u. Gesch. Joseph II., 1790.

149. Cüstine's Leibwache. Ung. (D.) Ich suchte vergeblich bei Ihlee und Meisinger nach einem weiteren Anhalt für diese Sage.

150. Cüstine's Prophezeihung. Ihlee, Tagebuch.

151. Die letzte Kaiserniſche. Kirchner — Krug — mündlich ꝛc.

155. Der letzte Krönungsbeutel. Pfr. König im Gedenkbuch ꝛc. der Buchdruckerkunst; — Göthe.

157. Die Krönungsnacht. — ? —

160. Der Türkenschuß. Zahme Travestie.

164. Zwei Kirchweihschüsse. Mündlich. — J. B. Rousseau.

167. Die drei Leyern. Mährchensage. — Vergl. Göthe's Abstammung väterlicher Seits, seine Lebensgeschichte (Viehhoff, Schäfer ꝛc.), das betr. Wappen und die Untersuchungen darüber 1844 und 1849. — Göthe-Album — — Appell (Haus m. d. 3 Lyren) — — Smets — Carriere.

176. Der Irrlichtertanz. Bettina (G. Briefwechsel mit einem Kinde); auch Viehhoff. — Die Verse des Motto's vom „Heerwisch" lauten in Wolf's hess. Sagen (S. 94) noch ganz anders.

179. Hinter der schlimmen Mauer. Reiffenstein. — — **Göthe.** — — „Nym. Der rechte Humor ist, im wahren Monument (!) zu stehlen. Pistol. Stehlen? O pfui! Aneignen nennt es der Gebildete." (Sh.) — NB. Dieses Mährchen steht natürlich nicht als Repräsentant Göthe'scher Dichtung hier. — S. 196 in der Note:

Seite

anſtatt: „und zu beſchneiden" lies: oder umzuformen. — S. 197 in der Note: nach: „recht ins Auge" — ſowie auch den Eſchenheimer Thurm. — — Für Nichtfrankfurter hier beiläufig die Notiz, daß alle in dieſem Buche genannten, noch vorhandenen Frankf. Oertlichkeiten der Herausgeber desſelben ſelbſt in Augenſchein genommen. — — Bekannte, aber noch lange nicht genug bekannte Literatur-Notiz: Göthe's Werke ſind im größeren Publikum durchaus nicht ſo gekannt, als man oft meint — durchaus nicht ſo bekannt, wie z. B. Schillers Werke.

198. Narziß. Varnhagen v. Enſe, Denkwürdigkeiten — Lappenberg, Reliquien ꝛc. — Notiz für den Wiſſenden: Der Wahrheit etwas näher zu kommen, iſt die Blindheit weggelaſſen. Vergl. übrigens: Lappenberg, Reliquien ꝛc. S. 188.

199. Senckenberg und Pfefferkorn. Belli-Gontard. — Dieſe Geſchichte war eigentlich für eine Jugendſchrift beſtimmt, welche Züge aus dem Jugendleben verdienter und bedeutender Menſchen zur Nacheiferung vorführen ſollte; vielleicht ſteht ſie jedoch auch hier nicht am unrechten Platze.

206. Doktor Ritter. H. Döring (Sch. Leben.)

210. Ahasverus in Frankfurt. Den Anſtoß gab ein Gedicht von Smets; — mündlich; — vergl. Schubart's Gedicht und Schudt. — Börne. — Für Durchſicht und Rektifikation dieſer Sage bin ich einem hieſigen hochverdienten iſraelitiſchen Gelehrten zu Dank verpflichtet. — Zeile 3 v. oben nach: Leidenden — kein Komma.

214. Der ſilberne Eſel. Nach Rüppell's Erzählung im Archiv f. Frankf. Geſch. u. Kunſt. — (Dr. J.)

216. Das Mädchen an der Brücke. Alte Frankf. Zeitſchr. (Beob. a. M. u. Rh.) — Seitenſtück zu „Narziß." — Dergleichen Sagen, die überall in Menge vorkommen, wären noch mehr mitzutheilen geweſen, wenn es nicht auch eine Kunſt wäre — zu ſchweigen.

217. Der Kutſchenkauf. G. Bl. f. d. Großh. Fr.

219. 1813. Lange; Heyden, Galerie ꝛc.; Belli-Gontard; Jügel.

222. Die Söhne der Wittwe. Mündlich und D.

224. Der Erfinder des Aepfelweins. Mündlich. — Eine Sammlung ſolcher Lokalanekdoten, kurz und bündig, müßte von großem Intereſſe, ja, ſelbſt von kulturgeſchichtlichem Werthe ſein.

Seite

224. Vier Niederräder Traditionen. Mündlich (mitgetheilt durch N ...) — Seiner Lage wegen scheint Niederrad von allen Frankfurter Ortschaften die meisten Sagen zu hegen.

228. Altkönig und Pfingstweide. Mündlich. — Die Noten nach Schäffer, Waisenhaus ꝛc. und Kriegk, phys. geogr. Beschr. ꝛc. — Ich bemerke nachträglich, daß in dieser Geschichte die Rede ist von einem „Ich", welches doch sonst im ganzen Buche nicht vorkommt. Denke man sich dieses „Ich" als Nicht-Ich (nichtig), so wird man ganz leicht das „reine Ich" setzen können.

232. Die lustigen Gesellen. Entnommen A. Kaufmann, Mainsagen.

234. Das lutherische Meßbüblein. Ueber den Eingang vergl. Thomas ꝛc. — Zur Vergewisserung, daß nicht irgend Etwas in diese Geschichte hineingerathen, (natürlich ohne Willen und Absicht), was möglicherweise irgend Einen als Profanation anmuthen könnte, wurde diese Geschichte vor dem Druck mehreren gebildeten strenggläubigen Katholiken vorgelesen, denen sie jedoch so sehr wohlgefiel, daß sie eher das Gegentheil darin fanden. So sei denn gesagt, daß sie weder das Eine, noch das Andere sein soll, weder ein Für, noch viel weniger ein Gegen — sondern nur die einfache Darstellung eines Faktums.

Anhang. Die Verse in diesem Anhang waren alle viel früher vorhanden, als der Gedanke an diese Sagensammlung. Wie aus einem Ueberblick dieses Buches ersichtlich, lag es nicht in dessen Plan, Gedichte, von denen sich mit leichter Mühe eine große Menge hätte zusammen stellen lassen, aufzunehmen, ausgenommen einige werthvollere oder doch charakteristische Volkslieder und Volksreime (deren Urheber unbekannt). Verse aus manchen bekannten Gedichten bekannter Verfasser sind nur als Motto's und Noten gegeben und später hinzugefügt. — Nur mit Schüchternheit wagt es der Herausgeber dieses Buches, den Versanhang, in Betracht seiner lokalen Natur, anzufügen, und zwar gleichsam als eine Vergünstigung, die man ihm bewilligt für seine Mühe, die er mit diesem „Sagenbuche" gehabt.

Die Frankenfurt.

Heil Frankfurt! — Die Noten nach Fichard und Krug.

Der freien Stadt Frankfurt!

Das Cruzifix auf der Mainbrücke.

Um den Eindruck nicht zu stören, den dieses schöne Gedicht auf fromme Gemüther machen wird, ist es in möglichst passende Umgebung gesetzt und eine Note dort unterblieben. Daß es nicht von dem Verf. der andern Verse ist, wird dem Leser nicht schwer fallen, sogleich herauszufinden. Seite 119 war schon lange gedruckt, als mir dieses bis jetzt ungedruckte Gedicht zugesandt wurde. Mag es ausnahmsweise hier stehen. Gemäß dem Wunsche des Uebersenders, dem Vater des Verfassers, sei bemerkt, daß letzterer (jetzt Pfarrer) das Gedicht schrieb, als er noch Primaner des hiesigen Gymnasiums war (1841). Wenn's alle Primaner so können, dann steht's gut um Frankfurts poetische Blüthe. — Das Motto ist von mir hinzugefügt. — Es ist nicht vorauszusetzen, daß es meinem „Sagenbuche" gehe, wie es Göthe's „W. Meister" ergangen. „Er (F. L. v. Stolberg) verbrannte den Roman feierlichst in Gegenwart seiner Freunde, bis auf das 6. Buch (die Bekenntnisse der „schönen Seele"), welches er wie Arndt's Paradiesgärtlein rettete und besonders binden ließ." (Lppnbrg.)

Parallellinien.

Mainwanderung.

Auf dem Feldberg.

Aus Ruinen.

Zu S. 276. Was ist denn das für ein „Testament des Johannes?" — Diese Frage, mit welcher Meister Lessing sein also betiteltes Gespräch beginnt, kommt mir schon, ehe dieses Buch nur gedruckt ist. Die beste Auskunft darüber für den, der solche nöthig hat, ist demnach in Lessing's Werken zu finden.

Schließlich wird um Selbstberichtigung etwaiger nicht angezeigter Druckfehler gebeten.

Nachrede.

„Leſer, wie gefall' ich dir?
Leſer, wie gefällſt du mir?"
(Logau.)

Beruflicher Veranlaſſung mit Neigung folgend, mich mit der Topographie und Geſchichte meiner Vaterſtadt etwas genauer zu befaſſen, als es ſonſt vielleicht geſchehen wäre, faßte ich anfänglich den Plan, eine Anzahl ſolcher hiſtoriſchen Aufſätze niederzuſchreiben, wie z. B. S. 47 „Günther von Schwarzburg" — ſtets anknüpfend an Frankfurter Oertlichkeit, populär und gedrängt, lesbar für das größere Publikum. Kenntniß der Heimath und ihrer Geſchichte ſollte dadurch in weiteren Kreiſen befördert und Anhänglichkeit und Liebe für die Vaterſtadt angeregt werden.

„Gerne hätt' ich fortgeſchrieben,
Aber es iſt liegen blieben." (G.)

Allmälig änderte ſich der Plan, und von der eigentlichen Hiſtorie wandte ich mich mehr den Sagen zu — indem noch keine ſolche Frankfurter Sagenſammlung vorhanden.

Eine bloße Sammlung im Wiederabdruck wäre das Leichteſte geweſen, ſchien mir aber nicht das Rechte zu ſein für ein volksthümliches Buch; deßhalb bearbeitete ich ſie nach den angegebenen Quellen.

Außer den genannten, wurde noch eine große Anzahl anderer Francofurtenſien durchſtöbert, ſowie auch viele allgemeine Werke, um charakteriſtiſchen Frankfurter Lokalſagen auf die Spur zu kommen; dann noch Frankfurter Topographien, Album's u. dgl., ſowie namentlich auch ſehr viele Frankf. bell. Zeitſchriften von den älteſten Zeiten an.

Jedoch — — — nun, Göthe ſagte von Tiedge: „Er würde beſſere Gedanken haben, wenn es ihm beſſer ginge!" — Und ein deutſches Sprichwort ſagt: „Nicht mehr thun, iſt die beſte Buße!" —

Ferner ward aber auch, ſo viel als möglich, mündlichen Traditionen ſagenhafter Natur nachgeſtöbert; ich fand jedoch einen Ausſpruch Dr. Fr. Böhmers ſo ziemlich bewahrheitet: „Hier ſind keine Traditionen mehr. — Keine Memnonsſäule ragt mehr aus der uniformen Fläche!" —

Im Munde des Volkes leben nur noch wenig Sagenanklänge, wie es in einer größeren Stadt, namentlich einer an einem Eisenbahncentralpunkt gelegenen Handelsstadt, mit fortwährendem starkem Fremdendurchzug, nicht leicht anders möglich sein kann; denn die Sagentraditionen lieben heimliche, engumfriedete Orte, abgeschlossene Gegenden und verschlossene Thüren, aber nicht Heerstraße und Marktgetöse.

Wo Nichts ist, hat natürlich auch der Kaiser sein Recht verloren; aber aus einem chaotischen Nichts ein passables Etwas zu machen — „das ist's ja, was den Menschen zieret."

Ich hielt also das Sagenhafte als den prinzipiellen rothen Faden meiner Sammlung fest — ohne jedoch an den Stoffen zu pressen, um mehr herauszukriegen, als drin ist. Sie sind nicht novellenartig ausgesponnen; doch ist nach einiger Abrundung gestrebt. Der urkundliche oder traditionelle Kern der Sage ist nirgends geändert; das Moderne dieses Buchs beruht nur in der sprachlichen Darstellung.

Sei es den Lesern überlassen, selbst herauszufinden, was historisch oder sagenhaft, Wahrheit oder Dichtung ist.

Die vorzüglichsten Frankfurter Hauptsagen sind alle darin.

Auf Vollständigkeit jedoch oder auf eine symmetrische Vertheilung des Stoffes in Betreff der Quantität und Qualität macht dieses Buch gar keinen Anspruch.

Es wechselt Bekanntes mit Unbekanntem, Werthloseres mit Werthvollerem — wie's eben der Weltlauf mit sich bringt.

Farblosigkeit wird wohl meist die eigentliche Farbe der Stadtsagen sein.

Die aufgenommenen fremden Verse mögen sich selbst entschuldigen; der Versanhang am Schlusse des Buchs sei freundlichster Nachsicht empfohlen.

Anmuthige Schwänke älterer Zeit hält' ich gern noch mehr aufgenommen, wenn sie mir zu Gebot gestanden; werthvollere Volkslieder gleichfalls.

Charakteristische Frankfurter Lokalanekdoten und Apophthegmen neuerer Zeit zu sammeln, möcht' ein ganz verdienstliches Unternehmen sein.

Gar gerne hätt' ich auch Sitten, Gewohnheiten, Volksfeste u. dgl. älterer Zeit, namentlich die Handwerksgebräuche ꝛc. (S. Lersner, Böhmer, Kirchner ꝛc.) in lesbarer kurzer Darstellung aufgenommen, wenn

mich dies Alles nicht zu weit geführt und mein Volksbüchlein gar zu sehr angeschwellt hätte. Sei es Andern empfohlen.

Es mußt' überhaupt einmal ein Abschluß gemacht werden; denn sonst hätt' ich mich in diesen schwankenden Gebieten in's Unendliche verloren. Und man hat doch im Endlichen schon vollauf genug zu thun.

Eine genaue chronologische Anordnung war nicht gut thunlich; sie ist demnach nicht stückweise, sondern mehr gruppenweise aufzufassen.

Die Ungleichmäßigkeit der Bearbeitung liegt theils an den Stoffen selbst, theils auch daran, daß mir nicht immer alle hierhergehörigen Bücher zu Gebot standen, endlich aber auch daran, daß die einzelnen Stücke zu gar verschiedenen Zeiten, in Erholungsstunden von anstrengendem Berufe, niedergeschrieben wurden, und ich leider weiter keinen in der Sache erfahrnen Rathgeber zur Seite hatte, als eben die Bücher. — (Dankend muß ich hier der Freundlichkeit des Herrn Dr. Franz Roth erwähnen, der mir über einige altdeutsche Schwierigkeiten hinüber half.)

Wie schon gesagt, ist das Buch nicht für wissenschaftliche Zwecke, nicht von einem Wissenden für Wissende geschrieben, sondern von einem Liebhaber alter Historien für eben solche Liebhaber. Es sind gleichsam Holzschnitte nach Bildern berühmter Meister. Der berühmteste Meister aber im Bereich der Sage ist offenbar jener große Anonymus, den man Volk nennt.

Dieses Buch verlangt nicht, in die Bibliotheken der Gelehrten aufgenommen zu werden, sondern möchte lieber am häuslichen Herde gelesen sein, anheimelnd Alte und Junge. Deßhalb sind auch für die jetzige Zeit sittlich anstößige Sagen und Sachen ganz weggelassen, wie z. B. die grasse Sage von der „Weismutter", viele Geschichten aus Schudt, J. M. u. s. w.

Lehrer werden in diesem Buche manche vielleicht nicht unbrauchbare Illustration zur vaterstädtischen Geschichte und Geographie finden; ob es aber auch der Jugend selbst in die Hände gegeben werden könne, überlaß ich Eltern und Pädagogen; geschrieben ist es nicht für Kinder. (Diese fast etwas komisch klingende Bemerkung ist nur lokaler und persönlicher Natur).

Für Fachkenner ist es auch nicht geschrieben; denn daß ich diesen nichts Neues biete, weiß ich sehr wohl; doch sollt' es mich freuen, wenn sie dies anspruchslose Werkchen ihrer Durchsicht würdigten.

Sind hier und da Dinge gesagt, die Frankfurts Bewohner, denen

allerdings zunächſt dieſes Buch gewidmet iſt, ſelbſtverſtändlich wiſſen, ſo iſt zu beachten, daß es auch jenſeits der Frankfurter Gemarkungsgrenzen geleſen und verſtanden zu werden wünſcht.

Es iſt Alles mit Sorgfalt vermieden, was, wie es in einer lokalen Schrift ſo leicht möglich, irgend Jemand perſönlich unangenehm berühren könnte. Bei Wahl und Darſtellung der Geſchichten iſt keine Partheianſicht maßgebend geweſen, ſondern Alles ſo objektiv als möglich hingeſtellt worden, ohne tendenziöſe oder moraliſtiſche Nebenzwecke. Die aufgeſuchten und aufgefundenen Stoffe ſind, wie ſie ſind; die Art und Weiſe der Darſtellung ſei milder Beurtheilung empfohlen.

Es iſt übrigens nicht nur nach Wahrheit, ſondern auch nach Klarheit geſtrebt, nicht nach Wortprunk, Effekt und gelehrtem Weſen, ſondern nach größtmöglichſter deutſcher Einfachheit — auf daß es dem Leſer nicht gehe, wie dem Kämmerer aus Mohrenland, den Philippus frogte: „Verſteheſt du auch, was du lieſeſt?“ —

Der Wörter in dieſer Nachrede ſind wahrlich mehr geworden, als es gewollt hat

der Nachredner.

P. S.

Guter Freund und Kriegskamerad! Ich ſehe, wie Du gähnſt! Du meinſt, der Entſchuldigungen, üblen Nachreden ꝛc. ſeien jetzt genug! Und auch ich denk' ſo! Aber muß man denn „am Ende“ nicht wieder auf den Anfang zurückkommen! Und iſt Dir denn nach dem Durchleſen dieſes Buchs (vorausgeſetzt, daß — — —) nicht der Titel desſelben etwas ungehörig und vielleicht gar pretentiös vorgekommen? Und iſt es denn nicht der Titel, an den ſich oft die Kritik ſo gern anklammert?

Nun ſieh' — es war einmal ein Bauer, der wollte ſein neugebornes Söhnlein taufen laſſen, wußt' aber gar nicht, welchen Namen er ihm beilegen ſollte und frug deßhalb in ſeiner Verlegenheit den Pfarrer um Rath. Der Pfarrer ſagte: „Aber, lieber Mann, das iſt ja doch ſo einfach! Gebt dem Kinde doch Euren eigenen Namen!“ — Der Bauer beſann ſich lange hin und her und ſagte endlich: „Na, meinetwegen! Ich hab' mein Kindle gar zu gern! Ich will ihm meinen geben! Da lauf' ich ſo 'rum!“ —

Damit nun dieſes Buch nicht auch in der Welt „ſo 'rum" laufen muß, gab ich ihm jenen Namen, mit dem man es kurz und bequem rufen kann, wenn auch ſein ſpezielles Signalement nicht ſo ganz mit dem Titel harmoniren mag. Kommen doch ſo viele Menſchen zu einem Titel, ohne daß man weiß, wie und warum! Und ſo wurden denn auch dieſe Studien betitelt:

Frankfurter Sagenbuch

von

Karl Enslin.

Von dem Verfaſſer dieſes Buchs iſt früher erſchienen:

Neckräthſelbuch. Räthſelfragen und Volksräthſel zur Luſt und Lehr' für das reifende, begreifende Jugend-Alter von 10 bis 1000 Jahren. Mit vielen unſichtbaren Stichen und Schnitten. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Frankfurt a. M., H. L. Brönner.

Räthſelgeſpräche für die Jugend. Frankfurt a. M., H. L. Brönner.

Lichtbilder aus dem Kindesleben. Erzählungen für die Jugend. Mit 8 bünten Bildern. Stuttgart, R. Chelius.

Lebensfrühling. Gedichte für die Jugend. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, Fr. Brandſtetter.

Lieder eines Kindes. Gedichte für die Jugend. Leipzig, C. Merſeburger.

Fromm und frei. Gedichte. Leipzig, F. A. Brockhaus. — „Gedichte meiſt religiöſen Anklangs von dem in vielen Kreiſen bekannten und beliebten Dichter, Karl Enslin, eine Sammlung, die ſich den Dichtungen Leopold Schefer's, Julius Hammer's, Heſſemer's u. A. würdig anreiht, indem ſie in friedlicher, verſöhnlicher Weiſe alle religiöſen Gemüther, ohne Rückſicht auf eine beſondere Confeſſion, zu erbauen und zu erheben ſucht." —